Kletke, H.

Das Buch der Reisen Bunte Bilder aus der Natur u. dem Menschenleben. Mit 6 colorirten Zeichnungen

Berlin (1852)

<36632866590017



Ein Wettlauf mit Wölfen.

DAS BUCH der REISEN

BUNTE BILDER

aus der

Natur und dem Menschenleben.

Zur Belehrung und Unterhaltung

für die

REIFERE JUGEND

Gesammelt und herausgegeben

von

H. KLETKE

Mit 6 colorirten Zeichnungen

von

THEOD: HOSEMANN.

BERLIN

Verlag von Julius Springer.

(1852.)

Lith. Anst. von W. Hagelberg, Berlin.

Vorwort.

Bunte Bilder sind es aus dem Natur- und Menschenleben, die ich der reiferen Jugend zur Belehrung und Unterhaltung darbiete. Beides hoffe ich gleichmäßig abgewogen und vereinigt zu haben; denn das Eine ohne das Andere würde dem Zweck, den ich im Auge habe, nur unvollständig entsprechen. Dieser Zweck nämlich beschränkt sich nicht darauf, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, oder der Jugend ein angenehmes Lesebuch in die Hand zu geben — beide Bedingungen müssen freilich erfüllt sein — sondern vor allem wünsche ich durch diese Reihe charakteristischer Darstellungen in dem empfänglichen Geist der Jugend das Bedürfniß zu erwecken, sich mit der Erde und deren Bevölkerung in ernstlicher wissenschaftlicher Weise zu beschäftigen. Ich wünsche jenen Trieb des Wissens zu entzünden, dem das Einzelne nicht mehr genügt; dem es, gerade durch seine freie eigenthümliche Entwicklung, die Lust erweckt, es auch in der Gesammtheit betrachten, es sich zum einheitlichen Ganzen verbinden zu lernen; dem es Bedürfniß wird, diese Erde, mit der scharf ausgeprägten Physiognomie ihrer Glieder, als eine Erdgestalt, diese Menschen, die ihm in der mannigfachsten Prägung der Sitten und Lebensverhältnisse, ja der körperlichen Bildung

entgegentreten, als ein Menschengeschlecht zu erfassen. Was ich also hier gegeben habe und geben wollte, sind lebens- und charaktervolle Einzelheiten; es sind Bilder, die durch ihre Eigenthümlichkeit und Frische den Leser zum Verweilen, zum Nachdenken, zum Erkennenlernen anregen und nöthigen sollen. Es versteht sich, daß diese Bilder nur dem Boden der Wirklichkeit angehören und wenn ihr Inhalt zuweilen fast romanhaft erscheint, so ist das ein Beweis, welch' eine Fülle von Phantasie dem wirklichen Leben nicht minder als der Dichtung inwohnt. Auch habe ich gern, um des lebendigeren Eindrucks willen, soweit dies unbeschadet dem Zwecke dieses Buches geschehen konnte, solche Stücke gewählt, die sich zu einem bestimmten Ganzen novellistisch abrundeten. Daß sämmtliche Erzählungen nicht einem einzigen Erzähler angehören, ergiebt sich leicht; absichtlich hab' ich nur in solchen Fällen, wo es die Deutlichkeit erforderte, den Erzählenden namhaft gemacht. Eben so habe ich, um den Raum für das Wesentlichere nicht zu beschränken, mich von solchen Einleitungen und Erläuterungen frei gehalten, die jedes gute geographische Handbuch nachweist, zumal ich bei der reiferen Jugend so viel Vorkenntnisse voraussetzen durfte, um sich in diesen Bildern leicht zurecht zu finden.

Was nun die Quellen anbetrifft, denen ich diese Skizzen entlehnte, so habe ich fast ausschließlich die neuesten und auch, so weit sich dies beurtheilen ließ, nur die zuverlässigsten benutzt. In zweifelhaften Fällen habe ich lieber auf den anziehendsten Stoff verzichtet. So hätte ich gern z. B. ein recht treues und anschauliches Bild von den Kaffern gegeben. Während jedoch Thomas Pringle in seinen trefflichen südafrikanischen Skizzen dies Volk im Ganzen wohlwollend beurtheilt, die von den Boers verübten Grausamkeiten mit Strenge rügt und mildere Maßregeln empfiehlt, vertritt einer der neuesten Reisenden, Alfred Cole, ein Mann, dem man keinesfalls Geist und Beobachtungsgabe absprechen

kann, gerade die entgegengesetzte Ansicht. Nach ihm wären die Kaffern ein Diebs- und Räubergesindel, welches am besten ganz von der Erde vertilgt würde. — Aus einem anderen leicht erklärlichen Grunde hab' ich eben so wenig von den Jagdabenteuern des vielbesprochenen afrikanischen Nimrods, welche die Grenze zwischen Wirklichkeit und Dichtung nicht allzustreng innezuhalten scheinen, für mein Buch Gebrauch gemacht.

Von deutschen Zeitschriften sind es vorzugsweise zwei, denen ich, wie Jeder bei ähnlichen Arbeiten, zu Dank verpflichtet bin: das Ausland (Stuttgart) und das Magazin für die Literatur des Auslandes (Berlin). Aus den neusten Jahrgängen des ersteren sind hier entlehnt: eine Fahrt auf dem Mississippi, die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika, Jagdabenteuer in Nepal, Tigerkampf zu Golo, die Verbrennung der Leiche des Dewa Argo; aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes: ein Reiseabenteuer in der Sahara, eine Löwenjagd in Algerien, der Fluch eines Fakirs. Waldleben und Waldabenteuer in Maine ist ein Auszug aus einem gleichnamigen englischen Buche, welches vor Kurzem in Neuyork erschien. Derselbe findet sich in dem, von Dr. Karl Andree redigirten Westland, Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse (Bremen). Ich kann diese vortreffliche Zeitschrift der allgemeinen Beachtung nicht genug empfehlen. Eine Theeplantage auf Java und Tahiti wurde von Fr. Gerstäcker in der Augsburger allgemeinen Zeitung mitgetheilt. Von dem bekannten Reisenden Franz Junghuhn ist die lebendige Schilderung einer Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo. Die Heldin von Texas, mexikanische Räuber, ein Sturm auf Antigoa, die Tigerhöhle sind Gabriel Ferry nacherzählt, der seine geistvollen amerikanischen Skizzen, größtentheils in der Revue des deux Mondes veröffentlichte. Die Schlangen im Innern von Central-Amerika sind einem englischen Werke von Byam, wildes Leben im Innern von Central-Amerika, (deutsch von Lindau, Dresden 1850) entnommen. Das Sol-

datenleben am Kap wird von dem Engländer Alfred Cole geschildert in dem vor Kurzem (auch in einer guten deutschen Bearbeitung von Haßkarl, Leipzig 1852) erschienenen Werke: das Kap und die Kaffern, oder Mittheilungen über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Süd-Afrika. Aus den schon älteren afrikanischen Skizzen von Thomas Pringle (1836) ist die Wirthschaft eines holländischen Boers und die Elephantenjagd am Kap. Die Reiseerinnerungen aus Sibirien wurden von Hansteen dänisch im norwegischen Volkskalender mitgetheilt. Aus Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt, in den Jahren 1845, 46 und 74 (aus dem Dänischen übersetzt und theilweise bearbeitet von W. v. Rosen, Mitarbeiter am Original. Band 1. Kopenhagen und Leipzig 1852) sind die Hindus, das Leben und Treiben in Madras und die Hahnenkämpfe in Manila entlehnt. Ein Haifischfang in Sidney und Sitten und Charakter der Neu-Seeländer sind nach dem umfangreichen Reisewerke des Oberstlieutenants Mundy bearbeitet, welches mit vielem Geist eine Gesammtanschauung der australischen Verhältnisse giebt: Our Antipodes: or, Residence and Rambles in the Australasian Colonies, with a Glimpse of the Gold Fields. By Lieut. Col. G. Ch. Mundy. 3 Vol. London 1852. — Den noch übrigen Aufsätzen liegen Mittheilungen ausländischer und deutscher Zeitungen zu Grunde. — Daß ich, ohne an dem Wesentlichen des Inhalts zu ändern, auch bei denjenigen Darstellungen, die ich nicht selbst nach ausländischen Quellen bearbeitete, zuweilen zweckgemäß scheinende Kürzungen und Aenderungen vorgenommen habe, wird keiner Rechtfertigung bedürfen.

Berlin, im August 1852.

H. K.

Inhalt.

Amerika.

Afrika.

Asien.

Australien.

Amerika.

I.

Waldleben und Waldabenteuer in Maine.

Wer kennt nicht die sogenannten Hinterwäldler? Ihre Ansiedelungen in den unabsehbaren Forsten der Alleghannies, im „blutigen Grunde" Kentucky, am Ohio und Wabasch, im westlichen Pennsylvanien, Virginien und Tennessee, ihre Fehden mit den Indianern sind hundertmal geschildert worden, und setzen Jung und Alt in Erstaunen. Die Hinterwäldler sind Gestalten, welche in der Geschichte der Vereinigten Staaten für alle Zeiten berühmt bleiben werden, obwohl nun ihre Zeit vorüber ist, denn der Waldmann hat dem Landmann Platz gemacht.

Nicht minder bekannt ist der Fallensteller, der Trapper, der einerseits hoch bis nach Norden hinauf, andererseits weit nach Westen hin, bis in die Felsengebirge und bis zum Gestade des großen Weltmeeres jahrein, jahraus die Einöde durchstreift, um Pelzthiere zu erjagen.

Aber wie Viele wissen etwas von einem kaum minder eigenthümlichen, jedenfalls derben und urkräftigen Menschenschlage, der im Nordosten der Vereinigten Staaten die Wälder lichtet, dessen Axt am Kennebec, am Androscoggin, am Penobscot, am St. Croixflusse erschallt, der jährlich viele Hunderttausende von Stämmen auf jenen Strömen hinabflößt, um sie

nach den Sägemühlen zu bringen, und der jährlich für mehrere Millionen Dollars Holz in den Handel liefert? Und doch hat der Holzschläger, der „Lunbermann", wie die Amerikaner ihn nennen, gleich dem Hinterwäldler und Fallensteller ein hartes, an abenteuerlichen Wechselfällen reiches Leben.

Während die Urwälder der mittleren und südlichen Staaten aus laubtragenden Bäumen bestehen, herrscht in Maine, Neubraunschweig und überhaupt am untern Sanct Lorenz der Nadelbaum vor. Dort sind die Tanne und die Fichte Monarchen des Waldes, namentlich die Weißtanne, die Pechtanne und die Rothtanne. Besonders die letztere zeichnet sich durch ihren sehr schlanken Wuchs aus, und nicht selten hat sie die ersten Zweige in einer Höhe von 80 Fuß über dem Erdboden. Die Pechtanne wird nicht ganz so hoch und erreicht nicht über 90 Fuß; sie giebt vortreffliches Brennholz und zur Erzeugung des Dampfes zieht man sie in Massachusetts allen andern Holzarten vor. Am meisten wird jedoch die Weißtanne gesucht; sie erreicht im nördlichen Neuengland sehr häufig eine Höhe von einhundert und fünfzig Fuß, und es ist noch nicht lange her, daß man im westlichen Neuyork Weißtannen von 240 Fuß Höhe fällte. Die Lambertstanne im nordwestlichen Amerika wird auch reichlich zweihundertdreißig bis vierzig Fuß hoch und die Douglastanne, gleichfalls im Oregon, erreicht eine Höhe bis zu 300 Fuß.

Die Tannen stehen in den weiten Wäldern gruppen- und familienweise beisammen. Jetzt findet man nur noch wenige solcher Gruppen, von denen eine allein den Holzfällern während ihres etwa drei Monate dauernden Winterfeldzugs Beschäftigung geben könnte. Vor fünf und zwanzig und dreißig Jahren war das noch anders. Damals standen ausgedehnte Gruppen Weißtannen in der Nähe der Seen und Flüsse; man brauchte nicht lange nach ihnen zu suchen, denn man fand bald, was man nöthig hatte. Aber die Axt des Holzfällers und noch mehr die Waldbrände, welche ungeheure Verwüstungen angerichtet haben, räumten auf, und man muß nun in weiter Ferne, weit hinten in der Wildniß suchen, was man einst näher hatte. Diese Tanne scheint in Folge der Habsucht der Menschen dazu verurtheilt zu sein, allmählig ganz aus angebauten Gegenden zu verschwinden. Sie theilt ein und dasselbe Schicksal mit den Indianern.

So muß denn der Holzfäller, bevor sein Winterfeldzug beginnen kann, durchaus erst Entdeckungsreisende oder Späher voraussenden, welche ihre Expedition gewöhnlich im Frühherbst antreten, und manchmal dieselbe noch im Winter fortsetzen, während die übrige Mannschaft sich schon längst im Lager befindet. Dann dringen sie auf Schneeschuhen durch die Wälder, diese „Holzjäger", und ihr Tagewerk ist wahrlich kein leichtes. Ziehen sie im Herbst aus, was gewöhnlich zu zweien oder dreien geschieht, so nehmen sie Schiffszwieback mit sich, gesalzenes Schweinefleisch, Thee und Zucker oder Syrup. Ihr Kochgeschirr besteht in einem Kaffeetopfe oder einer Theekanne, einem Schöpfgefäße aus Zinn und manchmal auch einer Bratpfanne; außerdem hat jeder eine wollene Decke, zuweilen wohl auch zwei, eine Axt, Flinte und Schießbedarf.

Das Alles wird auf ein kleines Fahrzeug, ein „Skiff", geladen, wenn die Entdeckungsreise dem Lande am St. Croix gilt, oder auf ein „Bateau", wenn man den Penobscot aufwärts fahren will. Das geschieht vermittelst langer Stangen, in ruhigem Wasser wird gerudert. So ausgerüstet brechen die „Holzjäger", die man besser Holzsucher nennen könnte, frischen Muthes auf und steuern auf dem Hauptstrome und auf Nebenflüssen manchmal 200 englische Meilen weit landeinwärts, nach Einöden, die vor ihnen vielleicht keines weißen Mannes Fuß betreten hat. Den Lagerplatz für die Nacht suchen sie aus bevor es dunkelt; am liebsten wählen sie ihn in der Nähe eines kleinen Baches. Dort schlagen sie ihr Zelt auf, d. h. sie stecken einige Stangen in die Erde, bedecken dieselben mit Zweigen und lassen nur die Vorderseite offen, vor welcher sie ein Wachtfeuer anzünden und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Solch ein Zelt gewährt im dunkeln, nächtigen Walde einen hübschen Anblick. Manchmal hängt man wohl auch Decken um die Zeltstangen und kann man mit Sicherheit Regen erwarten, so stülpt man das kleine Schiff um, das denn auch Schutz gegen die Nässe gewährt. Neuerdings sind kleine tragbare Zelte in Gebrauch gekommen. Ist das Lager fertig, so geht der Holzjäger daran, sein Abendmahl zu bereiten. Er kocht seinen Thee, den er gern stark trinkt, schneidet eine Scheibe Schweinefleisch ab, steckt ein Hölzchen hindurch und röstet jenes im Feuer. Dann und wann zieht er das Fleisch von der Kohle weg, und läßt das Fett auf den Schiffszwieback träufeln.

Ist keine Zeit zum Feueranmachen und doch der Hunger stark, so wird wohl das Fleisch roh genommen, in Syrup getaucht, und mundet vortrefflich. Nachher wird eine Pfeife Taback geraucht. Nicht selten wird der Holzjäger, wenn er eben eingeschlummert ist, durch schrillenden Eulenruf aus seiner Ruhe aufgeschreckt. In jenen Waldeinöden hausen Eulen in Menge und allnächtlich hört man ihr Wu-ho-ho-wa-wu, manchmal so stark, daß eine ganze Garnison Soldaten davor erschrecken würde. An sich ist das Eulengekrächz freilich ganz harmlos; wer aber dadurch im einsamen Urwalde aus dem Schlafe aufgeschreckt wird, findet solch mitternächtige Musik nichts weniger als harmonisch.

„Ich ruhte einst, erzählt ein Reisender. der mehrere Jahre lang mit den Holzfällern lebte und arbeitete, in meinem Zelte am Ufer eines Baches, der in den Penobscot fällt und fand Gelegenheit die Stärke meiner Nerven zu prüfen. Es war Mitternacht und Alles um mich her war ruhig; kein Lüftchen ging; überall Schweigen. Bevor ich mich niederlegte, hatte ich in einem Geschichtswerke über die amerikanische Revolution gelesen, wie einst eine Abtheilung weißer Truppen von Indianern überfallen worden war. Mit dem Gedanken an diesen Vorfall schlief ich ein und träumte, ich hörte den leise über das gefallene Laub hinrauschenden Tritt des rothen Mannes und plötzlich erschreckte mich ein gellender Schrei. Im Nu war ich vom Lager aufgesprungen, hatte mein Gewehr zur Hand, und blickte empor nach dem Baume, von welchem her das markdurchdringende Geräusch gekommen war. Vor dem Zelte brannte noch das Feuer, — von den Zweigen herunter leuchteten ein Paar Augen, ich zielte danach, und sogleich stürzte eine große Eule herab.“

Die Holzjäger, wenn sie einen Landstrich finden, auf welchem sie Ausbeute erwarten dürfen, ziehen ihr Schifflein ans Ufer und stülpen es um. Sie theilen ihr Gepäck auseinander, machen aus den Decken eine Art von Tornister und schlagen sich so in den dichtesten Wald, in welchem sie dann und wann einem stattlichen Musethiere (amerikanischen Elenn), einem schwarzen Bären, einem flüchtigen Hirsche oder anderem Wild begegnen, das sie vom Lager aufscheuchen. Da das Land meist nicht flach und der Wald insgemein sehr dicht ist, so hat man immer nur einen be-

schränkten Gesichtskreis. Will man sich umsehen, so erklettert man einen hohen Baum an einem Abhange, oder steigt auf einen „Pferdsrücken“, d. h. eine Bodenerhebung, die aus Sand und Grand besteht und, einem Eisenbahndamme vergleichbar, von 30 bis zu 90 Fuß emporsteigt. Es gibt solcher Landrücken in westlichem Theile von Maine mehrere; die Oberfläche ist allemal ganz eben, und so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren könnten. Der Späher besteigt gewöhnlich eine Sprossentanne, deren unterste Zweige doch meist zwischen 20 und 40 Fuß über dem Boden sich befinden. Wie da hinauf kommen? Man fällt einen kleineren Baum der viele Zweige hat, die gleichsam als Leiter dienen, legt ihn gegen den größeren Stamm und erreicht so ohne große Beschwerden seinen Zweck, denn das Hochklettern macht weiter keine Mühe. Dann blickt der Späher, gleich dem Matrosen vom Mastkorbe nach Wallfischen, nach Tannen umher und die Weißtanne ist gewissermaßen der Wallfisch des Waldes. Er sucht „Klumpen“ und „Adern“ von Tannen; er ist so eifrig und aufmerksam in seiner luftigen Höhe, wie nur ein Goldsucher sein kann. Hat er entdeckt, was er suchte, so gibt er seinen untenstehenden Gefährten ein Zeichen, indem er nach der Richtung hin, wo die Tannen stehen, Zweige hinabwirft.

Ein untenstehender Mann paßt genau auf und merkt sich mit Hülfe eines Compaß das Nöthige. Bei hellem Wetter gibt freilich die Sonne den Führer ab, bei bedecktem Himmel richtet man sich nach dem Moos an der Nordseite der Bäume; das nennt man den „Indianercompaß“, der aber nicht immer ausreicht, sondern manchmal geradezu irre leitet. Der Holzjäger untersucht dann die Beschaffenheit der Bäume, namentlich ob sie gesund sind, und darin hat er einen raschen und sichern Blick. Er überschlägt wie weit die Strecke ist zwischen dem Standort und dem nächsten Wasserlaufe, auf dem man die Blöcke hinabflößen kann, zeichnet die Richtung auf, welche die für den Transport der Stämme oder Blöcke zu bahnende Straße nehmen soll, geht dann nach der Stelle zurück, wo er sein Boot zurückgelassen hat, und rudert wieder stromab, um den Erfolg seiner Bemühungen den Gefährten mitzutheilen. Nun kommt es darauf an, vom Staate oder vom Privateigenthümer der ausgewählten Landstrecke die Erlaubniß zum Fällen der Bäume auszuwirken, natürlich gegen eine Entschädigung. Ist die Genehmigung erfolgt, so geht es rasch an die

Arbeit. Vor allen Dingen wird Heu gemacht. An den Stellen wo die Ströme durch ebene Landstrecken fließen, liegen zumeist weite Wiesengründe, die sich bis zu den bewaldeten Anhöhen, dem „Upland", erstrecken und manchmal viele tausend Morgen umfassen. Sie liefern Gras und Heu die Fülle für die Zugthiere und man geht rüstig daran, beim Geschrill der Eule, beim fernherschallenden Geheul des Wolfes, beim Pfeifen herbstlichen Windes das wallende Gras zu mähen, zu trocknen und auf Gerüste, sogenannte Stadel, „Staddles" zu bansen; denn im Spätherbst stehen gewöhnlich die Wiesen unter Wasser und man holt das Heu entweder in Booten ab, oder später mit Eisschlitten. Das Heumachen hat übrigens auch seine große Plage, da Millionen lästiger Insecten auf den Wiesen schwärmen und Menschen und Vieh peinigen. Nur wenn es regnet oder ein scharfer Wind wehet, hat man Ruhe vor ihnen. Doch ist das „Wiesenleben" nicht ohne Anmuth. Hin und wieder wird ein Hirsch geschossen, eine prächtige Forelle, ein Lachs oder ein anderer Fisch gefangen und man hat auch wohl ein anmuthiges Abenteuer mit einem schwarzen Bären. Meister Braun ist zwar kein Raufbold, der Streit anfängt, aber er mengt sich gern in anderer Leute Sachen, ist zudringlich und diebisch. Man hat oftmals mit ihm seine liebe Noth. Einst fuhren zwei Männer, die von der Wiese kamen, über einen kleinen See und sahen wie ein Bär von einer Landzunge nach dem gegenüberliegenden Ufer schwamm. Sie machten Jagd auf ihn und waren ihm bald nahe. Als er sah, daß an ein Entweichen nicht zu denken war, schwamm er gerades Weges auf seine Verfolger zu, deren einer ihm einen Schlag mit der Axt auf den Kopf gab. Bevor aber ein zweiter Schlag gegen ihn geführt werden konnte, war er schon auf den Rand des Bootes geklettert und hatte seine Zähne in das Dickbein seines Beleidigers gehauen. Dann sprang er ins Boot, setzte sich auf die Hinterbeine und schüttelte den Mann, wie etwa ein Jagdhund ein Feldhuhn schüttelt. Der andere Schiffer war ganz erstaunt und wußte sich im Augenblick nicht zu fassen: zum Glück besann er sich bald und versetzte dem unwillkommenen Gaste einen sehr derben Schlag auf die Nase. Der Bär ließ nun sein Opfer im Boote los, sprang über Bord und schwamm ans Ufer.

Manchmal erlebt der Heumacher gewaltige Herbststürme, welche in den Wäldern großen Schaden anrichten. Man sieht häufig Windbrüche, die viele tausend Bäume umlegen.

Die erste Expedition besteht also aus Holzjägern, die zweite aus Heumachern, die dritte, und zwar auch stromaufwärts, wird unternommen, um das Winterlager einzurichten und die Straße zu bahnen. Noch vor wenigen Jahren wurde der ganze Weg ins Innere zu Wasser zurückgelegt, und er war in mancher Hinsicht sehr beschwerlich. Wo Wasserfälle das Weiterkommen hindern, muß Nachen oder Boot zu Lande bis an fahrbares Wasser geschafft werden; häufig bildet das Wasser eine lange Reihe von so steilen Stromschnellen, daß sie gar nicht zu passiren sind. Jetzt hat man an diesen schwierigen Stellen Straßen gebahnt, auf denen man auch mit Pferden fortkommt; und der Holzfäller hat bei Weitem nicht mehr so viele Beschwerlichkeiten und Mühen an jenen Punkten, als ehemals. Aber unter allen Umständen bleibt das Hinaufschiffen von Vorräthen und Lebensmitteln eine Arbeit, welche große Kraft und Ausdauer erfordert; das Umgehen der Wasserfälle, das Weiterschaffen des Gepäcks und Schiffes von See zu See über einen Tragplatz strengt an. Fässer mit Mehl und Fleisch z. B. sind zu schwer, als daß ein Mann allein sie fortschaffen könnte; so müssen denn mehrere zugreifen, und die Waare über umgefallene Bäume, über rauhe, zackige Felsen, über schlüpfrige Wurzeln, durch Schlammlöcher, Moräste und Dickicht schaffen. Wer solche Stromschifffahrt nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich gewiß nur eine mangelhafte Vorstellung von dem Geschick, der Umsicht und der Körperkraft, welche der Schiffer nöthig hat, um sein Fahrzeug, das allemal schwer beladen ist, flußauf über die Stromschnellen zu bringen. Wer oben am Ufer steht und sieht, wie diese gebrechlichen Kähne, bis zum Rande belastet, durch das wilde Wasser zu Berg geschoben werden, wird das Unternehmen der Schiffer für beinahe unmöglich, in jedem Fall aber für ungemein schwierig halten. Aber der „Flußmensch“ kommt hindurch, mit einer staunenerregenden Sicherheit, auch an Stellen, wo das geringste Versehen für Menschenleben und Waarenladungen verderblich sein müßte. Wenn das Wasser über einen scharfabfallenden Abhang strömt, der aber ein glattes Kiesbett hat, dann muß der Bootsmann alle seine Kräfte an-

strengen um stromauf zu kommen. Er muß sein Schiff oder Flachboot mit Stangen weiter schieben, während er auf der Reise zu Thal viel leichtere Arbeit findet; er kann dann rudern und kommt rasch damit vorwärts.

Endlich ist die Gesellschaft, welche während der Wintermonate Holz fällen will, an Ort und Stelle und kann lustig daran gehen, ihr Lager aufzuschlagen. Man klärt den Platz, wo die Hütte stehen soll und schafft namentlich alle Blätter und jeden Rasen in der Nähe fort, weil sonst leicht Gefahr einer Feuersbrunst vorhanden ist; das trockene Gras fängt nämlich jeden Funken auf. Während Einige in dieser Weise beschäftigt sind, hauen Andere die Bäume auf der Stelle und zerschlagen sie in Stücke von vorgeschriebener Länge. Sobald Vorrath solcher Balken da ist, also schon am ersten oder zweiten Tage, legt man die größten Blöcke ins Gevierte, indem so dieselben an beiden Enden eingehauen und gekerkt werden; eine Lage kommt über die andere, bis diese Wand oder Holzmauer die erforderliche Höhe erreicht; dann legt man kleinere und dünnere Blöcke auf, um das Ganze zu verbinden. So steigt die Vorderseite der Hütte wohl nicht bis mehr als 9 Fuß auf, denn so hoch ist die gerade Wand; nach hinten zu dacht sie sich ab, bis 3 Fuß über der Erde. An diese eine Blockshütte baut man eine zweite dicht an und bringt in der Mitte den Feuerheerd an. Am liebsten wählt man für den Bau dieser Häuser die Sprossentanne, weil sie zugleich stark, leicht und trocken ist. Das Dach besteht aus 4 Fuß langen Schindeln, die man mit der Axt selbst spaltet und nicht etwa aufnagelt, sondern vermittelst mehrerer querübergelegter dicker Balken befestigt. Zuletzt bedeckt man Alles mit Zweigen von Tannenfichten und des Cederbaums, und wenn dann Schnee fällt, so ist diese Lagerhütte recht erquicklich warm; denn die Spalten zwischen den einzelnen Baumstämmen werden natürlich mit Moos ganz dicht ausgefüllt. Die innere Ausstattung ist sehr einfach. Eine Abtheilung gilt als Speisezimmer, eine andere bildet den Schlafraum, und eine dritte wird als Küche benutzt. Sie sind nicht durch Wände von einander geschieden, sondern durch Stangen auf dem Fußboden. Auch die Bettstelle ist sehr dürftig; sie besteht nämlich aus der Mutter Erde, die mit einer dichten Lage von Zweigen der Schierlingstanne, der Ceder oder der Fichte bedeckt wird. Die Kleider legt man

nur ab, wenn man an der Reihe ist, nicht Wacht halten zu müssen. Aber der Waldmann beneidet Keinen um ein weiches Dunenlager, denn er erfreut sich eines sehr gesunden und erkräftigenden Schlafes. Tische und Stühle sind dem Uebrigen angemessen; man haut sie aus Tannenholz zusammen; auf jeden Fall sind diese Klötze sehr dauerhaft.

Und welchen Appetit hat der Waldmann, wenn er aus Essen geht und die Bratpfanne dampft! Um diese setzt man sich herum, taucht Brot, Kartoffeln, gesalzene Fische in das brodelnde Schweinsfett. Man bäckt Brot in einem eigenen Ofen, der weiter nichts ist, als ein Loch in der Erde, in das man glühende Kohlen und heiße Asche wirft. Das Lagerfeuer brennt an der Erde nahe bei der vordern Wand des Hauses, wenn es sein kann zwischen großen Steinen, und Holz wird dabei wahrlich nicht gespart. Da die Waldleute nicht immer vorsichtig genug sind, so ist es schon vorgekommen, daß die Lagerhütte abbrannte und Leute verunglückten.

Es schläft sich vortrefflich im tiefen einsamen Walde nach des Tages Mühen und nach traulichen Gesprächen an den langen Winterabenden. Auch an Musik fehlt es nicht, wenn der Sturm durch den dichten Forst heult. Man erzählt einander die Abenteuer, welche man erlebt hat, und auch Gesang ertönt zuweilen; denn die Waldleute sind nicht ohne Poesie und haben sich Gesänge gedichtet, die unter den „Lumbermen" sehr beliebt wurden.

Den Stall für die Ochsen zimmert man auf, sobald das Wohngebäude vollendet ist. In diesem letztern bildet die nackte Erde den Fußboden, dem Vieh dagegen bereitet man einen solchen aus dicht neben einander gelegten, glatt behauenen Latten, zwischen denen man die Lücken mit Erde und Dünger sorgfältig ausfüllt. Ueberhaupt wird den Ochsen große Sorgfalt zugewandt, wenigstens soviel, wie ein guter Pferdeknecht den ihm anvertrauten Rassepferden angedeihen läßt. Der „Teamster" d. h. der Fuhrmann sieht spät Abends, ehe er sich schlafen legt, noch einmal mit der Laterne nach seinen Thieren, und früh Morgens füttert er schon, wenn die übrigen Lumbermen noch schlafen. Er hat den allerschwersten Dienst und muß seine Augen immer offen haben; jeder Huf, jeder Nagel, jeder Riemen, jede Kette muß stets von ihm beobachtet werden, denn eine Nachläs-

stigkeit kann sehr verhängnißvoll werden. Sind nun Wohnhaus und Stallgebäude in gehöriger Ordnung, so geht man daran, eine Hauptstraße und einige Nebenwege herzustellen.

Wie die Adern im Körper des Menschen im Herzen ihren Mittelpunkt für den Blutumlauf haben, so führen alle diese Wege nach dem „Klump" Tannenbäume, in welchem man Holz fällen will. Der Hauptweg windet sich in malerischen Krümmungen durch den Wald, und wird durch die Schleifen und das auf ihm geschleppte Holz glatt, denn der Schnee liegt sehr bald hoch, und die Bahn ist in kurzer Zeit steinhart. Diese Fahrbahn muß man als eine prächtige Straße bewundern; keine Stadt kann sich einer solchen rühmen, denn der Weg führt durch den herrlichsten Forst, welcher ihn zu beiden Seiten einfaßt. Aber es kostet nicht geringe Mühe ihn zu bahnen. Vor allen Dingen muß die beste Richtung ermittelt, nachher alles Gestripp weggehauen und zur Seite geschafft werden; sodann haut man alle im Wege stehenden Bäume glatt über der Erde ab, so daß ein mindestens 12 Fuß breiter Raum gewonnen wird. Löcher und Unebenheiten werden mit Stangen und Zweigen ausgefüllt und über Pfützen und Teiche legt man Brücken, die aus an einander befestigten Stangen und Aesten bestehen. Für den Waldmann hat das wilde Leben im Forste etwas Bezauberndes, im Herbst wie im Winter, der bald genug sich ankündigt. Es wird schon kalt, wenn eben alle jene Vorkehrungen getroffen worden sind; während der Nacht gefriert das Wasser, auch kommen leichte Schneegestöber. Die Holzleute sind bereit ans Werk zu gehen und harren nur noch des Fuhrmanns mit einer Spannung, wie der Seereisende nach langer Fahrt des Einlaufens in den Hafen. Der Teamster kommt nämlich ganz zuletzt an Ort und Stelle; er bringt den übrigen Mitgliedern der Ansiedlung im Walde Zeitungen und Briefe von den Angehörigen mit.

Manchmal verspätet sich eine Partie, welche eine zweite Abtheilung Proviant zu bringen hat. Dann gehen die Flüsse wohl schon mit Eis, und das Hinaufschieben des Fahrzeuges die Stromschnellen aufwärts ist unendlich mühsam. Die Handschuhe frieren an den Schiebestangen fest, die Finger werden so steif und kalt, daß sie kaum noch die Stange halten können. Der Matrose auf dem Seeschiffe kann sich auch im heftigsten

Wintersturme wohl einmal so viel Zeit abmüßigen, um die Arme heftig über einander zu schlagen und sich so einigermaßen zu erwärmen. Der „Lumbermann“ darf es auf keinen Fall während seiner Bergfahrt über Stromschnellen; er braucht alle Augenblicke jeden seiner Finger, und läßt er sich das geringste Versehen zu Schulden kommen, so sind Leben, Schiff und Ladung aufs Aeußerste gefährdet. Wo die Beschaffenheit des Weges es erlaubt, jocht man die Ochsen vor eine lange, nur leicht beladene Schleife, die über schlammigen oder unebenen Boden gezogen wird. Fehlt es an einem Boote, so wird rasch ein Floß gezimmert. Ueber breite Ströme schwimmen die Ochsen mit Leichtigkeit, wenn das Wasser noch nicht mit Eis geht; ist aber dieses der Fall, so sperren sie sich anfangs wohl ein wenig, folgen aber am Ende doch dem freundlichen Zureden des Treibers. Ein Gespann — Team — besteht aus vier, sechs, oder auch wohl acht Ochsen. Im Monat November und December, wenn Erde und Sümpfe gefroren sind und der Frühschnee gefallen ist, wird das Gespann vor die Langschleife gejocht und zieht waldein.

Einmal waren wir, erzählt jener Reisender, schon etwa 100 Meilen weit vorwärts gekommen und dann bis zum Baschahegan-See gefahren, über den wir hinüber mußten, weil sich unser Lager auf der andern Seite desselben befand. Wir erreichten das Ufer spät am Nachmittage. Das Eis war noch nicht so dick, als wir vermuthet hatten, und es blieb sehr zweifelhaft, ob wir mit unserer Last ungefährdet hinüberkommen würden. Doch lag uns aus mehr als einem Grunde sehr daran, noch am Abend zum Lagerplatze zu gelangen. Der Ufersaum war so schlammig und morastig, daß wir die Fahrt um den See herum gern vermeiden wollten, und es wurde daher beschlossen, die Fahrt über das Eis zu wagen. Wir hatten 12 Ochsen; das leichteste Joch schickten wir voran, um die Stärke des Eises zu prüfen, und es zum Herausziehen der anderen Joche zu benutzen, falls diese einbrechen würden. Sie bildeten gleichsam unsere Reserve. Auf sie folgte eine mit Heu und dergleichen beladene Schleife; darauf kam ein Viergespann und nachher, versteht sich gleichfalls in angemessener Entfernung, noch ein Viergespann. So kam nicht allzuviel Schwergewicht auf ein und denselben Raum.

Dann setzten wir den Zug in Bewegung; das Eis krachte und knarrte

unter uns, wir erreichten glücklich eine Landspitze, als eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wipfel der hohen Tannen vergoldeten. Der Abend war bitter kalt, der Wind pfiff scharf über die eisige Fläche des Sees. Aber wir machten uns frischen Muthes daran, auch die noch vor uns sich ausdehnende Strecke zurückzulegen. Dort war freilich das Eis nicht so dick, als in der Bucht, welche wir bereits hinter uns hatten; kaum hatten wir etwa dreiviertel Meilen zurückgelegt, als das letzte Viergespann mit Schleife und Allem durchbrach. Sogleich wurde für die ganze Linie das Lärmzeichen gegeben und die übrigen Gespanne hielten an. Und als wir beschäftigt waren, jenes zu retten, sank auch das andere Viergespann ein, und endlich lagen sie alle im Wasser, die Reserve allein ausgenommen. Wären sie sämmtlich in Bewegung geblieben, so geschah wohl das Unglück nicht; durch das Anhalten und längeren Druck auf ein und dieselbe Stelle brach aber die Decke. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, welche Mühe es kostete, die Thiere wieder auf das Eis zu ziehen; auch war nicht geringe Gefahr dabei. Die armen Thiere zitterten wie Espenlaub; wir schafften sie ans Ufer, rieben sie ab und gaben ihnen zu fressen.

Es war nun spät Abends geworden, wir zündeten ein mächtiges Feuer an und ein Theil unserer Leute machte sich auf den Weg, um den Lagerplatz zu suchen, an welchem sich unsere am Tage vorausgegangenen Gefährten befanden. Diese mußten uns durchaus behülflich sein, wenn wir die eingesunkenen Schleifen wieder aus dem Wasser ziehen wollten. So war also an keinen Aufschub zu denken, und wir machten uns auf den Weg. Als wir uns mitten auf dem See befanden, wurde das Schneegestöber immer dichter, und wir wußten gar nicht mehr, welche Richtung zu nehmen war. Indessen wir trafen es glücklich, und nach einigen Stunden sehr angestrengten und anstrengenden Marsches erreichten wir endlich das Ufer, unweit von der Straße, welche zum Lagerplatz führte. Dieser befand sich etwa eine halbe Meile landeinwärts. Aber nun fragte es sich: lag er zur Rechten oder zur Linken. Nach Yankeeart „vermutheten“ wir, wo er etwa sein müsse, und wir hatten es getroffen. Unsere Gefährten lagen im süßen Schlafe; Mitternacht war schon vorüber. Bald aber summte der Theekessel, und nachdem wir uns durch Trank und Speise er=

quickt hatten, ruhten wir vortrefflich bis Tagesanbruch, um dann mit den Uebrigen den Zurückgelassenen Hülfe zu bringen. Sie hatten allerdings eine sehr unangenehme Nacht verlebt. — Es verursacht viele Mühe, alljährlich im Herbst die Zugthiere so weit in's Innere, oft manchmal 200 Meilen weit, zu schaffen. Oft vermeidet man das, indem man sie im Frühjahre in der Wildniß auf den Wiesen zurückläßt, wo sie bis zum Herbst sich selbst überlassen werden. Sie gedeihen dort ganz vortrefflich, sind aber sehr wild, wenn man sie im Herbst wieder einfängt, was nicht ohne Schwierigkeit abgeht. Doch gewöhnen sie sich rasch wieder in das Joch, und man sieht ihnen ordentlich die Freude darüber an, daß sie ihren Fuhrmann wieder haben. Manchmal freilich wird von solchen Thieren nichts wieder gehört und gesehen; das eine ist im Schlamme versunken, das andere hat sich verlaufen, das dritte ist von Wölfen oder Bären zerrissen worden; denn diese wagen sich manchmal auch an den stärksten Ochsen. Ich war einst Zeuge, daß ein solcher gefunden wurde, dem bei Nacht ein Bär ein großes Stück Fleisch aus den Keulen herausgefressen hatte. Wir erlegten den Räuber.

Nachdem die Waldleute sich einige Tage Ruhe gegönnt haben und Schnee gefallen ist, beginnen sie damit, die Blöcke an den geeigneten Platz zu schleppen. Alles ist beschäftigt; die Arbeit aber ist regelmäßig unter verschiedene Klassen von Waldleuten getheilt. Jeder von ihnen hat seine besonderen Obliegenheiten.

Das Ganze wird angeordnet und geleitet vom „Boß"*), die „Choppers" oder Hauer suchen die Stämme aus, hauen sie ab und theilen sie in Blöcke; einer von ihnen ist Master-Chopper. Die „Swampers" bahnen und ebenen die Straße bis zu der Stelle, wo die Bäume gefällt werden. Der „Barker" und der „Loader" schälen die Rinde vom Stamme ab, was an dem Theile des letztern geschieht, der auf dem Schnee schleifen und daher möglichst glatt sein muß; sie helfen auch dem „Teamster" oder Fuhrmann beim Aufladen. Der „Hauptmann vom Stachelstocke", nämlich eben der Fuhrmann ist Herrscher über das Gespann; endlich erscheint der Koch

*) Bedeutet wohl so viel, wie das Niedersächsische und Niederländische Baas; so gibt es an der Weser beim Schiffsbau auf jedem Werft einen Zimmerbaas u. s. w.

als eine keineswegs unwichtige Person, die freilich nicht allemal vorhanden ist, so daß die Uebrigen sich reihum dazu verstehen müssen, die Speisen für den Tisch herzurichten.

Beim Fällen des Stammes kommt es vor Allem darauf an, so zu verfahren, daß er nach der gewünschten Richtung hin niederstürzt. Dabei muß man in Obacht nehmen, nach welcher Seite hin der Baum sich neigt und wie stark und woher der Wind weht. Auf alles das verstehen sich die Chopper vortrefflich; steht aber der Baum am steilen Abhang einer Höhe, so schlägt ihre Berechnung manchmal fehl. Der Boden erdröhnt, wenn solch ein Riese des Waldes niederstürzt, und manchmal hört man das Getöse stundenweit. Ehe man ihn zum Umsturz bringt, fällt man kleinere, rings umstehende Bäume, die ihm zum „Bett" dienen, denn er darf nicht zu tief in den Schnee stürzen und läßt sich dann auch mit geringerer Mühe aufladen. Man haut die Zweige ab, die Barkers laufen auf dem dunklen Stamme umher, wie die Matrosen auf dem Rücken eines Wallfisches und wenn Alles zum Fortschaffen bereit ist, kommt der Fuhrmann mit seiner „Bob=Schleife", welche wahrscheinlich so heißt, weil sie gestoßen und gerüttelt wird, wenn man damit über unebenen Boden fährt. Sie ist allemal sehr stark und fest gearbeitet, weil sie eine äußerst schwere Last zu tragen hat. Das Sechsgespann zieht an, sobald der Fuhrmann ruft und nun seufzt die Schleife unter der ungeheuren Wucht durch den Tannenforst.

Man schafft gern, wenn irgend möglich und thunlich, den ganzen Stamm auf einmal bis zum Landeplatze, d. h. nach der Stelle, wo im Frühjahr das Holz ins Wasser geworfen wird. Dort zersägt man ihn in Blöcke von 14—30 Fuß Länge, weil er so besser den Fluß hinabschwimmt. Manchmal werden Stämme von 80 Fuß Länge und beträchtlicher Dicke fortgeschleppt. So haut der Waldmann fort und fort, bis der eine „Klump" Bäume erschöpft ist; dann kommt ein anderer an die Reihe.

Noch vor einem Menschenalter wuchsen die prächtigsten Weißtannen dicht am Ufer der Flüsse und Seen; man fällte sie zu vielen Tausenden und brauchte sie blos ins Wasser zu rollen, so daß die saure Arbeit des Aufladens und Schleifens nicht nöthig war. Aber diese Zeit ist vorbei und man muß nun das meiste Holz aus einer nicht unbeträchtlichen Entfernung herschaffen. Doch ist trotz dieses ungeregelten Ausbeutens der Wälder

und ungeachtet der Hunderte von Millionen Stämmen, welche durch Waldbrände zerstört wurden, immer noch Holz in ungeheurer Menge vorhanden. Aber ein großer Theil dieser Tannen ist inwendig angegangen. Sehr viele Bäume unterliegen, nachdem sie völlig ausgewachsen sind, einem innern Zerstörungsprozesse, einer krebsartigen Krankheit, welche die Waldleute Conk oder Konkus nennen. Man erkennt diese Krankheit schon an der Außenseite des Baumes an einem kleinen braunen Flecke, der sich einige Fuß über dem dicken Ende zeigt; er gleicht manchmal einem Stück Pfefferkuchen und ist bald klein, wie etwa ein Viergroschenstück, bald so groß wie ein Hutdeckel. In manchen Klumpen erkennt man die Krankheit nur an einem kleinen gelben Flecken Pech, das herabträufelt. Wer sich auf die Krankheit nicht versteht, ahnt gar nicht, daß manche hoch, kräftig und stattlich aufgewachsene Tanne vom Konkus ergriffen ist. Aber der Waldmann weiß Bescheid. Haut er einen solchen Baum um, so findet er ihn im Innern röthlich und schwammig; die faserigen Theile des Holzes sind freilich noch straff, der markige Theil und die Lagen zwischen den Fasern sind trocken und milchweiß. Und von dieser Krankheit sind oft weite Waldstellen ergriffen, wo dann unter 30 Stämmen manchmal nur ein halbes Dutzend gesund gefunden werden. Hin und wieder wird der Holzkäufer betrogen, weil die Waldleute sich darauf verstehen, einen Knorren oder ein Stück von demselben Baume in den Konkus zu treiben und diesen zu verdecken; er gleicht dann einem gesunden Astknoten und erst in der Sägemühle zeigt sich, daß der Stamm nichts taugt. Vieles von diesem Holze ist auch am dicken Ende hohl und ein solcher Stamm dient dann den Bären zur Winterhöhle. Ich fand einst in einer mächtigen, unten hohlen Tanne eine alte Bärin mit vier Jungen; sie waren so fett wie Schildkröten, die alte wog über 3 Centner.

Die Waldleute arbeiten vier volle Wintermonate hindurch im Forste, und man darf es schon glauben, daß ihre Beschäftigung kein Spielwerk ist. Manchmal bauen sie an Bergabhängen sogenannte trockene Schleußen, die vom obern Rande bis unten in die Tiefen reichen. Sie legen nämlich lange, ganz glatte und schlanke Stämme so nebeneinander der Länge nach, daß der Stamm, welchen man hinabgleiten lassen will, nicht nach links oder rechts abbiegen kann, sondern blitzesschnell hinunterschießt und sich unten

im Schnee begräbt; unterwegs dampft er in Folge der Reibung, als ob er in Feuer stände. Ueberhaupt hat man mehr als eine sinnreiche Art und Weise erdacht, um schöne Stämme unbeschädigt von unzugänglichen Stellen in die Thalebene hinabzuschaffen.

Eine arge Belästigung für die Waldleute ist der raubgierige und gefräßige Wolf, der nicht selten das Gespann tagelang viele Meilen weit heulend und zudringlich verfolgt. Manchmal springt er wohl sogar auf den Block, wagt sich ganz bis in die Nähe der Ochsen und läßt sich vom Fuhrmann einen Schlag versetzen. Es ist im höchsten Grade auffallend, daß die Waldleute, ganz verschieden von den Hinterwäldlern im Westen so wenig mit dem Feuergewehr die Bestien des Waldes verfolgen; sie müßten sich doch mit der Flinte leicht der Wölfe erwehren können. Einst ging ein Holzfäller auf dem Eise des Flusses Mattawamkeag. Aus der Ferne vernahm er fürchterliches Heulen, das er mit dem Geächz und Kreischen von vierzig Paar alten Karrenrädern verglich. Es kam von Wölfen, die aus dem Walde nach dem Eise zurannten und einen Hirsch verfolgten. Er stand still und beobachtete sie. Die Wölfe liefen in einer Reihe hintereinander, bis sie der Beute ganz nahe waren, dann theilten sie sich, wie wenn sie sich verabredet hätten, in zwei Linien, deren eine sich gerade vor dem Hirsch aufstellte und dann gemeinschaftlich mit der anderen den Hirsch umzingelte. Dann sprangen sie auf ihr Opfer ein, rissen dasselbe auf das Eis nieder und verschlangen dasselbe in unglaublich kurzer Zeit, so daß nur die Knochen übrig blieben. Dann galoppirten sie wieder in den Wald zurück. An demselben Flusse fand sich einst ein Rudel Wölfe allnächtlich vor dem Blockhause eines Ansiedlers ein, der zufällig Gift besaß und dasselbe auf Fleisch streute. Am andern Morgen lagen in der Umgegend sechs todte Wölfe umher.

Man kann sich leicht denken, daß es bei einer so gefährlichen Arbeit, wie sie den Waldleuten obliegt, ohne schwere Körperbeschädigungen nicht abgeht. Wie soll man sich helfen, da doch kein Wundarzt in der Nähe ist? Einst erhielt ein Holzfäller von einem Nebenmanne einen Schlag mit der Axt ins Dickbein. Es war eine weitklaffende Wunde, die man mit Taschentüchern verband, so gut es eben gehen wollte. Dann trug man den Beschädigten auf Tannenzweigen nach dem Lagerhause, legte ihn auf den

Tisch, und nähte die Wunde mit einer ganz gewöhnlichen Stopfnadel. Nach einigen Wochen konnte der Kranke wieder an die Arbeit gehen. Manchmal wird man durch herabstürzende Baumstämme beschädigt, und muß überhaupt sehr auf der Hut sein.

Der „Sabbath" istein sehr willkommener Tag im „Logging Swamp"; dann kann der Waldmann eine Stunde länger schlafen, er braucht nicht, wenn er aufsteht, sogleich in die frostige Luft hinaus, sondern wärmt sich ruhig und gemächlich am Feuer; nur der Koch muß Speisen herrichten und der Fuhrmann das Vieh füttern. Zum Zeitvertreib sucht man in der Nähe frische Zweige für das „Bett", nachher wird das Zeug gewaschen und geflickt, so gut es eben die harten Hände und die Finger zulassen, man schreibt Briefe, liest auch wohl ein wenig, und ist in der Nähe, d. h. nur einige Meilen entfernt, ein Lagerplatz, so stattet man den Nachbarn einen Besuch ab, oder erhält Besuch von ihnen. Der eine oder der andere stellt auch wohl Marderfallen, doch gilt im Allgemeinen der Satz, daß der Waldmann sein eigentliches Vergnügen und seinen größten Genuß in der Arbeit findet.

Der Waldmann ist nur ausnahmsweise Jäger; er betrachtet das Waidwerk nur als Nebensache; doch versteht es sich von selbst, daß die leckeren Bissen, welche der Bär und das Moosethier manchmal liefern, von ihm, der zumeist von gesalzenem Fleisch sich nährt, als eine sehr willkommene Gabe betrachtet werden. Ein junger, etwa ein Jahr alter, recht fetter Bär sieht zwar, wenn man ihm das Fell abzieht, beinahe wie ein menschlicher Leichnam aus, aber sein Fleisch ist delicat. Das Moosethier ist oft so groß, wie ein Pferd von vierzehn Fuß; man kommt ihm am Besten im Frühjahr bei, wenn der Schnee tief liegt, die Mittagssonne die Eiskruste auf demselben wegschmilzt und der Nachtfrost wieder eine dünne Decke darüber härtet. Dann sinkt das Thier beim Laufen ein, und kann in Schußweite erreicht werden. Der Bär spielt im Leben der Waldleute eine begreiflicherweise große Rolle. Er ist auch in den Wäldern von Maine ein kräftiges Thier, weiß mit ungemeiner Geschicklichkeit den Schlägen, welche man gegen ihn führt, auszuweichen, ringt oft seinem Gegner die Waffen aus der Hand, hat ein zähes Leben, und ist ein Feind, den man in keinem Falle verachten darf. Außerdem ist er ein abgefeimter und dabei unverschäm-

ter Dieb. „Als wir einstmals stromauf zogen, folgte uns Meister Braun mehrere Tage hintereinander. Wir machten zuerst seine Bekanntschaft, als wir an der Mündung eines Baches unser Lager aufschlugen, das dort nur vorübergehend stand. Wir ließen daher unsere Sachen im Walde stehen, und brachten sie nicht unter Dach und Fach. Nachts kam der Bär heimlich angeschnüffelt und wählte sich einen Packen aus, welcher den Winter-Anzug eines unserer Gefährten enthielt, namentlich auch große Stiefeln, Rasirzeug und dergleichen mehr. Der Dieb schleppte seine Beute eine Strecke weit fort, ehe er sich die Mühe nahm, den Inhalt zu durchsuchen. Das geschah aber mit einer Genauigkeit, der auch der strengste Zollbeamte seine Anerkennung nicht versagt haben würde. Am andern Morgen fanden wir alle Kleidungsstücke zerrissen, die Stiefel waren zerkaut und selbst der Stiel des Scheermessers war angenagt; an die Klinge hatte der Bär sich weislich nicht gewagt."

„Einige Tage später, auf einem anderen Lagerplatze war ein Faß, dessen Inhalt in etwa 10 Kannen Syrup bestand, draußen gelassen worden. Wir vernahmen ein Geräusch, waren auf unserer Hut und konnten uns schon denken, wer einen Besuch abstattete. Jeder von uns ergriff einen Feuerbrand, wir stürzten hinaus und fanden, daß uns jenes Gefäß mit Syrup fehlte. Wir verfolgten die Spur und fanden das Syrupfaß, aber halb ausgelaufen. Offenbar hatte der zottige Herr sich eine rechte Güte thun wollen, war aber durch unser Schreien und die Feuerbrände gestört worden, ohne jedoch abgeschreckt zu sein. Denn nach etwa zwei Stunden war er schon wieder da, und wir konnten sehen, wie er sich benahm. Wir besaßen ein Gewehr, hatten aber den Schießbedarf an einer etwa 100 Ruthen entfernten Stelle; wir nahmen daher die Laterne, gingen hinaus und holten Pulver und Blei. Wir luden zwei Kugeln und warteten zu. Etwa um Mitternacht kam der Bär zum dritten Male, gerade so, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und stand kaum dreißig Schritte von unserer Lagerhütte entfernt. Wir jagten ihm die Kugeln auf den Pelz; er lief fort und wir folgten, abermals mit Feuerbränden, den Blutspuren; auch hatten wir Aexte mitgenommen und das Gewehr wieder geladen. So rannten wir ihm nach durch den Wald bis zu einem Sumpfe, wohin er sich geflüchtet hatte und kamen ihm immer näher. Bald hörten wir ihn laut schnau-

fen und keuchen. Plötzlich sprang er vor uns auf, erklomm mit vieler Anstrengung eine Anhöhe, die mit Canoebirken bestanden war, und sank dort erschöpft zusammen. Wir standen um ihn herum, bald war die leicht entzündliche Birkenrinde in Brand gesteckt; die Beleuchtung war prächtig, die ganze Scene trug ein wildes Waldgepräge; wir jauchzten und sprangen, wie im Kriegstanze, um den erschossenen Räuber herum. Endlich machten wir ihm den Garaus, streiften ihn ab und nahmen vorerst ein Viertel des fetten Thieres mit nach dem Lager. Gegen den Bären ist aber der Säbel eine bessere Waffe als die Axt, welche er wie gesagt dem Gegner manchmal aus der Hand windet, während er am Säbel sich die Tatzen zerschneidet."

In den tiefen Schlupfwinkeln der Wälder gibt es noch ein Thier, welches, augenscheinlich zum Katzengeschlecht gehörig, seiner Wildheit wegen sehr bezeichnend der „Indianische Teufel" genannt wird. Es ist der Schrecken der Indianer und das einzige Thier in Neu-England, welches sie fürchten. Man mag vom Elenn, Bären, selbst vom Wolfe sprechen, und der rothe Mann ist stets bereit sie zu jagen und den Kampf mit ihnen zu bestehen. Aber nennt man den Gegenstand seiner Furcht, so wird er ganz gewiß bedenklich das Haupt schütteln und ausrufen: „Er ganz ein Teufel!"

„Einem Holzfäller, Namens Smith, der im Begriff war, die zu ihm gehörige Gesellschaft im Walde aufzusuchen, begegnete folgendes Abenteuer: Er hatte fast schon den Lagerplatz erreicht, als er plötzlich auf einen solchen indianischen Teufel stieß. Da er keine Waffen bei sich hatte, fiel ihm kein anderes Rettungsmittel ein, als auf einen kleinen Baum zu springen, der in der Nähe stand. Aber kaum war er oben, als die verzweifelte Bestie, durch Hunger vielleicht noch wüthender gemacht, emporsprang und seinen Fuß erwischte. Nachdem dieser arg zerbissen worden, war Smith so glücklich den Schuh von sich abzustreifen, der in den Zähnen des Thieres festsaß. Als sich der Holzfäller frei fühlte, klomm er sogleich höher hinauf nach einem mehr gesicherten Platze. Allein die Bestie kletterte zu gleicher Zeit auf einen andern etwa zehn Fuß entfernten dicken Baum, bis sie mit ihrem Opfer in gleicher Höhe war. Von dort war sie mit einem Sprunge auf ihm und schlug ihre Zähne in seine Waden. So hing sie, bis das Fleisch, zu schwach das Gewicht zu tragen, nachgab, und sie wieder auf den Boden fiel, wobei ein Stück Fleisch in ihrem Rachen

hängen blieb. Gierig verschlang sie die Beute, kletterte dann abermals auf den Baum und stürzte sich wieder auf Smith. Auf diese Art wiederholte sie unablässig ihre Angriffe und riß das Fleisch stückweis von seinen Beinen. Während dieser martervollen Operationen gelang es Smith, einen Zweig von dem Baum abzuschneiden, und sein Taschenmesser daran zu binden. Mit dieser Waffe nun empfing er seinen Feind bei jedem Sprunge und es gelang ihm wirklich, ihn auf diese Art so schwer zu verwunden, daß die Bestie endlich ihre Angriffe aufgab und im dichten Walde verschwand. Während des Kampfes hatte Smith mit äußerster Anstrengung nach seinen Gefährten geschrieen, die, wie er hoffte, im Bereich seiner Stimme sein mußten. Er wurde wirklich gehört und nach kurzer Zeit trafen mehrere von der Gesellschaft auf dem Platz ein, aber zu spät, um ihn von dem furchtbaren Zweikampf retten zu können. Der Anblick war schaudererregend. Die Kleider waren ihm nicht allein vom Leibe gerissen, sondern das Fleisch buchstäblich von den Beinen geschält, so daß Knochen und Sehnen blos lagen. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte er vom Baum herunterkommen. Erschöpft vom Blutverlust, überwältigt von Schreck und Anstrengung, sank er zu Boden und fiel augenblicklich in Ohnmacht. Man brachte ihn dadurch, daß man ihm Schnee auflegte, wieder zum Bewußtsein. Auf einer Bahre von Stangen und Zweigen ward er ins Lager getragen, wo zunächst seine Wunden, so gut es die Umstände erlaubten, gewaschen und verbunden wurden. Hierauf schaffte man ihn baldmöglichst zur nächsten Ansiedlung und übergab ihn der ärztlichen Hülfe. Nach einem langen Krankenlager genaß er allmälig von seinen Wunden, behielt aber furchtbare Narben und nicht wieder herzustellende Verletzungen. — So verzweifelte Kämpfe sind indeß nur selten; aber minder blutige kommen häufig vor.“

Dergleichen Erzählungen dienen Abends zur Ergötzlichkeit, wenn die Leute am Feuer sitzen; der Eine schnitzt einen Stiel für seine Axt, der Andere feilt eine Säge, der Dritte liest, der Vierte raucht seine Pfeife und legt die Hände in den Schooß; der Koch mit aufgekrämpten Hemdsärmeln knetet Mehl, um Brod zu backen; Alle aber sind zufrieden. Manchmal wird auch Karte gespielt; die Partie sitzt dann um einige hellleuchtende Fichtenspäne. Weil aber bei diesem Spiel so häufig Zank und Streit sich

erheben, so hat man dasselbe möglichst verbannt, gleich dem Rum und Branntwein. Mit dem Branntweintrinken sind auch viele alte Rohheiten in Abgang gekommen und jetzt sind die Waldleute eine achtbare Menschenklasse.

Nach der Spätherbst- und Winterzeit sehnen sie sich das ganze übrige Jahr hindurch; als ihre eigentliche Heimath betrachten sie den Forst. Wenn sie von ihren Wohnorten aufbrechen, die meist in der Gegend der Meeresküste liegen, so finden sie während der ersten Tage noch leidlich eingerichtete Herbergen. Sobald sie aber die Seitenpfade durch die Forsten betreten, hört das auf, denn nur in weiten Zwischenräumen liegen sogenannte Log-Shanties zerstreut, welche eigentlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Fuhrleute eingerichtet wurden, die dort für sich und ihr Zugvieh für die Nacht Unterkommen finden, und die während der Sommermonate leer stehen, weil dann kein Mensch jene Einöden besucht. Diese aus Baumstämmen roh zusammengeschlagenen Gasthäuser sind auch im Innern äußerst einfach hergerichtet und haben nur zwei Gemächer. Das eine dient als Küche-, Speise-, Schänk- und Wohnzimmer; hier sitzen oft in nicht geringer Anzahl die Teamsters und lassen sich die aufgetragenen Speisen vortrefflich munden. Das andere Gemach ist ein Schlafzimmer; die übereinander gestellten Betten sind so angebracht, daß der Schlafende seine Füße dem Feuer zukehrt.

Ist nun im Walde so viel Holz gefällt, daß man eine gute Ernte gemacht zu haben glaubt, so naht das Frühjahr, welches eine ganz andere Art von Beschäftigung mit sich bringt. Dann handelt es sich darum, die Blöcke, welche der Teamster aus dem Forste zu dem „Landungsplatze" geschafft hat, bei Aufgang des Wassers hinabzuflößen. Sobald warmer Regen und mit demselben Thauwetter einfällt, muß der Teamster seine Arbeit einstellen. Man erwartet den Aufbruch des Eises mit Ungeduld; der Waldmann ist ja dann vier volle Monat vom Hause, von Familie und Freunden entfernt gewesen; kein Wunder also, daß er sich einmal heimsehnt. Er denkt nur daran, wie er im Wohnorte seinen festlichen Einzug halten will.

Auf der Schleife werden hohe Stangen befestigt, von welchen Fahnen herabwehen; auch die Ochsen werden mit bunten Tüchern geschmückt, denn

die treuen, arbeitsamen Thiere, die Gefährten so beschwerlicher und gefahrvoller Arbeit, sollen auch Theil an der Ehre haben. Natürlich darf dem Waldmann auch ein buntes Band auf dem Hute nicht fehlen, ein rother Gürtel um den Leib gilt für einen stattlichen Putz und ein mächtiger Bart für eine nicht geringe Zier. So zieht die Carawane in den Ort ein; manchmal zählt sie 40 bis 60 Ochsen beisammen und ebensoviel Menschen. Alles läuft vor die Thüren und begrüßt die Neuankommenden; jedes Joch wird gemustert und beurtheilt; der Teamster hält also möglichst darauf, daß man es gut bei Fleische finde.

Das Hinabflößen der Blöcke beginnt im April und erscheint äußerst beschwerlich. An vielen Stellen pflegt sich die gewaltige Holzmasse zu stauen und manchmal haben sich Tausende von Blöcken fest ineinander geschoben. Sie bilden eine „Zusammenklemmung", Jam, und es erfordert zuweilen Wochen, solchen Jam wegzuräumen, während es dagegen manchmal genügt, ein paar Blöcke wegzuziehen um die Masse in Bewegung zu bringen. Es kommt also darauf an, die geeignete Stelle aufzufinden, wo sich der Hebel am besten ansetzen läßt. Der Jam stauet sich meist in Stromengen zwischen hohen Ufern auf. Dann schlingt ein Mann sich ein Tau um den Leib und seine Gefährten lassen ihn an die Stelle hinab, wo eine Bresche gemacht werden soll, was allemal am untern Ende des Staues geschehen muß. Liegt der Letztere sehr fest, so bindet der Mann ein Tau um einen Block, und die am Ufer stehende Mannschaft beginnt anzuziehen. Setzt sich nun der Jam ganz oder theilweise in Bewegung, oder ist nur ein Anzeichen vorhanden, daß dieses bald geschehen werde, so wird der Mann an das Ufer gehißt.

Manchmal genügen aber schon einige Schläge mit der Axt, um das gewünschte Ergebniß zu erreichen und dann brauset die Masse stromab, wenn der Waghals, welcher sie in Bewegung brachte, nur erst wenige Fuß empor gezogen worden ist. Das Geräusch ist betäubend; die mächtigen Blöcke reiben sich aneinander und wirbeln umher, als wären sie leichte Strohhalme; die Leute am Ufer aber jubeln, daß ihr Werk ihnen so vortrefflich gelungen ist.

Ein solcher Holztreiber erzählte Folgendes: „Uns lagen auf dem Mattawamkeag wohl an 13000 Blöcke, die unserer zwei und dreißig Mann bin-

nen vier Monaten gefällt und dorthin geschafft hatten. Am 25. März begannen wir mit dem „Treiben", während der Fluß mit Eis ging, das Wetter kalt war und noch dichter Schnee fiel. Wir kamen zu den Stugundy-Fällen, wo sich das Wasser durch eine nur 50 Fuß breite Stromenge hindurchdrängt. Dort bildete sich ein Jam, und wir sahen gar nicht ab, wie wir denselben hinwegräumen konnten: und doch mußte es geschehen. Aber es handelte sich dabei um Leben und Tod, und wir gingen ans Werk, das endlich nach fünftägiger Arbeit gelang. Etwas weiter unterhalb, bei den Gordon-Wasserfällen, die zu beiden Seiten von hohen Ufern eingeschlossen sind, wiederholte sich dasselbe. Alles kam glücklich hinüber, bis auf ein Boot, in welchem sich zwei Brüder befanden; dasselbe schlug um. Beide sprangen rasch auf das Boot, das unterst zu oberst schwamm, und glitten rasch stromab, bis dasselbe gegen einen Felsen geschleudert wurde. Der vorne Sitzende fiel ins Wasser, schwamm aber und hielt sich eine Zeitlang oben; nach vier Tagen fanden wir weit unterhalb seine Leiche. Am Fuße der Wasserfälle reichte ein kleiner Jam mit manchen Blöcken in das Fahrwasser; auf denselben sprangen mehrere unserer Leute, um den andern zu retten, der vom Bote herabgeglitten war. Er trieb hart neben dem äußersten Ende des Jam, wo man ihn bei den Haaren packte und herauszog. Nachdem flößten wir unsere Blöcke bis an den Bestimmungsort in vierzehn Tagen, aber im Ganzen hatte es gerade neunzig Tage erfordert, um mit ihnen eine Strecke von 130 Meilen zurückzulegen."

Der Bestimmungsort der Blöcke, welchen dieselben endlich nach allen Mühen, Fährlichkeiten und Beschwerden erreichen, das ist der „Boom" oder sogenannte Hafenbaum; wir wollen denselben als Aufnahmebecken bezeichnen. Am Penobscot nimmt dasselbe eine beträchtliche Strecke zwischen sehr günstig gelegenen Inseln ein, wo von einem Eilande zum andern allerlei zweckmäßige Wasserbauten angebracht worden sind, welche quer über den Strom reichen. So geht kein einziger Block verloren. Aehnliche Vorkehrungen sind auch am St. Croix getroffen worden. Am Penobscot reicht der Boom zwei Meilen aufwärts; am oberen Ende ist ein quer und schräg übergelegter Baum angebracht, damit die herabschwimmenden Blöcke gehörig an Ort und Stelle kommen.

Die Boom-Corporation am Penobscot hat ihre Verordnungen von

der Staatsgesetzgebung erhalten und steht unter amtlicher Ueberwachung. Der Beauftragte muß auf alle ankommenden Blöcke Acht geben und die Compagnie ist verantwortlich. Der Boom-Meister flößt mit seinen Leuten die Blöcke, welche einem besonderen Individuum oder einer Gesellschaft gehören, in besonderen Abtheilungen; er erkennt sie an den verschiedenen Zeichen, welche in die einzelnen Blöcke als Marken gehauen sind. Jeder Block, der ohne Zeichen ankommt, wird Eigenthum des Boom-Meisters.

Für den Staat Maine ist der Holzhandel von großer Bedeutung; er hauptsächlich beschäftigt die Rhederei der 13 Hafenplätze, welche alljährlich eine ungeheure Menge von Brettern und Blöcken ausführen. Am Penobscot ist Bangor der wichtigste Platz. Wie erheblich für denselben der Handel mit Holz ist, ergibt sich aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1849 wurden dort 160,418,808 Fuß gemessen; allein nach Californien gingen in jenem Jahre 38 Schiffe mit 5,043,819 Fuß Bauholz ab. So zimmert man am Gestade des großen Weltmeeres Häuser aus Tannenholz, das tief im Inlande in den Forsten von Maine wächst.

II.

Ein Wettlauf mit Wölfen.

Während des Winters 1844 hielt ich mich in dem nördlichen Theile von Maine auf und hatte Muße genug, um einen großen Theil meiner Zeit den wilden Vergnügungen dieses noch so wenig angebauten Landstriches widmen zu können. Keins derselben zog mich mehr an, als das Schlittschuhlaufen. Die einsamen tiefen Seen dieses nördlichen Staates, die bei der strengen Kälte des dortigen Winters viele Monate hindurch zugefroren sind, bieten dem Liebhaber jener Unterhaltung ein weites Feld

dar. Oft band ich meine rostigen Schlittschuh unter und flog dahin, den blinkenden Strom hinauf, daß meine Pulse höher klopften im Vollgenuß dieses männlichen Vergnügens. Auf einer dieser Ausflüge begegnete mir ein Abenteuer, an das ich mit Grauen zurückdenke.

Ich hatte das Haus meines Freundes gerade vor Einbruch der Dämmerung verlassen, um eine kurze Strecke den herrlichen Kennebec hinaufzulaufen, der dicht an der Thür vorbeifließt. Der Abend war schön und klar. Der Vollmond schaute herab von seinem luftigen Sitze und warf seine Strahlen auf die frostigen Tannen, welche das Ufer einfaßten; ein wahres Zauberbild. Die ganze Natur lag da in jener Stille, die sie bisweilen anzunehmen liebt; Wasser, Erde und Luft schienen in tiefste Ruhe versenkt.

Ich war etwa zwei englische Meilen den Fluß hinaufgelaufen, als ich an eine Stelle kam, wo ein kleiner Bach einmündete; in diesen bog ich, um seinen Lauf zu erforschen. Hundertjährige Föhren und Schierlingstannen wölbten sich über ihm zusammen und bildeten einen immergrünen Bogen, der im winterlichen Kleide glitzerte und funkelte. Alles war dunkel unter diesem Bogen, aber ich war jung und furchtlos, und als ich in dies Gebilde des ewigen Urwaldes hineinblickte, hüpfte mir das Herz vor Lust. Mein frohes Hurrah schallte durch den Wald, und ich lauschte dem Echo, das wieder und wieder hallte, bis Alles wieder in Schweigen versank. Nur hin und wieder streifte ein einsamer Nachtvogel mit seiner Schwinge an eine schlanke Eiche.

Die mächtigen Fürsten des Waldes standen da, als wenn nichts sie beugen könne, als die Zeit. Ich dachte daran, wie oft wohl der indianische Jäger sich hinter diesen Zweigen verborgen, wie oft sein Pfeil an diesem Bach den Hirsch durchbohrt haben und wie oft sein wildes Siegeshalloh hier erschallt sein möge. Ich beobachtete die Eulen, wie sie vorüberflatterten, und hielt meinen Athem an, um ihrem fernen Gekreisch zu lauschen.

Plötzlich erschallte ein Ton, der aus dem Eise zu meinen Füßen zu kommen schien. Erst laut und furchtbar, endigte er in ein einziges langes Geheul; ich erblaßte, nie zuvor hatte mein Ohr einen solchen Ton gehört; ich hielt ihn in meiner aufgeregten Phantasie für etwas Ueberirdisches, so

unnennbar wild erklang er mir in dieser tiefen Einsamkeit. Jetzt hörte ich die Zweige am Ufer knistern, wie von den Tritten eines Thieres; das Blut schoß mir in den Kopf zurück mit so heftigem Andrange, daß mir die Haut brannte; es tröstete mich wenigstens, daß ich es mit Dingen von irdischem Ursprunge zu thun habe. Meine Besinnung kehrte zurück und ich blickte mich um nach Vertheidigungsmitteln. Der Mond schien durch die Oeffnung, durch welche ich in das Dunkel des Waldes eingetreten war, und als das beste Rettungsmittel schoß ich wie ein Pfeil darauf los. Die Entfernung betrug kaum 300 Fuß, und schwerlich hätte ein Vogel die Schnelligkeit meiner verzweifelten Flucht übertreffen können. Als ich aber meine Augen nach dem Ufer wandte, konnte ich zwei dunkle Gegenstände bemerken, die mit einer Geschwindigkeit durch das Unterholz dahinhuschten, welche die meinige noch übertraf. An dieser Geschwindigkeit und dem kurzen Gebell, das sie gelegentlich ausstießen, erkannte ich, daß es zwei der vielgefürchteten grauen Wölfe seien. Nie zuvor war ich mit einem dieser Thiere zusammengerathen; nach der Beschreibung aber, die man mir gegeben hatte, verspürte ich wenig Lust, ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre unzähmbare Wildheit und die unermüdliche Kraft, die eine besondere Gabe ihrer Natur zu sein scheint, machen sie jedem Reisenden furchtbar, der von der Nacht überfallen wird.

Die Büsche, welche das Ufer einfaßten, flogen mit Blitzesschnelle an mir vorüber, als ich auf meiner Flucht dahinschoß. Fast hatte ich den Ausgang aus dem Baumgewölbe erreicht, noch eine Secunde und ich würde verhältnißmäßig in Sicherheit gewesen sein, als meine Verfolger, wo sich das Ufer etwa zu einer Höhe von zehn Fuß erhob, unmittelbar über mir erschienen. Es war keine Zeit zu überlegen, ich bog meinen Kopf nieder und jagte vorwärts. Die Wölfe sprangen herab, aber sie hatten sich in meiner Geschwindigkeit verrechnet und sprangen hinter mich, während ihre gehoffte Beute hinaus auf die Fläche des Stromes glitt.

Der Instinkt leitete mich auf dem Wege nach Hause. Die leichten Schneeflocken wirbelten auf von dem Eisen meiner Schlittschuhe, und ich war schon meinen Verfolgern ein wenig voraus, als ihr wildes Geheul mir ankündigte, daß sie bereits wieder hinter mir her seien. Ich sah mich

nicht um, ich fühlte weder Besorgniß noch Freude; ein Gedanke nur an die Heimath, an die freudigen Gesichter, die meiner Rückkehr warteten, an ihre Thränen, wenn sie mich nie wieder sehen sollten, durchzuckte mich schmerzlich, und dann wandte sich die ganze Kraft meines Geistes und Körpers allein und ausschließlich meinem Entkommen zu. Ich war vollkommen zu Haus auf dem Eise. Manchen Tag hatte ich auf den Schlittschuhen zugebracht, nie aber daran gedacht, daß sie einst das einzige Mittel zu meiner Rettung sein würden. In jeder halben Minute sagte mir das Gebell meiner Verfolger, daß sie mir dicht auf den Fersen seien. Sie kamen näher und näher, ich hörte ihre Tritte auf dem Eise und schon glaubte ich ihren tiefen Athem vernehmen zu können. Jeder Nerv und jede Muskel meines ganzen Körpers war aufs äußerste gespannt.

Die Bäume längs dem Ufer schienen zu tanzen im ungewissen Licht und es begann bereits in meinem Gehirn zu wirbeln. Die Hetzjagd wurde unerträglich, die Töne meiner Verfolger waren grauenerregend. Da plötzlich brachte mich eine unwillkürliche Bewegung aus meiner Richtung. Die Wölfe dicht hinter mir, außer Stande, anzuhalten oder zu wenden, glitten aus, fielen und rutschten noch eine gute Strecke weiter. Ihre Zungen hingen lang heraus aus dem blutigen Rachen; ihr weißes Gebiß funkelte, ihre dunkle, scheckige Brust war mit Schaum bedeckt, und als sie an mir vorüberglitten, sprühten ihre Augen und sie stießen ein Geheul der Wuth und des Ingrimmes aus.

Plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, dieses zufällige Ereigniß zu benutzen, um ihnen zu entgehen, das heißt, fortwährend auszubiegen, so oft sie mir zu nahe kommen würden; denn die Bildung ihrer Füße verhindert sie, auf dem Eise anders als in gerader Linie zu laufen.

Sofort brachte ich diesen Plan in Anwendung. Die Wölfe, sobald sie ihrer Füße wieder Herr waren, wandten sich von Neuem gegen mich. Bereits waren sie mir wieder dicht im Rücken, als ich einen Bogen beschrieb und meine Verfolger vorbeipassiren ließ. Ein wildes Geheul begrüßte meine Schlauheit und die Wölfe glitten abermals auf ihrem Hintertheil dahin, ein vollständiges Bild der Hilflosigkeit und ohnmächtigen Wuth. So gewann ich nahe an 300 Fuß bei jeder Wendung. Zwei oder drei Mal wiederholte ich noch das Manöver, und mit jedem Augen=

blicke wurden die Wölfe wüthender, aber auch matter. Ich war gerettet. Ich befand mich jetzt dem Hause gegenüber, und eine Kuppel Hirschhunde, aufmerksam gemacht durch das Geräusch, stürzte wüthend aus ihrer Hütte hervor. Die Wölfe hielten in ihrem tollen Lauf und wandten sich nach kurzer Ueberlegung zur Flucht. Ich beobachtete sie, bis ihre dunkeln Gestalten über einen benachbarten Hügel verschwanden. Dann nahm ich meine Schlittschuhe ab und ging dem Hause zu, mit Gefühlen, die man sich besser vorstellen als beschreiben kann.

III.

Ein Kampf mit Wölfen.

Als ich, erzählt ein Hinterwäldler, meine Ansiedelung im Urwalde aufschlug, gab es auf dreißig englische Meilen weit keine andere Lichtung im Walde und mein nächster Nachbar wohnte mehr als zehn Meilen von mir entfernt. Diese Einsamkeit behagte mir ungemein; als jedoch einmal, im November, gerade sechs Monate vorüber gegangen waren, ohne daß ich einen Menschen zu Gesicht bekommen hätte, wurde es mir doch ein wenig zu öde und ich beschloß, dem Nachbar einen Besuch zu machen. Es war eine kühle, helle Mondscheinnacht, pfeifend zog ich meines Weges, als mich plötzlich ein dumpfes Geheul stutzig machte. Ich blickte auf; an einem Wasserpfuhl stand ein Wolf, mit scharfen Klauen die Leiche eines erlegten Rehs zerreißend; aus seinen Kinnladen hingen große Fleischlappen herab. Als er meiner ansichtig wurde, hielt er inne mit seinem Fraß, augenscheinlich überlegend, ob er nicht aus mir eine annehmbare Schüssel mehr machen solle. Das Thier war groß und stark und ich thöricht genug, ihm die Spitze zu bieten. Wär' ich ruhig meiner

Wege gegangen, als er zu knurren begann, so hätte er sich wahrscheinlich nicht weiter um mich gekümmert. Mein Vorwitz verleitete mich, ihm einen auf den Pelz zu brennen. Im Augenblick des Schusses machte der Wolf einen Luftsprung und so verfehlte ich die Brust und zerschmetterte ihm nur einen Vorderfuß. Er hinkte auf mich los und sein jämmerliches Geheul wurde augenblicklich von anderen Burschen seines Gelichters beantwortet. Ich hatte mich kaum auf einen Baum, dessen Aeste eine Gabel bildeten, geflüchtet und meine Flinte geladen, als auch schon vier ganz ansehnliche Bestien unter mir standen. Sie winselten und beleckten ihre Lippen; der Mund mochte ihnen wohl nach mir, als einem leckeren Braten, nicht wenig wässern. Ich schoß einen aus der Meute nieder und hoffte sein Fleisch und das des Rehs würden die Aufmerksamkeit seiner Gefährten von mir abziehen; das geschah aber nicht, und im Grunde konnte ich ihnen nicht Unrecht geben, denn Wolf und Reh waren mager, ich aber sah feist und wohlgenährt aus und überdies krachte der Baum unter mir so bedenklich, daß sie mein baldiges Herabstürzen, behufs einer nähern Bekanntschaft, als eine ausgemachte Sache ansehen konnten. Wie gedacht, so geschehen; wie Binsenrohr brach der Ast entzwei, auf dem ich rittlings Platz genommen hatte; blitzschnell kam ich auf der Erde an und hatte gerade noch Zeit, die losgegangene Flinte fallen zu lassen, und mein Messer zu ziehen, als der größte Wolf auf mich losstürzte. Im Kampf kam ich zuerst auf seinen Rücken zu sitzen, schlang die Arme um seinen Leib und nun ging's an ein Rollen und Ringen, während die anderen Wölfe im Mondlicht ruhig den Ausgang abzuwarten schienen. Endlich bekam mich der Wolf unter sich und nun vermeinte ich, mein letztes Stündlein sei gekommen. Er schlug seine Klauen in meine Brust, seine Zähne in meine rechte Schulter und zeichnete mich in einer Weise, die unvergängliche Spuren zurückließ. Es wurde mir eben einigermaßen schwarz vor den Augen, als das Unthier zu meinem Glücke plötzlich anderen Sinnes wurde, sein Manöver änderte, meine Schulter fahren ließ und mir die Kleider vom Leibe zu reißen begann. Dies rettete mich, denn als er meine Kappe erfaßte und ich seine nasse Schnautze an der Stirn fühlte, packte ich ihn an der Gurgel und begann diese mit meinem Messer ganz tüchtig zu bearbeiten. Er schnappte noch einmal und stürzte dann zappelnd und röchelnd zu

Boden. Ich hatte viel Blut verloren, fühlte mich aber dessenungeachtet den Angriffen der beiden andern Wölfe noch völlig gewachsen. Den ersten streckte ich mit einem kräftigen Kolbenschlage zu Boden, den ich mit meiner wieder ergriffenen Flinte gegen seine Nase führte. Er raffte sich zwar noch einmal auf, war aber so betäubt und entsetzt, daß ich ihn bei den Hinterfüßen packen, in die Höhe schwingen und gegen seinen Kameraden werfen konnte, der nun mit ihm unter furchtbarem Geheul die Flucht ergriff; beide verloren sich im Dickicht. — Jetzt aber fühlte ich mich plötzlich so schwach, daß ich nur mühsam mit den vom Frost völlig starr gewordenen Wunden meine Hütte erreichte, die ich einen ganzen Monat nicht zu verlassen im Stande war. Seitdem bin ich den Wolfsjagden gern aus dem Wege gegangen.

IV.

Eine Fahrt auf dem Mississippi.

Das Dampfboot Chactas war in Neuorleans im Begriff die Anker zu lichten, um nach Louisville abzufahren; des Verdeck war mit Passagieren gefüllt, die Schiffsglocke hatte schon lange zum letztenmal geläutet, und noch warteten alle auf das Signal des Kapitäns, um den Hafen zu verlassen. Aber noch immer regte das Schiff sich nicht, und die Reisenden, beunruhigt durch die ungewöhnliche Zögerung, suchten mit ihren Blicken überall den Kapitän, welcher vor zehn Minuten das Verdeck verlassen hatte. Endlich erschien dieser, aber aus seiner ängstlichen Miene konnte man leicht errathen, daß ein unvorhergesehenes Ereigniß die Abfahrt hinderte. Wirklich hatte mit dem letzten Ton der Glocke ein Heizer dem Kapitän gemeldet, daß der Maschinenmeister nicht auf seinem Posten sei

und der Kapitän hatte, nachdem er noch eine Viertelstunde auf jenen gewartet, einen seiner Leute mit dem Auftrage ans Land geschickt, den ersten besten Maschinenmeister mitzubringen, den er bekommen könnte.

So sorglos ist der Kapitän eines amerikanischen Dampfboots für die Sicherheit seiner Passagiere, und diese sind so gleichgültig gegen alles, was nicht unmittelbar ihr Geschäft betrifft, daß die erwähnte Unordnung tausendmal vorkommen kann, ohne daß Jemand ein Wort darüber sagt, und wenn nur nach einer fürchterlichen Explosion die Ueberlebenden sich der Ursachen dieses Unglücks erinnern, so ist das in Amerika schon viel. Solchen Sorglosigkeiten muß man eben so wohl, als den unzähligen Gefahren bei der Beschiffung des Mississippi die schrecklichen Unglücksfälle beimessen, welche täglich von den amerikanischen Zeitungen berichtet werden. Sehr gefährlich sind die in diesem ungeheuren Strome stehenden Bäume, deren Spitzen, dem Auge verborgen, bis dicht unter die Fläche des Wassers ragen; dazu rechne man die schreckliche Gefahr, welche aus dem Zusammenstoßen zweier Dampfboote in den dichten Nebeln des Nachts droht, und wie steht es dann um die Sicherheit der Passagiere, wenn alle diese todtdrohenden Gefahren dadurch hundertfältig vemehrt werden, daß man den ersten besten Maschinenmeister am Bord hat, der gewöhnlich auf dem größten Theile der Fahrt betrunken ist?

Die Dampfboote auf dem Mississippi sehen von außen den ungeheuren Flußbädern am ähnlichsten, welche in Paris am Seineufer geankert sind. Ueber dem Schiffsraum sind zwei Stockwerke erbaut, von welchen das unterste für die Heizer und Leute, so wie zur Aufbewahrung des Holzes, des einzigen dort gebräuchlichen Brennmaterials, dient. Der Holzvorrath wird von einer Station zur andern aus Lagern an beiden Stromufern erneuert, wo Holzhauer sich das Eigenthumsrecht in den nahen Wäldern angemaßt haben. Das obere, für die Passagiere bestimmte Stockwerk nimmt die ganze Länge des Dampfboots ein und ist in drei geräumige Säle abgetheilt, von welchen der erste, am Spiegel gelegen, ein prachtvolles Zimmer für die Damen mit eleganten Schlafkajüten an beiden Seiten des Schiffes enthält. Der zweite, sehr große Saal enthält einen langen Tisch, der zur Erquickung der Passagiere täglich viermal gedeckt wird, denn den meisten kommt es mehr auf die Menge als auf die

Güte der Speisen an. Dieser Saal ist eben so wie die Damencajüte von Schlafräumen für Herren umgeben, und wenn der Tisch nur noch ein Bischen breiter wäre, so könnte jeder Passagier davon speisen, ohne aus dem Bette aufzustehen, und diese bequeme Einrichtung wird auch gewiß früher oder später auf den Dampfbooten des westlichen Amerika eingeführt werden. Der dritte Saal besteht aus einer Art Schenkstube, wo die Passagiere rauchen, trinken oder Karten spielen können, um die Zeit zu tödten, welche sie nicht mit Schlaf oder Freuden der Tafel hinbringen. Das ganze Gebäude hat ein überragendes, plattes Dach, wo man umherwandeln kann, wenn es nicht dicht mit Baumwollenballen belegt ist, und das ist doppelt unangenehm, weil die unaufhörlich von dem Schornstein ausgeworfenen Funken die Baumwolle eben so leicht wie Zunder in Brand setzen. Zuweilen müssen die schon halbverbrannten Ballen ins Wasser getaucht werden, aber wenn dieses zu spät geschieht, so entsteht leicht eine Feuersbrunst, welche die Waare sammt Schiff und Passagieren verzehrt.

Doch zurück zu unserm Chactas, der unterdessen Zeit gehabt hat, sich einen neuen Maschinenmeister zu verschaffen. Nach Verlauf von 20 Minuten kam der Abgesandte des Kapitäns wirklich in Begleitung eines solchen Künstlers zurück, eines schlechtgekleideten, kräftigen und muntern Burschen, der mit großer Ungenirtheit sich dem Kapitän vorstellte.

„Nur um Euch nicht in der Verlegenheit stecken zu lassen, habe ich mich entschlossen, mit Euch zu gehen, denn ich habe wichtige Geschäfte in Neuorleans,“ sagte der Mensch im hochfahrendsten Tone.

„Es scheint mir, daß Ihr dafür gut bezahlt werdet,“ erwiderte der Kapitän, „doch wir haben jetzt keine Zeit zu Gesprächen,“ setzte er ungeduldig hinzu, „darum geht an euren Posten, daß wir fortkommen! Hauptsächlich mehr Dampf angelassen, denn wir haben uns verspätet und müssen die verlorne Zeit einholen. Also vorwärts!“

Nach wenigen Augenblicken flog das Dampfboot in vollem Rennen durch das schlammige Wasser des Stroms, so daß das Echo am Ufer das heisere Aechzen der Maschine wiedertönte, und mit rasender Schnelle hatten wir bald den größten Theil der Entfernung zwischen Neuorleans und der Stadt Natchez ohne anderes Unglück zurückgelegt, als das 20 bis 30 Baumwollenballeu in Brand geriethen, welche aber glücklicher

Weise so rasch ins Wasser getaucht wurden, daß das Feuer sich nicht weiter verbreitete.

Kaum hatten wir zu Mittag gegessen, so war von mehreren Spielern eine sehr lärmende Partie Vingt-et-un in Gang gebracht. Das war an sich nun gar nichts Besonderes, denn auf diesen kurzen Fahrten trifft man regelmäßig Spielerbanden, welche auf die Geldbeutel der Passagiere speculiren und nur darum das eine Dampfboot verlassen, um sofort ein anderes zu besteigen. Diese Industrieritter verbinden mit einer staunenswerthen Fingerfertigkeit die sehr gefährliche Handhabung des „Bowiemessers," eine Art zweischneidigen Dolchs von sechs Zoll Länge. Es ist eine furchtbare Waffe, von einem Amerikaner Namens Bowie für den Krieg in Florida erfunden, und die Bewohner des westlichen Amerika's gehen selten aus, ohne dieses Messer in ihrer Beinkleidertasche zu tragen, woraus sie es mit überraschender Geschwindigkeit ziehen können. Das Spiel wurde vom Abendessen unterbrochen und dann mit frischen Kräften fortgesetzt, bis einer der zuerst ausgeplünderten Mitspieler, ein junger französischer Reisender, Verdacht hinsichtlich der Redlichkeit der Bankhalter faßte und nun deren flinke Finger scharf im Auge behielt. Dabei bemerkte er denn sofort, daß die beiden Hauptpersonen unter den Spielern ihre Stühle so dicht an die Kajütenwand gerückt hatten, daß man nicht um den Tisch gehen und etwa über ihren Kopf in ihre Karten sehen konnte, auch daß manche Karten, wie ihm vorkam, leicht bezeichnet waren. Diese verdächtigen Anzeichen hätten ihn freilich veranlassen sollen, das Spiel aufzugeben, aber es war als wenn der Teufel ihn dabei so festhielt, daß er wie besessen davon nicht lassen konnte. Da bemerkte er plötzlich und ganz deutlich, daß der Bankhalter den Piquekönig unter den Karten hervorzog und für die Bank ein siegreiches Vingt-et-un machte. Hierüber erbost, sprang der Franzose in demselben Augenblicke auf und faßte das Spiel Karten, indem er die Worte: „Dieb, Dieb!" ausrief. Aber in derselben Secunde hatte auch der verdächtige Spieler mit der einen Hand die auf dem Tische liegenden Karten zusammengerafft, mit der andern sein Messer gezogen und damit nach dem Franzosen gestochen. Dieser wäre verloren gewesen, wenn nicht einige der Mitspieler den Stoß abgewehrt und seinen Gegner festgehalten hätten. Allein sogleich hatte der Gauner aus ihren

Händen sich losgerissen, mit einem Sprunge die Thür erreicht, und stürzte nun auf die Schiffswand zu.

Im ersten Augenblicke mochten wohl Manche glauben, daß er, vor Scham und Wuth wahnsinnig geworden, sich ins Wasser stürzen wolle, aber — das that er nicht, sondern er warf nur die Karten ins Wasser. Das bewies seine Schuld gewiß deutlich genug, und als er wieder in die Kajüte kam und Lust zu haben schien, über seinen Ankläger herzufallen, wurde er von den Spielern festgepackt, welche wüthend waren, daß er sie betrogen hatte. „Ins Wasser mit ihm, ins Wasser!" war ihr einstimmiger Ruf, und die Drohung würde rasch ausgeführt sein, wenn nicht der Kapitän und viele Passagiere, durch den Lärm in die Kajüte geführt, dazwischen getreten wären und den Gauner vor dem angedrohten Tode geschützt hätten. „Aber, meine Herren," sprach der Kapitän, „was ist denn vorgefallen?" Der junge Franzose, befragt über seine Anklagegründe, versuchte nun in nicht sehr verständlichem Englisch, aber erläutert durch sehr ausdrucksvolle Pantomimen das Vorgefallene deutlich zu machen, und bewies, daß die von ihm weggenommenen Karten markirt waren. Dadurch wurde der Gauner überführt, und nun entstand eine Diskussion über die Art der Strafe, welche ihm auferlegt werden müsse. Die meisten Passagiere stimmten für summarisches Ertränken, und da bei den Amerikanern des Westens Mehrheit der Stimmen in allen Fällen so gut wie ein Gesetz ist, so wäre der Gauner unrettbar verloren gewesen, wenn nicht der Kapitän, ein schlauer Fuchs aus einem der nördlichen Staaten, um sich vor aller Verantwortlichkeit zu schützen, die Idee gefaßt hätte, der Gesellschaft einen Vorschlag zu machen, indem er zugleich erklärte, daß er sich dann der Entscheidung durch Stimmenmehrheit unterwerfe. Hätte er es gewagt, seine Autorität als Kapitän geltend zu machen, so konnte er gewiß sein, daß man diese verhöhnt und den Gauner ohne Erbarmen in den Fluß geworfen hätte. Sein Vorschlag lautete nun: „daß James Bird, weil er überführt worden, am Bord des Dampfboots Chactas im Kartenspiel betrogen zu haben, des Nachts an das Ufer ausgesetzt werden solle, nachdem zuvor die von ihm betrügerischer Weise erworbenen Geldsummen erstattet seien." Dieser Vorschlag wurde, von dem jungen Franzosen kräftig unterstützt, zur Abstimmung gebracht, und trotz einer sehr bedeutenden Oppo-

sition von der Mehrzahl angenommen. An demselben Abend wurde das Erkenntniß vollzogen, und zwar zur Freude des Gauners, der sich glücklich schätzte, so gut davon zu kommen.

Als am folgenden Morgen das Dampfboot bei der kleinen Stadt Vicksburg anlangte, um eine beträchtliche Güterladung einzunehmen, bemerkten die Passagiere am jenseitigen Ufer eine sehr große Menschenmenge, die ein besonderes Schauspiel zu erwarten schien. Durch Nachfragen erfuhren wir von Einwohnern aus Vicksburg die Veranlassung jenes Zusammenlaufs; es sollte an diesem Morgen ein Duell stattfinden zwischen zwei Kaufleuten des Orts, welche beide als geschickte Schützen mit der Büchse bekannt waren. Ein solches Schauspiel hatte nun für die Passagiere des Chactas einen solchen Reiz, daß sie sich entschlossen, die Paar Stunden, welche zur Ladung des Dampfers erforderlich waren, anzuwenden, um dabei zugegen zu sein, und sie nebst vielen Einwohnern der Stadt wurden auf einer Art Fähre, die mit zwei mühlräderähnlichen Rädern versehen war, welche von einem Pferde gedreht wurden, an das jenseitige Ufer übergesetzt. Dort erkletterten wir nicht ohne Schwierigkeit die steilen Abhänge, welche in dieser Gegend den Mississippi einschließen und gesellten uns zu einer Menge Menschen, die schon seit Tagesanbruch auf den Zweikampf gewartet hatte. Fast alle hier versammelten Männer waren bis an die Zähne bewaffnet und schienen nicht blos zum Zuschauen, sondern mit der Absicht, am Kampfe Theil zu nehmen, hierher gekommen zu sein; einige Gruppen derselben, welche etwas entfernt von dem großen Haufen standen, zeichneten sich besonders durch Aufregung und wüthende Gestikulationen aus. Endlich erschienen die beiden Gegner auf dem Kampfplatze, und nun ordneten sämmtliche Zuschauer sich in zwei gerade Linien, lebendige Mauern, die etwa 3 Fuß von einander entfernt waren. An den beiden Enden luden die Secundanten unter den Augen der Kämpfer die Büchsen und letztere stellten sich in Positur, als diese Vorbereitungen zum Duell beendigt waren. Es war kaltes Wetter und der Himmel, mit grauen Wolken bedeckt, warf ein trübes, bleiches Licht auf den Kampfplatz; die Duellanten waren nach hiesiger Mode mit weiten Ueberröcken von weißem und grünem Fries bekleidet, und der eine war durch seine große Figur und sein funkelndes Auge auffallend, während der andere, ein junger Mann

von 26 Jahren mit interessantem Gesicht, wenn auch kleiner als sein Gegner, diesen an würdiger Haltung übertraf. Alle Anwesenden schienen auf den ersten Blick für den jungen Mann sich zu interessiren, dessen Lächeln den Eindruck von Herzensgüte und einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit machte. Ehe er die von einem der Secundanten ihm dargereichte Büchse in die Hand nahm, warf er rasch den grünen Paletot, der ihn verhüllt hatte, ab und stand nun seinem Feinde gegenüber in einer weißen Jacke, welche bei warmem Wetter gewöhnlich von den Bewohnern dieser Gegend getragen wird. Diese, unbezweifelt von seinen Freunden ihm angegebene kleine Kriegslist sollte aber den beabsichtigten Zweck durchaus nicht erfüllen, indem nicht fern hinter dem jungen Mann eine Reihe dichtbelaubter Bäume stand, durch welche die weiße Jacke nur um so schärfer hervortrat. Eine lautlose Stille herrschte ringsumher; die beiden Gegner hatten die Blicke wie elektrischer Funke aufeinander geheftet und standen mit der Büchse in der Hand, das Signal erwartend. Da schritt einer der Secundanten bis in die Mitte des offenen Raumes zwischen den beiden Menschenreihen, und unterbrach das tiefe Schweigen mit deutlicher, klangvoller Stimme durch die Worte:

„Meine Herren, sind Sie bereit?"

„Bereit!" erwiderten beide Duellanten mit einer Stimme.

„Eins, zwei, drei, Feuer!" und ehe noch das letzte Wort deutlich ausgesprochen war, hörte man beide Büchsen zusammen abfeuern, so daß es nur wie ein einziger Knall tönte.

Beide Duellanten waren nicht getroffen; sie hatten, wie bei dortigen Zweikämpfen gewöhnlich ist, ohne die Büchse an die Schulter zu legen, den Hahn abgedrückt, weil bei so geschickten Schützen, wie die Amerikaner des Westens sind, der Verlust von einer Viertelsecunde so viel wie Tod heißt. Die versammelte Menge verhielt sich ruhig und schweigend, die Duellanten blieben in ihrer stoischen Haltung und warteten, bis die Gewehre von den Secundanten auf's Neue geladen waren, wie es denn auch vor ihren Augen geschah, ohne daß irgend ein Versuch zur Aussöhnung gemacht wurde. Bei dem jetzt gegebenen Commandowort: „Feuer!" stürzte der junge Mann in der weißen Jacke nieder, ehe er seine Büchse abdrücken konnte; die Kugel seines Gegners hatte ihn in die Stirn getroffen.

Diesem schrecklichen Schauspiele folgte aber ein weit fürchterlicherer Kampf, denn die Freunde des unglücklichen jungen Mannes stürzten mit blanken Waffen auf die Anhänger seines Gegners los; aber da wir Passagiere des Chactas keine Lust hatten, an diesem von uns nicht vermutheten Gefechte Theil zu nehmen, eilten wir sogleich, das Schlachtfeld zu verlassen und auf die Fähre zu kommen, die, an sich sehr gebrechlich, schon so dicht gedrängt voll Menschen war, daß wir nur mit vieler Schwierigkeit darin aufgenommen wurden. Indem wir abfahren wollten, lief ein Mann heran, um Platz für das Opfer des Duells zu verlangen, und da man dieses nicht wohl abschlagen konnte, so mußten alle sich noch mehr zusammendrängen, um den Platz für den Sterbenden und seine Begleiter zu erhalten. So war unser Fahrzeug, höchst bedenklich überladen, bis in die Mitte des Stromes gekommen, als ein Angstgeschrei rings um mich her ertönte. Ein gewaltig großes Dampfschiff, welches im vollen Rennen gerade auf unsere Fähre zufuhr, war kaum ein Paar hundert Schritte davon entfernt, und bei einer einzigen falschen Drehung des Steuerrades waren wir sicher verloren. Ein gellendes Geschrei der Verzweiflung erscholl umher, als das Dampfboot die Fähre berührte, deren schwere Masse durch ein wahres Wunder von dem Stoße nur heftig schwankte, dann zur Seite glitt und so dem fast sichern Untergange entkam. Aber nur wenige Augenblicke nach dem Zusammenstoße knallten von unserer Fähre wohl 20 Gewehre, deren Kugeln für den Steuermann des Dampfers bestimmt waren, indeß war dieser glücklicherweise schon außer Schußweite. Endlich erreichte unser schwerbeschädigtes Fahrzeug mit Mühe das Ufer, und wir eilten, von der Aufregung dieses Morgens angegriffen, an Bord des Chactas. Zwei Tage später kamen wir nach Louisville und jeder ging seine Geschäfte zu besorgen, ohne an die Abenteuer der Reise viel zu denken. Nach wenigen Tagen las ich folgende Nachricht in einer Zeitung: „Vor Kurzem fand ein Zweikampf statt am Ufer des Mississippi zwischen zwei achtbaren Kaufleuten aus Vicksburg, welche Nebenbuhler bei einem Frauenzimmer waren. Die Duellanten hatten zuvor mehrere Male in den Straßen der Stadt mit Büchsen aufeinander geschossen, und die Freunde beider Herren hatten beschlossen, daß der Streit in einem ordentlichen Duelle ausgemacht werden sollte, damit nicht das Schießen in den Straßen die Sicherheit

der Einwohner länger gefährde. Einer der Duellanten, ein junger Mann von der größten Achtbarkeit, wurde in dem Duell tödlich verwundet und starb in der Nacht."

Um nun diese flüchtige Skizze amerikanischer Sitten in den westlichen Staaten zu beschließen, will ich noch das tragische Ende des unverbesserlichen Gauners James Bird in Vicksburg erzählen, wie es mir später von einem der Passagiere des Chactas, der dort geblieben war, mitgetheilt wurde. Bird hatte die gute Lehre, welche ihm am Bord des Dampfbootes für seine Künste beim Spiel ertheilt war, rasch vergessen und sich mit einer Bande Falschspieler in Vicksburg verbunden, welche schon seit etlichen Monaten die dortigen Einwohner auf die frechste Weise betrog. Da nun Bird offenbar zum Galgen vorherbestimmt war, so kam er gerade zur rechten Zeit, um das Schicksal eines würdigen Genossen zu theilen, dessen offenkundige Gaunereien unter das unerbittliche „Lynchgesetz" gefallen waren. Dies sogenannte Lynchgesetz wird in Anwendung gebracht, wenn nach der Meinung der Mehrheit die Gesetze des Staats zur Bestrafung gewisser Verbrechen nicht genügen, oder wenn die Mehrheit unter dem Einflusse einer heftigen Aufregung der Justiz keine Zeit für ihren gesetzlichen Gang läßt und mit eigenen Händen den Schuldigen straft. In der Anwendung ist das Lynchgesetz sehr einfach, da es keine geringere Strafe als Todesstrafe zuläßt, deren Art durch die Gewohnheiten des Landes oder auch durch die bloße Laune der Menge bestimmt wird. Folgende, durchaus wahre Anekdoten werden eine Idee von der Art von Verbrechen geben, wobei das Volk das Lynchgesetz zur Anwendung bringt, und eben so von der Art der danach erkannten Strafen. Ein Hausirer hatte einen Neger bestohlen, und ein solches Verbrechen gilt in allen sklavenhaltenden Staaten für eins der abscheulichsten. Im vorliegenden Falle wurde der Angeklagte zu zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt, aber diese Strafe von der Mehrzahl des Volkes für unverhältnißmäßig gering gehalten. Der Hausirer wurde deshalb von den Vollstreckern des Lynchgesetzes, das heißt von der Volksmenge, aus dem Gefängniß gerissen und aufgeknüpft, nachdem er zuvor 500 Peitschenhiebe von dem bestohlenen Neger erhalten hatte.

Ferner, ein Einwohner von Natchez hatte seine junge Frau in einem

Anfalle von rasender Eifersucht erdrosselt. Er wurde zwar dafür vor Gericht gestellt, aber da der Mord nur von Negern bezeugt werden konnte und das Zeugniß derselben die Anklage gegen einen Weißen nicht begründen kann, freigesprochen.

„Sagte ich nicht vorher, daß ich freigesprochen würde?“ rief der Mörder triumphirend aus, als er das Gericht verließ.

„Ja wohl“, erwiderte ein Mensch, der die Freisprechung mit angehört hatte, „vom Richter Smith seid Ihr freigesprochen, aber nun müßt Ihr noch vor dem Richter Lynch erscheinen.“

Dieser Richter war sehr rasch bei der Hand, und da der Mord Jedem bekannt geworden, so konnte der Mörder der Rache des schrecklichen Lynchgesetzes nicht entgehen. Er wurde sofort von einem Volkshaufen angegriffen, mit Theer bestrichen, mit Federn bestreut und dann losgelassen, indem man ihm etliche Minuten Vorsprung gab, worauf der ganze Haufen wie wüthend ihm nachjagte. Der Unglückliche, dessen Glieder vor Furcht fast gelähmt waren, wurde auch bald eingeholt, an das Ufer des Mississippi geschleift, dort so fürchterlich zerschlagen, daß er kaum noch lebte und dann in einem leeren Fasse in den Fluß geworfen.

Die schreckliche Allgewalt des Lynchgesetzes wird durch das Schicksal des James Bird und seiner Genossen klar genug werden. Wie wir erwähnt, so hatten Spieler von Gewerbe und der schlimmsten Art seit Monaten in Vicksburg sich eingefunden, wo sie viel Unheil anrichteten, und die Sicherheit, welche sie dort fanden, hatte außerdem Gauner aus andern Staaten in solcher Anzahl herbeigerufen, daß die Stadt bald eine wahre Diebesherberge und zwar eine um so gefährlichere wurde, als das Gesetz dagegen nicht einschreiten konnte. Endlich kam es so weit und die Frechheit jener Schurken zeigte sich auf eine so fürchterliche Weise, daß eine bedeutende Anzahl der Einwohner in einer desfalls angesetzten Versammlung beschloß, die Falschspieler sofort aus der Stadt zu verjagen oder, wenn sie sich widersetzen sollten, zu tödten. Am folgenden Morgen las man auf einem in den Hauptstraßen angehefteten Placate diesen Beschluß der Versammlung, welche die Mehrzahl der Einwohner von Vicksburg repräsentirte. Die meisten der Gauner verließen sofort die Stadt, und nur eine kleine Anzahl derselben waren unvorsichtig genug, sich nach der Warnung und Drohung

nicht zu richten, und, wenn gleich nicht mehr so öffentlich wie bisher, ihr schändliches Spiel fortzusetzen. Aber die Strafe folgte rasch der Androhung, denn acht Tage nach der Bekanntmachung versammelte sich eine beträchtliche Anzahl der Einwohner bewaffnet auf dem Marktplatze und zog nach allen verdächtigen Häusern, um diese zu untersuchen. In einigen derselben fanden sie zwar Farotische mit allem Zubehör, aber keine Spur eines Bankhalters. Zuletzt kamen sie nach einem Hause, worin einer der allerberüchtigsten der Gaunerbande wohnte, welcher, wie man erzählte, mehrere entschlossene Kerle bei sich hatte und aufs Aeußerste sich wehren wollte. Nachdem man das Haus umringt hatte und dieses mehrfacher Aufforderung ungeachtet nicht geöffnet wurde, so schlug man die Thüre desselben ein. In demselben Augenblick wurden durch Schüsse aus dem Hause einige Bürger getödtet oder verwundet, unter andern ein hochgeachteter Arzt, und mit einem wüthenden Geschrei drangen die Bürger nun in das Haus. Hier entspann sich ein heftiger Kampf, die meisten der dort befindlichen Gauner entkamen, aber ihrer fünf fielen in die Hände der Einwohner, wurden geknebelt und ohne ein Wort zu verlieren abgeführt; unter diesen Gefangenen, von welchen einer schwer verwundet war, befand sich auch James Bird, der Passagier des Chactas. Umringt von der zahlreichen, aber lautlosen Menge, wurden sie zum Galgen geschleppt, ohne daß sie nur ein Wort der Klage äußerten, und während die Menge immer schweigend das Schaffott umgab, wurden sie von einem riesenhaften Neger, der sich zum Henker erbot, ohne irgend eine Proceßform aufgeknüpft.

V.

Die Heldin von Texas.

Eine eigenthümliche Erscheinung in den Einöden Amerikas sind jene Verläufer der Civilisation, jene „Squatters", wie man sie nennt, welche der Cultivirung und Colonisirung wilder Einöden zuerst den Weg bahnen. Von ihrem seltenen Muth und ihrer bewundernswürdigen Thatkraft, die vor keiner Gefahr, die vor keinem noch so unüberwindlich scheinenden Hinderniß zurückschrecken, wird die nachfolgende Erzählung ein neues glänzendes Beispiel geben.

Jener Theil des ungeheueren Flächenraumes von Texas, welcher unmittelbar westlich vom Brazos liegt, ist größtentheils das, was die Landbewohner eine vollendete todte Fläche nennen. Diese Fläche ist wirklich so eben, daß man mehrere Tage lang reisen kann, ohne eine merkliche Erhebung zu finden, außer dann und wann einen kleinen kegelartigen Hügel, der sich wie ein niedriges Grabmal erhebt, um die abspannende schläfrige Einförmigkeit der grenzenlosen Prairie zu unterbrechen, die ohne ihren smaragdenen blumenbesäeten Teppich ganz unerträglich sein würde. Aber selbst dieses bezaubernde, grünende, blühende Kleid ermüdet doch endlich das Auge, und man sehnt sich nach dem Anblicke blauer Berggipfel oder niedriger mit Gestein durchbrochener Hügelketten, die das ewige Grün und den Farbenglanz der prächtigen Blumen ein wenig mildern. Der Reisende kann auf dieser unendlichen Fläche nach jeder Richtung hin Hunderte von Meilen zurücklegen, und wird immer denselben Anblick haben. Nur eine Ausnahme gibt es. Nahe bei der Straße, die von San Philippe nach Brazoria führt, findet sich eine zusammenhängende Gruppe von kleinen runden Hügeln, die eine Stunde oder mehr Raum einnehmen, und, sanft anschwellend, sich in ihrem Mittelpunkt bis zu einer Höhe von hundert Fuß erheben. In einer Gebirgsgegend würde eine so unbedeutende Erhöhung gar keine Beachtung finden; hier aber erscheint sie durch den Gegensatz der unermeßlichen einsamen Fläche um sie her wie eine gewaltige

massenhafte Alpe, die sich auf dreißig Meilen weit deutlich erkennen läßt. Ihr Anblick ist im höchsten Grade eigenthümlich und erinnert an die wogende Schwellung des Meeres am Tage nach einem Sturm, wenn die Wogen in unserer Nähe kürzer erscheinen und die entfernteren an Größe wachsen, bis zuletzt weitab eine der größesten ihre weiße Schaumkappe in den Himmel zu spritzen scheint. Kreide, Kalkstein, Gyps, große Lager von Muscheln, Austerschalen und anderen Meersubstanzen weisen darauf hin, daß dieser Boden in einer früheren Erdepoche dem Meere angehörte.

Zur Zeit der ersten Ansiedlung von Texas beherbergte dieser romantische „Wall", wie die Bewohner des Landes ihn nannten, zwei Familien, deren Geschichte und Charakter so ungewöhnlich wie der Ort war, den sie sich zur Niederlassung ausersehen hatten. Polly Dust, deren kleines Blockhaus von zwanzig Quadratfuß sich auf dem Gipfel des mittelsten Kegels jener wogenartigen Hügel erhob, war die Enkelin des berühmten Daniel Boone, des Patriarchen-Squatters von Kentucky, dessen leidenschaftliche Liebe zu den Wäldern und dessen unüberwindlichen Hang zum Umherschweifen sie geerbt hatte. Sie war verschiedene Male Wittwe geworden und zählte, ehe sie noch das Alter von vierzig Jahren erreichte, eine Familie von zehn Söhnen und zwei Enkelkindern. Sie war, was man einen Umzügler von Gewerbe nennen könnte, denn in jeder Region westlich von den Alleghannies hatte sie, wie es ihr gerade gefiel, hier eine Woche, dort einen Monat, dort ein Jahr zugebracht. Nachdem sie nun in Michigan, Missouri, Arkansas, Mississippi, Louisiana gehaust hatte, brach sie auch in ihrer gewöhnlichen Weise nach der großen Wildniß von Texas auf. Ihre körperliche Beschaffenheit war der Art, daß sie allen Stürmen der Zeit, der Krankheiten und der Elemente Trotz bot und andererseits das einem Menschen nur immer mögliche Maß von Arbeit zu ertragen befähigt war. Sie war sechs Fuß hoch, breit gebaut, knochig und stark; ihr kohlschwarzes Haar ringelte sich in natürlichen Locken, aus ihrem rothen, fetten Gesicht glänzten über der langen römischen Nase zwei dunkle, tiefliegende Augen mit außerordentlich hervorragenden Brauen. In manchem Kampfe mit der Natur und den Menschen hatte sie Beweise ihrer außerordentlichen Kraft und Gewandtheit gegeben. Sie schoß eben so gut mit der Pistole wie mit der Büchse, was unzählige Rehe, schwarze Bären und Büffel zum großen Nachtheil an sich

erfahren hatten. Dagegen empfand sie gegen alle Buchgelehrsamkeit die entschiedenste Verachtung und sie konnte sich rühmen, mit dem Erwerb derartiger Kenntnisse keinen Augenblick verloren zu haben. Aber in dieser rauhen Brust schlug ein Löwenherz und wer die grobe Kruste der Gewohnheit und durch Cultur nicht gemilderten Sitten zu durchschauen vermochte, entdeckte darin eine Quelle des reinsten Gefühls. Ihr Edelsinn war nicht geringer als ihr Muth, und die innige Liebe zu ihren Kindern war noch stärker als beide. Das gesammte Eigenthum der Mistreß Dust bestand aus einem alten Frachtwagen mit seinem unzertrennlichen Gespann von acht Ochsen, einigen hundert Stück Vieh aller Art, etwa fünfzig Pferden von jedem Alter und einem halben Dutzend Flinten und Büchsen nebst doppelt so vielen Pistolen.

Mistreß Fanny Moore, die einzige Nachbarin der Mistreß Dust auf dem Wall, war dieser zwar in mancher Hinsicht ähnlich, aber in anderer sehr verschieden von ihr. Sie hatte gleichfalls ein ganzes Dutzend Umzüge vollführt, immer der Civilisation voraus, und immer tiefer in die Wildniß hinein. Doch ihr Umherziehen entstand aus einem ganz andern Beweggrunde. Als ein Mädchen von fünfzehn Jahren hatte sie einen Mann geheirathet, der noch einmal so alt, aber eben so arm war als sie. Der ganze Reichthum, den sie als Erbe ihrer Mutter besaß, bestand in einer Kuh, einem alten Federbette, einer rostigen Bratpfanne, einigen zerbrochene Theetassen, eben so beschaffenen Messern mit Hornschaalen und einer hölzernen Bowle von indianischer Handarbeit. Das Besitzthum ihres Mannes bestand in einem schwarzen kurzgeschwänzten Pony, einem großen Wolfshunde und einer langen schweren Büchse. Doch weit schlimmer als die Armuth war die Arbeitsscheu ihres Mannes, welcher den größten Widerwillen empfand, von seinen Gliedern einen nützlichen Gebrauch zu machen. Im Anfang ihrer Ehe spornten Bitten und Beispiel seiner jungen Frau ihn wenigstens so weit an, um sie durch die Jagd vor dem Verhungern zu schützen. Damals lebte das Paar im westlichen Missouri. Fanny klärte und bebaute mit ihren eigenen zarten Händen ein kleines Feld und betrieb ihre Wirthschaft so umsichtig, daß sie trotz der Faulheit Toms allmälig etwas zu erübrigen begann. Da mit einem Mal wurden alle ihre Hoffnungen an den Rand des Verderbens gebracht. Missouri

nämlich wurde der Mittelpunkt einer wunderlichen religiösen Sekte, die ihre geistliche Erbauung in krampfhaften Bewegungen, Verzerrungen des Gesichts und dem heftigsten Strecken und Recken aller Glieder suchte. Kopf, Hände, Füße, Arme flogen vor- und rückwärts, als ob sie durch eine unsichtbare Gewalt in Schwung gesetzt würden, bis endlich der Körper aus reiner Erschöpfung ohnmächtig zusammenfiel. Merkwürdiger Weise schloß sich Tom trotz seiner angeborenen Trägheit der Sekte dieser sogenannten „Jerker" mit Leidenschaft an und zum größten Unglück setzte sich noch eine andere phantastische Idee in ihm fest. Als er nämlich eines Tages eine Predigt über den Text hörte: „sorge nicht für den morgenden Tag", so nahm er dies in seiner Weise so auf, daß er aller und jeder Arbeit zu entsagen entschloß. Seine arme Frau befand sich in der schlimmsten Lage; sie konnte es weder über ihr Herz bringen, ihren Mann zu verlassen, noch war es möglich, ihn nebst fünf Kindern von dem Ertrage ihrer kleinen Farm zu ernähren. Da entwickelte das schwache Weib eine Willensstärke, deren gewiß nur wenige unter diesen Verhältnissen fähig gewesen wären. Mit unermüdlicher Geduld übte sie sich im Schießen so lange, bis ihr in ganz Missouri kein Schütze mehr gleich kam. Von jetzt ab ging sie allein in den Wald auf die Jagd und versah bald ihren Mann und ihre Kinder mit einem Ueberfluß von schmackhaftem Fleisch. Die Einöde Missouris wurde endlich besiedelt. Sonnige Felder, auf denen goldenes Getreide wogte, waren an die Stelle der alten grünen Wälder getreten, in denen zahlreiches Wild Schutz und Nahrung gefunden hatte. Die Büffel flohen tiefer in die großen Prairien hinein und näher zu den Felsengebirgen. Das rothe Reh wurde verscheucht von dem scharfen Schalle der Aexte. Es wurde nothwendig, daß Fanny aufpackte. Sie verkaufte ihr kleines Besitzthum an den Ufern des Osage für einen Karren, ein Joch Ochsen und eine kleine Summe baaren Geldes, lud auf das Fuhrwerk Mann und Kinder und brach nach Arkansas auf, wo sie sich fünfzig Meilen weit von jeder Ansiedelung einen Wohnplatz aussuchte. Hier schwärmten noch die wilden Thiere zahlreich umher, und Fanny's rauh gezimmerter Tisch knarrte unter der Last saftigen Wildprets. Nur ein Gedanke war es, der sie beunruhigte. Ihre Kinder wuchsen rasch wie die Kornähren empor, aber durchaus ohne Unterricht und ohne Aussicht, je

welchen zu erhalten. Dieser Gedanke quälte Fanny Tag und Nacht. Als Kind hatte sie selbst zwar in einer alten Feldschule buchstabiren gelernt, aber schon längst wieder den Unterschied der Buchstaben vergessen. Wenn sie des Abends von ihrer mühsamen Jagd zurückkehrte und ihre Kinder umarmte, beklagte sie jedesmal bitterlich, daß sie's im Lesen nicht so weit gebracht hatte, um ihre Kleinen darin unterrichten zu können. Ich wußte, erzählte sie selbst, daß wir nach einiger Zeit wohl im Stande sein würden, in die Niederlassung anständiger Leute zu ziehen und dabei mußte ich mir immer vorstellen, wie empörend es doch für meine Kinder sein würde, nicht mehr zu wissen, als wilde Indianer. Die Jungen hatten schon mehr als die halbe Höhe ihres Vaters und Peggy's hübscher Kopf reichte mir sogar bis an die Schultern. Das war genug, um einer liebenden Mutter Thränen auszupressen. Ich ging damals alle zwei Monate nach Little Rock, um einen Pack Pelze abzusetzen und dafür Salz und andere Dinge, welche wir nothwendig brauchten, einzukaufen. Einmal nun brachte ich für das Kleinste einige Trauben-Rosinen mit, und diese waren in eine große Zeitung gewickelt, die eine Menge sonderbarer Bilder enthielt. Die armen Geschöpfe, welche so etwas in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten, starrten das Papier verwundert an. Ich versuchte nun zu erklären, was es sei und sagte dabei, daß, wer es lesen könne, alles erfahre, was jenseits der blauen Berge, über dem breiten Strome und dem weiten Meere vorgehe. Ganz eben so gut erfahre man das, was sie täglich vor ihrer eigenen Thüre sähen. O Ma, rief Peggy, lehr' uns doch lesen, damit wir etwas von unsern alten Spielkameraden in Missouri hören können. Bei dieser Bitte war es mir, als ob mein Herz brechen sollte. Plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke. Ich ließ die Kinder frühzeitig schlafen gehn, steckte mir ein helles Licht von Fichten-Spänen an, nahm die Zeitung zur Hand und versuchte nun, ob ich etwas daraus zusammenbuchstabiren könnte. Zu meiner unaussprechlichen Freude kannte ich noch alle Buchstaben, mit Ausnahme der großen. Doch meine Freude war von kurzer Dauer, denn obschon ich bis zum Anbruch des Tages mich damit abmühte, blieb mir gleichwohl jede Zeile ein Räthsel, und nicht ein einziger Satz wurde mir verständlich. Mit Sonnen-Aufgang kam mir ein neuer Plan in den Kopf. Ich beschloß nächstens wieder nach Little Rock zu gehen und einige

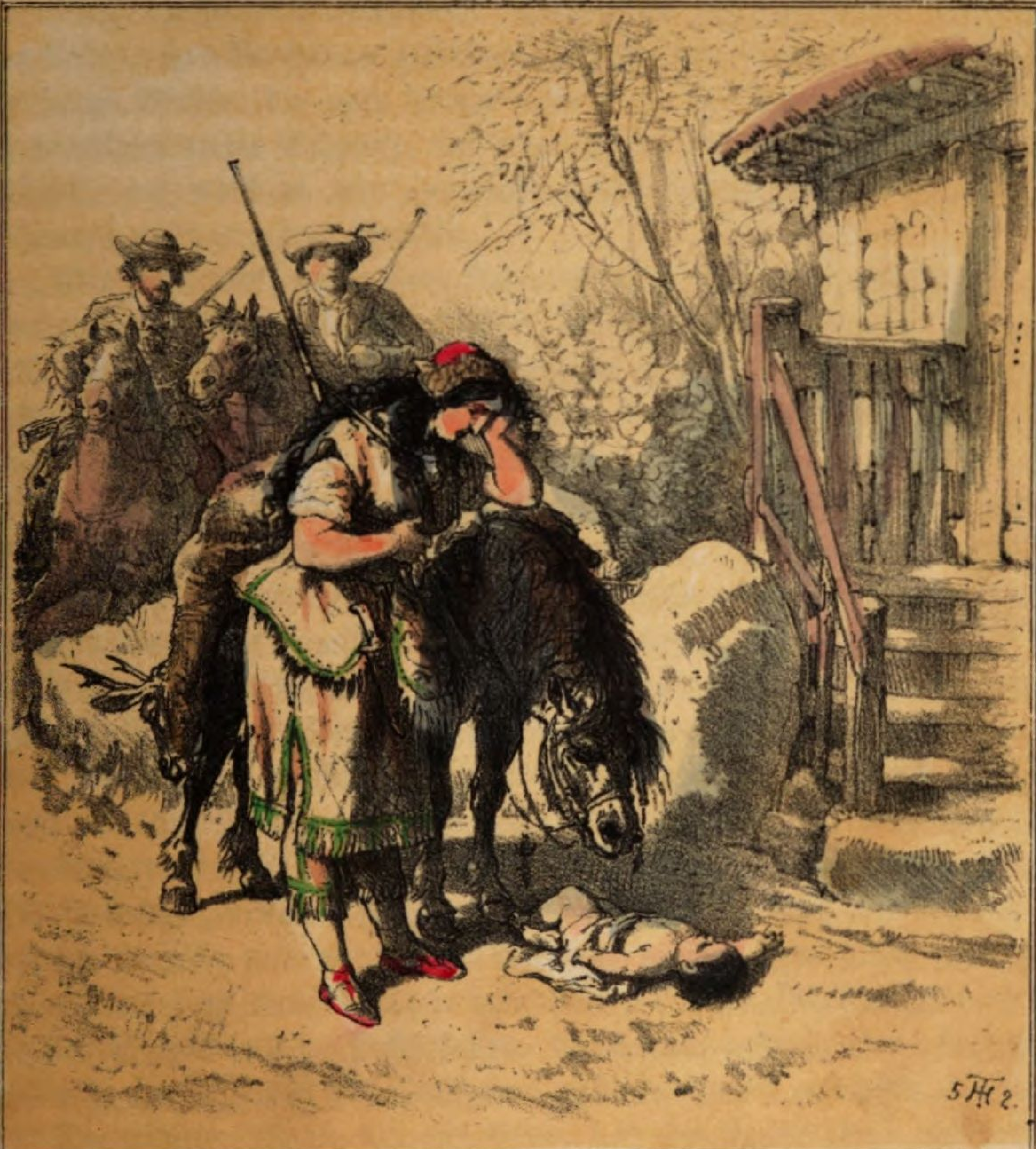
Buchstabir- und Lesebücher zu kaufen. Nachdem ich dies gethan hatte, fing ich nun mit allem Ernst an zu lernen. Eine Zeit lang ging es recht mühsam, aber ich blieb bis in die Nacht auf, wenn Tom und die Kinder schliefen. Ich nahm auch mein A-B-C-Buch mit auf die Jagd, denn ich konnte beim Reiten darin lernen, besonders an Stellen, wo die Waldungen offen waren, und dann wieder, wenn ich ausruhte und ein schweres Reh auf meinen Pony geladen hatte, oder wenn ich einen steilen Hügel hinaufging. Bei solcher Gelegenheit zog ich das Buch aus einer Tasche, die ich eigends dazu an meinem Kleide angebracht hatte, und durchlief die Blätter, bis ich sie beinah auswendig wußte. Sodann begann ich mit meinem großen Buchstabirbuch und bemächtigte mich seiner auf die nämliche Weise. Gleichwohl wagte ich immer noch nicht meine Kinder zu unterrichten, aus Furcht, ihnen etwas Falsches beizubringen. In dieser Zeit kam ein verirrter Jäger auf ein Paar Tage in unser Haus, und da er meine Beschäftigung bemerkte, erbot er sich mir zu helfen. Ich hatte wohlgethan, den Unterricht meiner Kinder so lange verschoben zu haben, denn ich mußte sehr viele meiner Worte ganz anders aussprechen lernen, als ich es für mich gethan hatte. Jetzt kaufte ich jedem Kinde ein A-B-C-Buch, und eines Sonntags Morgens, als sie alle um mich herum standen, eröffnete ich ihnen, daß sie lesen lernen sollten. Sie waren ganz außer sich vor Freude. Jeden Abend blieben sie bis nach zwölf Uhr munter und den Sonntag über waren sie noch fleißiger. Inzwischen hatte ich mir ein neues Testament und einige andere Bücher verschafft, die ich wiederholt durchlas, und so konnte ich den Unterricht mit meinen Kindern immer fortsetzen. —

Die Fluth der Auswanderung nöthigte jedoch Fanny, ihre bescheidene Heimath in den Bergen von Arkansas aufzugeben und nochmals weiter zu ziehen. Diesmal setzte sie ihren Wanderstab nach Texas, wo sie, wie schon erzählt, sich auf dem merkwürdigen Wall niederließ und die Nachbarin der Mrs. Dust wurde. Ihre Häuser standen eine halbe (englische) Meile von einander entfernt, und beide Frauen schlossen vertraute Freundschaft mit einander, die zuweilen nur auf kurze Zeit durch den stürmischen Charakter der Mrß. Dust und durch die Eifersucht getrübt wurde, welche die bessere Erziehung von Fanny's Kindern hervorrief.

An den Ufern des schönen Brazos war es Winter geworden; aber der Winter kam nicht mit Schnee, Hagel und Millionen Eiszapfen, sondern wie er in den südlichen Prairien gewohnt ist, als ein milder anmuthiger Freund mit heiterem Immergrün und einem Strauß süßduftender Blumen. Ich hatte mich in Geschäften nach San Felipe begeben und dieselben nach Wunsch beendigt, als ich bei dem Gouverneur, General Austin, einen jungen Mann kennen lernte, der am andern Morgen tiefer in das Innere des Landes reisen wollte. Der Gouverneur hörte diesen Plan kopfschüttelnd an und warnte den jungen Mann, als dieser jede militärische Begleitung, die seine Abreise um einige Tage verzögert hätte, beharrlich von sich wies, seine Sporen ja nicht zu schonen. Das Abenteuerliche einer solchen Reise machte mir Lust, dem Fremden meine Begleitung anzubieten, und ich bereuete dies um so weniger, da ich hörte, daß er zu seiner Tante, der Mistreß Dust, wolle. Am anderen Morgen brachen wir zeitig auf und ritten den ganzen Tag ohne Aufenthalt, um noch vor Anbruch der Nacht bei Madam Dust einzutreffen, weil die Aussicht, im Freien zuzubringen und mit Wölfen, Panthern, oder, noch schlimmer, mit einem Rudel Wilder nähere Bekanntschaft zu machen, nicht die angenehmste war. Trotz der ungeduldigen Hast und der vorsichtigen Blicke, mit denen mein Gefährte jedes kleine Gehölz musterte, welches die unbegrenzte Fläche die Prairie unterbrach, war er doch nicht der Mann, unnöthige Furcht zu haben, oder bei dem Herrannahen einer Gefahr zu zittern. Es konnte wahrlich kein muthigeres Herz, kein schärferes Auge, keinen festeren Arm geben als die des jungen Will Denton, der ein Vetter des berühmten Jäger-Kapitäns Hays war. Der junge Mann war eben erst aus den vereinigten Staaten in San Felipe eingetroffen, und da er dort nicht, wie er erwartet hatte, seine umherziehenden Verwandten traf, so entschloß er sich, auf jede Gefahr hin einen Ritt nach Brazoria zu wagen.

Als die Sonne immer tiefer am Horizont herabsank, wurden wir immer ungeduldiger, denn schon seit Mittag hatten wir den Wall, auf den wir zuritten, deutlich in der Ferne unterscheiden können; allein in Folge einer optischen Täuschung, die sowohl auf den Prairien wie auf großen Strömen und der Meeresfläche, wo kein Gegenstand vorhanden ist, an welchem man verschiedene Punkte der Entfernung messen könnte, häufig

vorkommt, erschien uns jener Hügel höchstens vier oder fünf Meilen entfernt. Stunden flogen vorüber und trotz der Schnelligkeit unserer Pferde schien sich die Entfernung noch immer nicht vermindern zu wollen. Endlich aber, eben als die Sonne uns ihren Abschiedsgruß zusandte, näherten wir uns dem mittelsten Kegel. Nur noch ungefähr 200 Schritt von dem Blockhause der Mrß. Dust entfernt, bemerkten wir mit Besorgniß, daß über dem langen hölzernen Schornsteine kein Rauch aufwirbelte, denn der Rauch ist das gewöhnliche Zeichen, welches in den Hinterwäldern dem verspäteten Wanderer das Vorhandensein menschlichen Lebens kund gibt. Plötzlich sahen wir auf einem uns gegenüberliegenden Pfade, der aber gleichfalls zu dem Blockhause führte, ein Weib den Hügel hinaufreiten. Sie war von riesenhaftem Körperbau, ein langes Gewehr hing über die linke Schulter und ein gewaltiges Stück Wildpret war hinter ihr am Sattel befestigt. Sie schien sehr eilig, denn sie trieb ihr Pferd die steile Anhöhe in vollem Galopp hinauf und stieß mehreremal einen lauten Schrei aus. Wir spornten unsererseits unsere ermüdeten Pferde heftig an, sprengten mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts und erreichten das Haus nur einen Augenblick später als jene. Welch ein entsetzlicher Anblick! Im freien Hofe, kaum zwei Fuß von der Thür, lag ein Säugling, dem Anschein nach nicht über sechs Wochen alt. Man hätte glauben können, das Kind ruhte in einem süßen Schlummer, wenn sein Antlitz, welches durch ein himmlisches Lächeln verklärt wurde, nicht blaß wie Schnee gewesen wäre. Die Reiterin sprang vom Pferde und stierte mit wilden entsetzten Blicken auf den geliebten Körper, welcher regungslos wie aus Stein zu ihren Füßen lag. Eine Minute etwa blieb sie wie festgebannt aufrecht stehen, bleich wie die kleine Leiche neben ihr, während ihre Muskeln krampfhaft zuckten, die Zähne aneinander schlugen und die rechte Hand sich an das Herz preßte, als wollte sie es hindern, die Brust zu durchbrechen. Unsere Zungen waren von Entsetzen gelähmt. Da lag dieses schöne Kind so still, so lebensähnlich und doch leblos, ohne zu schlafen und doch in seinem ewigen Schlafe! Blutstropfen am Rande der schwarzen, um seine Stirn hängenden Locken zeigten, wo die tödtliche Kugel den zarten Schädel durchbohrt hatte. Wie eine steinerne Bildsäule stand die gramerfüllte Mutter über der Leiche ihres Kindes, ihre kohlschwarzen Haare flatterten



Die Heldin von Texas.

im Winde, ihr sonnenverbranntes kupferfarbiges Antlitz wurde vom rothen Abendlicht geisterhaft beleuchtet. Dazu ihre eigenthümliche Bekleidung von Leder, ihre Mütze von geflecktem Pantherfell, ihre riesenhafte Größe, die lange Büchse, die noch immer quer über ihre braune Schulter hing, ihr wortloser tiefer Schmerz, ihr athemloses Schweigen — es war ein Anblick, bei welchem wir uns eines unnennbaren, fast abergläubischen Schauers nicht erwehren konnten.

„Also todt, todt, meine liebe kleine Polly!“ stammelte endlich die arme Mutter, „und die grausamen Bestien, die Indianer, haben sie gemordet, und, fügte sie zitternd hinzu, die anderen gestohlen.“ Bei diesem letzten Gedanken sprühten ihre Augen von einem furchtbaren Feuer, während sie einen wilden Schrei des Schmerzes ausstieß. Der Ton der wohlbekannten Stimme rief zehn Kinder aus einem dichten Haselgebüsch hervor, in welches sie sich bei Ankunft der Wilden geflüchtet hatten. Nichts konnte mehr den Mangel aller Cultur bezeugen, als das Aussehen dieser jüngeren Sprößlinge der Dust'schen Familie. Ihre Kleidung bestand fast nur aus gegerbten Hirschfellen, sie hatten weder Hüte noch Schuhe, und ihre mit Schmutz, Fett und Rauch bedeckten Gesichter ließen glauben, daß sie noch nie mit Seife oder Wasser in Berührung gekommen seien. — „O Ma,“ schrie das größte von den Kindern mit überströmenden Augen,“ Du warst noch keine Stunde fort, da spielten wir Versteck am Rande des Gebüsches und sahen sechs schwarze Injuns (Indianer) an das Haus reiten; wir krochen ins Dickicht, daß sie uns nicht sehen konnten, guckten aber durch und sahen sie. Emma kam aus der Thür gelaufen. Die Injuns schoßen nach ihr, und vor Schreck ließ sie Polly fallen. Emma lief weiter, aber die Injuns holten sie ein, schoßen auf Polly und nahmen Emma gefangen mit.“

Die Mutter beugte sich zur Erde, hob die Leiche ihres ermordeten Kindes vom harten Boden, legte sie an ihre Brust und redete zu ihr mit den innigsten Worten klagender Mutterliebe. Wir konnten diese rührende Scene nicht ohne Thränen ansehen. Endlich näherte sich der junge Denton und versuchte die Unglückliche wohlwollend zu trösten. Bei dem ersten Worte, was er sprach, gerieth sie in eine wahre Wuth und wies jede Beruhigung in der heftigsten Weise zurück. Nach einiger Zeit gelang es ihm aber doch, den Sturm ihrer Aufregung zu besänftigen, und indem er

ihr erklärte, daß man nothwendig Anstalten treffen müsse, ihre Tochter Emma den Wilden wieder zu entreißen, erbot er sich, nach San Felipe zu eilen und den Gouverneur von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Ich war sogleich Willens, diesen Auftrag selbst zu übernehmen, allein Mistreß Dust bestand darauf, daß wir nicht vor dem nächsten Morgen aufbrechen sollten; wahrscheinlich würden die Comanches*) noch in dieser Nacht zurückkehren, und wenn man sie zuerst gehörig züchtige und dann sogleich verfolge, so könne Emma ohne besondere Mühe wieder befreit werden.

Mistreß Dust und Denton setzten nun das Blockhaus in den bestmöglichsten Vertheidigungs-Zustand, um auf einen nächtlichen Ueberfall vorbereitet zu sein. Das Haus war bereits mit Schießscharten, welche man durch die Holzstämme gebohrt hatte, reichlich versehen. Es fanden sich ein halbes Dutzend Büchsen und doppelt so viele Pistolen vor, außer einem unförmlichen Doppelläufer und vier anderen Pistolen, welche Denton und ich mitgebracht hatten. Sie wurden sämmtlich abgefeuert und frisch geladen; diejenigen, welche hinreichende Tragbarkeit hatten, empfingen die doppelte Ladung Pulver, Kugeln und Rehposten. In kurzer Zeit erhielt die Vertheidigungs-Mannschaft noch einen Zuwachs; denn Fanny Moore, ihr Mann und ihre Kinder, durch Mrß. Dust von dem Vorgefallenen benachrichtigt, fanden sich ein und brachten gleichfalls Waffen und Schießbedarf mit. Die Nacht brach an, aber zugleich mit ihr ging der Vollmond auf, der nichts von Finsterniß in den Prairien von Texas duldete.

So war die Nacht kaum etwas anderes, als ein mildes helles Zwielicht, das dem reinen Schimmer des prachtvollen Mondes entströmte. Die Vertheidiger des Blockhauses, welches so plötzlich in ein belagertes Fort verwandelt war, konnten sich Glück wünschen, daß sich ein solcher Mond und zu solcher Stunde erhob, sonst möchte die erste Morgendämmerung

---

*) Die Comanches (sprich: Camantsches), welche die Ansiedelungen im inneren Texas noch heut in so empfindlicher Weise beunruhigen, sind der zahlreichste Indianerstamm in Texas. Im Jahre 1818 zählten sie etwa zehn bis zwölf Tausend Köpfe und unter diesen zwei bis dritthalb Tausend Krieger. Doch haben sie seitdem eher ab- als zugenommen.

auf der Spitze des Kegels nur einen Haufen dampfender Asche und verbrannter Gebeine beschienen haben! Alle wachten und harrten mit Begierde von Stunde zu Stunde der Ankunft des gefürchteten Feindes. Mit bewunderungswürdigem Scharfblick traf Mrß. Dust alle Anordnungen für den wahrscheinlichen Ueberfall. Die Kinder wurden unter die hölzernen Bettstellen gelegt, mit Büffelhäuten bedeckt und ermahnt, sich, bei Strafe einer tüchtigen Tracht Prügel, durchaus nicht zu rühren. Die Gewehre standen in den Ecken aufgestellt, sogleich zur Hand für den Gebrauch an den Schießscharten. Ich mußte unwillkürlich die beiden Heldinnen bewundern, in deren Gesellschaft ich auf so sonderbare Weise gerathen war. Beide schienen den unerschütterlichsten Muth zu besitzen, aber er äußerte sich sehr verschieden. Während Mrß. Dust wild, wüthend und mordlustig war, zeigte sich Fanny Moore ruhig, fest und ausdauernd geduldig.

Stunden gingen vorüber und noch ließ sich keine Spur der Comanches wahrnehmen. Von dieser Höhe konnte wie von einem Wachtthurm das ganze Land in jeder Richtung meilenweit übersehen werden, denn das prachtvolle Mondlicht machte die Gegend fast so hell wie am Tage. Es war Mitternacht und Denton stand auf der Wache. Plötzlich ließ sich ein dumpfes Gepolter hören, ähnlich dem fernen Rollen des Donners. Es kam von Westen und wurde mit jedem Augenblicke vernehmlicher. „Sind es die Comanches?" fragte Denton leise. „Nein," entgegnete Mrß. Dust, „das ist der Schall, den die unbeschlagenen Hufe einiger Tausend wilder Pferde verursachen. Sie sind von den Indianern aufgescheucht worden, und nun ist sicher darauf zu rechnen, daß die schwarzen Teufel selbst nicht weit hinter ihnen sind." Inzwischen wurde das Getöse immer lauter, und eine unermeßliche Heerde Mustangs (wilder Pferde) erschien in der Ferne. Sie stürzten in vollem Galopp gerade auf das Blockhaus zu. Als aber die Thiere sich bis auf hundert Schritte genähert hatten, änderte die Kolonne, von einem hochgewachsenen weißen Pferde angeführt, ihre gerade Richtung in einer Biegung, die in einen vollständigen Kreis auslief, sprengte mehrere Male rund um das Haus, und schloß mit jedem Anlauf den Kreis enger, als ob sie der schnaubenden Heerde besser Gelegenheit geben wollte, die Wohnung in Augenschein zu nehmen.

Endlich aber kamen sie zu nahe, denn ihre Gegenwart übte auf Dentons Pferd und mehrere andere, die unweit des Blockhauses in einer Umzäunung standen, eine so verlockende Wirkung, daß letztere große Lust bezeigten, durch einen Sprung über die Einfriedigung sich mit ihren zügellosen Verwandten der Prairie zu vereinigen. Der Anblick dieser, wie sie Schwanz und Mähne emporsträubend, heißen Dampf aus den Nüstern schnaubend, im hellen Mondlicht ihren hastigen Kreislauf hielten, war über alle Beschreibung großartig.

„Sind Sie ein guter Schütz?“ fragte Mrß. Dust. „Ich verfehle nie mein Ziel,“ war Dentons Antwort. „So nehmen Sie die Büchse und schießen Sie den verwünschten Schimmel dort nieder, sonst nehmen alle unsere Pferde Abschied und lassen sich bis zum jüngsten Tage nicht wiedersehn.“ Bei dem Bedenken, welches Denton äußerte, ein Thier gehörig zu treffen, welches wie rasend im Mondschein umherspringe und jeden Augenblick seine Stellung verändere, bemerkte Mrß. Dust mit etwas spöttischem Tone: „Nun gut, ich kann es.“ Sofort trat sie an die Thür, schlug auf das lästige vorüberfliegende Thier an, folgte mit der Mündung der beweglichen Gestalt, zielte nur einen Augenblick und gab Feuer. Die Kugel traf auf eine Entfernung von mehr als hundert Schritt. Der edle Mustang that einen einzigen Sprung hoch in die Luft und fiel todt zur Erde. Die ganze Heerde aber, durch das Geschick ihres Führers in Furcht gesetzt, flog pfeilschnell davon. Aller Augen wandten sich jetzt nach der Richtung, in welcher man die Mustangs zuerst hatte kommen sehn; doch eine ganze Stunde lang war nichts zu entdecken. Endlich, als die Erwartung anfing so unerträglich zu werden, wie es nur die schrecklichste Gefahr selbst sein kann, zeigten sich etwa zehn bis zwölf dunkle Gegenstände, doch durch die weite Entfernung viel zu klein und undeutlich, um etwas Genaueres erkennen zu lassen. Man konnte nicht einmal sagen, ob sich die dunkeln Punkte bewegten, oder still standen, ob sie der Erde oder dem Himmel angehörten — sie erschienen nur als kleine schwarze Flecken an der Linie des Horizonts. Aber Mrß. Dust hatte bei Tage wie bei Nacht schon zu viele solcher Erscheinungen beobachtet, um nur einen Augenblick zweifelhaft zu sein. „Es sind Indianer,“ sagte sie wild und nachdrücklich; „ja, Indianer sind es,“ wiederholte sie, mit den Zähnen knirschend,“ und ich werde Rache

nehmen!" — Die Schärfe ihres Blicks erhielt bald Bestätigung. Zuerst wurden die Gegenstände größer, ohne anscheinend ihre Stellung zu verändern, denn es war nichts da, woran man ihre verminderte Entfernung hätte messen können. Doch schon nach Verlauf weniger Minuten konnten die erwartungsvollen Zuschauer die Reiter von den Pferden unterscheiden, welche in schnellem Galopp herangetrieben wurden, und endlich vermochte man selbst die Zahl derselben deutlich zu erkennen. Es waren dreizehn. „O," sagte Mrß. Dust, nachdem sie sich von der Schwäche der indianischen Streitmacht überzeugt hatte, „am Ende wird es nicht einmal ein halbes Gefecht sein." — Die Wilden sprengten bis auf etwa vierhundert Schritt heran, und rückten dann langsamer vor. Mit unbeschreiblicher Aufregung bemerkte ich, daß der Führer der Bande, welcher den andern einige Schritte vorausritt, etwas vor sich auf dem Sattel liegen hatte, das wie ein Bündel weißer Kleider aussah! Das ist gewiß, sagte ich zu mir selbst, das arme geraubte Kind. Denton machte mich gleichzeitig darauf aufmerksam, nur Mrß. Dust wurde nichts gewahr, oder wenn sie es sah, so schwieg sie darüber. Ihre ganze Seele schien von dem Gedanken an den bevorstehenden Kampf erfüllt. „O Himmel," rief sie laut, „bloß dreizehn! bei solchem Mondlicht ist es ein Spiel, sie allesammt niederzuschießen, und das soll mir mein Kind bezahlen!"

Aber die maßlose Freude der Mrß. Dust über die anscheinenden Vortheile, die sich für den bevorstehenden Kampf auf unserer Seite befanden, sollte sich nur zu bald als eine Täuschung erweisen. Eine kriechende Wolke jenes blassen Azurdampfes, der in den südlichen Breitengraden so häufig auf den Prairieen sichtbar wird, erhob sich plötzlich, ohne irgend ein vorangegangenes Zeichen, durch was sich diese unerklärliche Erscheinung angekündigt hätte, aus der Erde. Anfänglich war es eine lange, dünne, schwankende Säule von solcher Zartheit, daß hinter ihrem feinen Schleier die Sterne wie kleine Pünktchen verglimmenden Feuers hindurchschimmerten. Dann schossen um sie her noch andere schattige Säulen ähnlicher Dämpfe auf, und verbreiteten sich so schnell von der ersten auswärts, daß sehr bald die unübersehbare Prairiefläche gegen Westen in eine Art Wolkenwand mit unermeßlichen Bäumen von beweglichem Nebel verwandelt war. Ich hatte ein solches Naturschauspiel noch nie gesehen, und

konnte den unwillkürlichen Ausruf: „wie schön!“ nicht unterdrücken. „Sie werden bald eine andere Melodie anstimmen, junger Mann,“ bemerkte Mrß. Dust mit einer Verwünschung. — „Was Sie da schön finden, wird den Wilden zu Hülfe kommen, und dann ist's aus mit uns.“ — Unfähig, die Gefahr zu begreifen, bemerkte ich mit Erstaunen, daß auch Fanny's mildes Gesicht sich mit einer geisterhaften Blässe überzogen hatte. Inzwischen hatten die Umrisse des Nebelbildes eine wunderbare Veränderung erfahren. Die riesenhaften Säulen brachen, begegneten und vermischten sich in eine orkanähnliche Masse, die ihre ungeheuren Wogen vor dem erwachenden Sturmwinde herrollte und sausend die Anhöhen des Walles hinaufflog. Sie verhüllte die Bande der Comanches-Indianer, welche anhielten, bis sie an ihnen vorüber war und strömte dann unaufhaltsam vorwärts bis zu dem höchsten Gipfel des Kegels. In wenigen Minuten umgab sie das Blockhaus und dessen Vertheidiger mit einem Mantel mitternächtlicher Finsterniß. Man wird leicht einsehen, wie sehr dies den Angriff der Wilden begünstigen mußte. Unter der Hülle dieses schwarzen Schirmes konnten sie jetzt den besten Punkt des Ueberfalles aussuchen, und selbst bis zur Mündung der Schießscharten vorrücken, ohne entdeckt zu werden; ja sie konnten sogar die Thür einschlagen, ehe nur ein Schuß abgefeuert werden konnte. Eine halbe Stunde verging in der qualvollsten Spannung. Im Blockhause war es so finster, daß Keiner des Andern Gesicht sehen konnte, und doch wagten wir nicht Licht anzuzünden, um nicht den Indianern Zielpunkte darzubieten. Mein Herz bebte bei dem Gedanken an das anscheinend unvermeidliche Schicksal Aller, die sich auf diesem gefährlichen Posten befanden. Ich wagte kaum zu athmen und erwartete jeden Augenblick das wilde Kriegsgeheul der Indianer ganz in der Nähe zu hören. Es stand in der That das Schlimmste zu befürchten, und hätte sich nicht der Wind plötzlich gedreht und, zum heftigen Sturm gesteigert, nach Süden gewandt, so würde sicher keine einzige der im Blockhaus befindlichen Personen am Leben geblieben sein, um die nächste aufgehende Sonne zu begrüßen. Der atmosphärische Wechsel gab wenigstens eine Hoffnung, der drohenden Gefahr zu entgehen. Er trat wie ein Wunder gerade zu rechter Zeit ein. Einige Minuten später hätte es auch zu spät für die Bewohner des Blockhauses sein können, denn als der heftige unerwartete

Windstoß über den Kegel fuhr, die Nebelwolke spaltete und dem Mondlicht eine Oeffnung brach, sahen wir die Comanches, die von ihren Pferden abgestiegen waren, mit schnellen und festen Schritten der Thür zueilen, kaum noch zwanzig Schritte davon entfernt. „Haltet euch noch ein kleines Weilchen ruhig," sagte leise Mrß. Dust, „wartet bis ihr das Blinzeln ihrer Augen sehen könnt und dann feuert Alle so rasch als möglich."

Es war ein furchtbarer Augenblick; die Comanches kamen näher und näher, ihre kohlschwarzen Haare flatterten im Sturme, ihre Gesichter waren gräßlich verzerrt, mit Bogen und Pfeilen, Büchsen und Tomahawks kamen sie heran auf dem Mordpfad zur vollständigen erbarmungslosen Vernichtung. Sie waren bis auf fünf Schritte vorgedrungen, ihr Führer trug in seinen Händen einen mächtigen Baumstamm, um die Thüre damit aufzubrechen, da schrie Mrß. Dust mit donnernder Stimme: „Feuer! Feuer auf ihre Herzen!" und drückte gleichzeitig selbst ein doppelläufiges Schrootgewehr ab. Auch Fanny, Denton und ich hatten unsere Gewehre abgefeuert; aber ehe wir noch ein anderes ergreifen konnten, flohen die Comanches bereits in voller Bestürzung, und befanden sich bald außer Büchsenschußweite. Vier von ihnen lagen leblos vor dem Hause, ein Fünfter kroch schwer verwundet hinter einen Balken, um sich für den Augenblick gegen die Kugeln der Weißen zu schützen. Diese Schutzwehr gab ihm jedoch nur eine kurze Sicherheit, denn Mrß. Dust brach plötzlich, gleich einer wüthenden Löwin, der man ihr Junges geraubt hat, aus der Thüre hervor, stürzte, ein langes Messer schwingend, auf den verwundeten Indianer und stieß ihm den scharfen Stahl bis an den Griff in die Brust. Dann kehrte sie rasch zurück, zündete eine alte blecherne Lampe an, knieete auf dem Heerde neben der Leiche des Kindes nieder, die man auf einen Schemel gelegt hatte, und ihr tiefer stummer Schmerz löste sich jetzt in einen Ausbruch der leidenschaftlichsten Worte. Mit blassen Lippen murmelte sie: „mein Kind, mein armes ermordetes Kind, jetzt bist du gerächt!"

Welche Gegensätze in dem Charakter dieser eigenthümlichen, halb wilden Frau, die noch vor wenig Augenblicken sich einer so grausenhaften Rache fähig zeigte, und nun verzweifelnd über der Leiche ihres Kindes weinte! Sie küßte die kleinen kalten Lippen und rief es wie sonst mit den zärtlichsten Namen. Aber dem ausströmenden Grame der Mutter sollte

nur kurze Frist gestattet sein. Unsere Hoffnung, daß die Gefahr vorüber sei, wurde furchtbar getäuscht. Fanny Moore hatte das Haus verlassen, um in der Nähe umherzuspähen. Plötzlich kehrte sie mit der Nachricht zurück, daß sich die Indianer von Neuem zeigten. Mrß. Dust stürzte aus der Thür und ihren Augen bot sich ein Anblick dar, der wohl geeignet war, auch den kampfgewohntesten Krieger zu entmuthigen. Ein großer Trupp Comanches kam an der sanften Abdachung des Kegels gegen Osten heraufgaloppirt. Es konnten ihrer nahe an zweihundert sein, und was vornämlich Besorgniß erregen mußte, fast die Hälfte derselben trug Gewehre, während für gewöhnlich diese Banden nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet sind. Die heldenmüthige Frau gewann jedoch augenblicklich ihre Fassung wieder, und mit ruhigem, furchtlosem Tone befahl sie: „In's Haus, und die leeren Gewehre alle wieder geladen. Diesmal werden wir heiße Arbeit haben."

Wir waren kaum gegen diesen neuen Ueberfall gerüstet, als die Wilden heranrückten. Drohend flogen sie einher in gerader Linie, als wollten sie die Thür sogleich zu Pferde stürmen. Auf etwa 70 Schritt herangekommen, theilte sich die anrückende Kolonne, beide Abtheilungen bildeten einen vollständigen Kreis, und umringten das Haus in sicherer Entfernung. Nach diesem Manöver machten sie Halt, legten Bogen und Gewehre an, und schossen eine schwere Ladung in die Balken des Gebäudes. „Wartet mit Eurem Feuer, bis die Hunde näher kommen," rief unsere umsichtige Befehlshaberin. Dreimal wiederholten die Indianer ihr Feuer, aber im Hause herrschte Todtenstille. Plötzlich schienen die Comanches auf einen eiligen Rückzug zu denken, lösten ihren Kreis auf und formirten sich in eine fliegende Kolonne, die über eine Meile weit auf der Prairie fortsprengte. Dort hielten sie wieder eine kurze Zeit, und Denton und ich hofften jetzt, die lästigen Gäste würden gänzlich Abschied genommen haben, allein die beiden Frauen, welche die Listen der Indianer besser kannten, theilten diese Meinung nicht. „Sie werden sogleich wieder da sein," versicherte Mrß. Dust, „und dann auch näher kommen. Schießt erst die Doppelläufe ab, und zielt dabei mitten in den Haufen."

Kaum hatte sie ausgesprochen, so sprengten auch die Wilden mit der Schnelligkeit eines Wirbelwindes heran. In der Entfernung von einigen

zwanzig Schritten führten sie dasselbe Manöver wie früher aus und schlossen abermals einen Ring um das Blockhaus. „Jetzt!“ schrie Mrß. Dust, und sogleich krachten acht Läufe und wenige Sekunden später noch acht andere, die den Indianern einen pfeifenden Hagel von zweihundert und vierzig Rehposten zuschickten, und ein halbes Dutzend Sättel leer machten. Die Feinde stießen ein entsetzliches Geheul des Schmerzes und der Wuth aus, und ohne eine Wiederholung unseres mörderischen Feuers abzuwarten, flohen sie in äußerster Verwirrung und Bestürzung. Während sie in vollem Galopp davonsprengten, konnten wir bemerken, daß viele von ihnen unsicher im Sattel schwankten, als ob sie tödtlich verwundet seien, unter diesen befand sich auch ein Comanche von riesiger Größe, der auf seinem Kopfe einen ungeheuern Busch Adlerfedern trug und überhaupt weit reicher als alle übrigen Indianer gekleidet war. „Ich fürchte,“ bemerkte Mrß. Dust, „wir haben ihren Häuptling verwundet; stirbt er, so sind wir ohne Rettung verloren. Die Comanches,“ fuhr sie fort, als ich mein Erstaunen über diese sonderbare Folgerung zu erkennen gab, „sind zwar so feig wie Lämmer, fällt aber einer von ihnen, den sie besonders hoch halten, so fechten sie wie die Teufel.“ — Bald darauf verkündigte ein langes klagendes Geheul von hundertfunfzig Indianern den Tod ihres Häuptlings. „Jetzt müssen wir auf das Schlimmste gefaßt sein,“ sagte Mrß. Dust, und aufs Neue wurden alle Vorbereitungen zu der kräftigsten Vertheidigung getroffen. Doch verstrich eine halbe Stunde, ohne daß die Indianer den Kampf erneuert hätten und ohne irgend ein Zeichen, das eine solche Absicht zu erkennen gegeben hätte. Selbst der Scharfblick unserer Befehlshaberin täuschte sich. „Ich hätte gewünscht,“ sagte sie, „ihre kupferfarbigen Häute noch mit ein paar Kugeln zu durchlöchern!“ Bald aber zeigte sich etwas in der Prairie, was den Beweis gab, wie wenig der Feind daran dachte, den Kampf aufzugeben. Die Comanches hatten ihre Pferde hinter einer kleinen Gruppe entfernter Bäume verborgen, und sich ringsum um den Fuß der Anhöhe zerstreut, der wegen der eigenthümlichen Bildung des Dammes von dem Blockhaus auf dem Gipfel nicht übersehen werden konnte. Sie bemühten sich nun, unter der Decke des hohen dichten Grases, welches in dieser Gegend gelb und abgestorben, in den benachbarten Niederungen aber, des tiefen Winters ungeachtet, fast so grün wie im Mai-war, verstohlen heranzuschleichen. Es

war ein Anblick, um das festeste Herz zu erschüttern; in jeder Richtung, rund um das Haus, etwa noch dreihundert Schritt entfernt, bewegten sich Dutzende von dunklen Gegenständen, dicht an den Boden gedrückt, langsam, schlangenartig vorwärts, wie sich aus dem Zusammenschlagen der dürren Grasstengel über ihnen bemerken ließ; von Zeit zu Zeit konnte man auch an Stellen, wo das Gras minder dicht stand, einen Kopf mit kohlschwarzen Haaren erkennen. „Dort unten sind sie," sagte leise die unerschütterliche Mrß. Dust, „aber sie sind nicht so schlau, wie sie glauben; diesmal gelingt es ihnen nicht." Als sich die Indianer wie Panther zum Sprung auf ihre Beute bis auf sechzig Schritt genähert hatten, und ihre braune Rücken über dem Grase sichtbar wurden, gaben die Vertheidiger des Blockhauses Feuer. Diesmal bediente man sich der Büchsen, und lud so schnell als möglich. Als die Comanches sahen, daß ihre Kriegslist entdeckt sei, sprangen sie auf, erhoben ein widerliches Geheul und stürzten im vollen Sprunge dem Hause zu. „Jetzt die Rehposten!" commandirte Mrß. Dust. Sogleich donnerten vier lange Läufe mit jenem eigenthümlichen, nachhallenden, furchtbaren Rollen, welches derartige Gewehre zur Nachtzeit hervorbringen. Mehrere der Angreifenden fielen, allein die Uebrigen ließen sich nicht abschrecken und kamen näher. Wiederum krachten weithin hallend vier Schüsse, und von Neuem stürzten mehrere Indianer todt nieder. Gleichwohl hielten die Feinde Stand und kamen, dichtgedrängt, so nahe heran, daß nicht leicht nur ein einziger Schuß fehlen konnte. Bereits waren hundert und zwanzig Bleikugeln unter sie geschleudert. Wir hatten acht Läufe abgeschossen und jeder Lauf enthielt eine Kugel und neunzehn Rehposten; dennoch schwankten die Comanches nicht, sondern sprangen nur um so schneller wie ein Haufen wüthender Teufel. Nur noch funfzehn Schritte waren sie entfernt, da rief Mrß. Dust: „Schießt schneller, oder in fünf Minuten hängen unsere Scalpe an ihren Gürteln!" Die schwarzen eisernen Todesboten öffneten wieder ihre Mündungen mit vierfachem furchtbarem Gekrach, Kugeln und Flammen speiend, und gleich darauf vier Doppelschüsse, welche die Erde mit einem Dutzend Leichen bedeckten. Das war zu viel für die Comanches, sie stürzten auseinander und flohen mit furchtbarem Geheul davon.

Eine halbe Stunde voll unaussprechlicher Bangigkeit war verstrichen,

und die Vertheidiger des Blockhauses gaben sich nun der sichern Hoffnung hin, daß die Gefahren dieser Nacht endlich vorüber seien. Sie luden ihre Waffen, und wollten sie eben in die Ecken des Hauses stellen, als sie plötzlich gegen Osten am Horizont einen blassen Schimmer bemerkten, der mit jedem Augenblicke röther wurde. „Das kann keinesfalls die Morgenröthe sein," sagte Fanny Moore, „obgleich das Licht dort gerade so aussieht." Doch in demselben Augenblick drang ein durchdringender Geruch gleichwie von brennenden Blättern in's Haus. „Sie haben die Prairie angesteckt, und werden es das nächste Mal unter dem Schutze des Rauches versuchen," bemerkte Mrß. Dust mit etwas schwankender Stimme. Die Wahrscheinlichkeit, daß es den Feinden gelingen könne, durch den Rauch unentdeckt das Haus zu erreichen, war in der That furchtbar; ja, es war nicht unmöglich, daß das Haus selbst vom Feuer ergriffen wurde. Es war ein unbeschreiblich, schrecklich schöner Anblick, als das trockene Gras in wilden Flammen rollte, einen grellrothen Schimmer hoch am Himmel verbreitend. Ungeheure Säulen von dichtem schwarzem Rauch wirbelten empor; die Anhöhe hüllte sich in tiefes Dunkel; der Wind blies orkanartig und so wogte das Flammenmeer schnell heran. Zum Glück war der Raum um das Haus durch die Hufen und Zähne der großen Heerde, welche Mrß. Dust besaß, von Gras und Kräutern so entblößt worden, daß die Flammen hier keine Nahrung fanden, um sich den nahegelegenen eingezäunten Grundstücken oder den Balken des Hauses mitzutheilen. Das unaufhörliche Brüllen und Tosen des Sturmes, die kochenden Rauchwogen, auf dem schwankenden Rücken des flüchtigen Wirbelwindes umhergeschleudert, die langen, rothen Flammenzungen, welche die Rauchwolken spalteten und bis zum blassen Licht der Sterne aufflackerten, Alles vereinigte sich zu einem grausenhaften und doch so großartig schönen Gemälde!

In sehr kurzer Zeit brauste das Feuer über den Damm, und ehe noch der Tag anbrach, konnte man es schon in weiter Ferne am Rande des Horizonts als schwachen schwankenden Halbkreis erblicken. Aber es ließ seine schweren Massen schwarzen Rauches zurück, die einige Minuten lang für das Auge ganz undurchdringlich und beim Athmen fast erstickend waren. Wir konnten nicht zweifeln, daß die wüthenden Indianer diese günstige Gelegenheit benutzen und ihren Angriff auf den jetzt nicht zu vertheidigenden

Posten erneuern würden. Doch zum zweiten Male bot uns die Vorsehung einen Weg zur Rettung. Die unsicheren Windstöße drehten sich gegen Süden, und der Feuerdunst theilte sich hie und da, um die Strahlen des Mondes hindurch zu lassen. Da sahen wir, daß die Indianer zum vierten Male anrückten, und sich schon ganz in der Nähe befanden. Sie wurden jedoch durch den unerwarteten Abzug der sie verdeckenden Rauchwolken entmuthigt, und als eine scharfe Ladung pfeifender Kugeln sie vom Hause aus begrüßte, stürzten sie wiederum heulend und in verworrener Flucht davon. „Endlich ist alles ausgestanden," bemerkte Mrß. Dust; „wir thun aber dennoch gut, unsere Gewehre wieder zu laden, denn einem Comanche darf man nie trauen."

Diese Vorsicht war sehr gerechtfertigt, denn nicht lange, so rückten die Rothhäute zum fünften Male vor, und bedienten sich diesmal einer Kriegslist, die uns mit Wehmuth und Entsetzen erfüllte. Ein hochgewachsener Comanche trug in seinen Armen Emma, die Tochter der Mrß. Dust, vor sich, und neben diesem Indianer ging ein anderer, der einen Tomahawk über ihrem Kopfe schwang, als sei er im Begriff, den tödtlichen Strich zu führen. Mit dieser furchtbaren Geberde gab er zu verstehen, daß das Mädchen augenblicklich sterben müsse, wenn aus dem Hause nur ein Schuß falle. Zugleich hielt ein dritter Comanche an einer langer Stange den Streifen eines weißen Tuchs in die Höhe, als ob er den Wunsch hege, eine Besprechung zu halten und ein friedliches Uebereinkommen abzuschließen. Natürlich zögerten wir unter diesen Umständen Feuer zu geben. Wir konnten unsere wirksamsten Waffen, die doppelläufigen Gewehre, nicht gebrauchen, weil der breite Strich der sich zerstreuenden Kugeln und Rehposten der Gefangenen ebenso gefährlich werden konnte, wie ihren Räubern. Wir hätten freilich einige von den Indianern, welche sie unmittelbar umgaben, mit der Büchse niederschießen können, allein die andern würden sich dann jedenfalls durch den Tod des Mädchens sofort gerächt haben. Blieben wir aber unthätig, so hatten die Feinde in wenig Minuten die Thür erreicht, und jeder Widerstand war dann vergebens.

Das unglückliche Mädchen bewies in ihrer anscheinend rettungslosen Lage eine bewunderungswürdige Charakterstärke. Sie bemerkte, daß ihre Freunde im Blockhause zauderten, auf die Comanches zu feuern, und errieth

sogleich die Ursache; auch wußte sie, daß dieses Zaudern ihnen den Tod bringen mußte, ohne ihr selbst eine andere Hoffnung zu geben, als ihr jammervolles Ende noch um einige Minuten hinauszuschieben. Da erhob sich ihre Seele zu der Kraft eines heldenmüthigen Entschlusses. Sobald das sechszehnjährige Mädchen so weit vorgetragen worden war, um von ihrer Mutter gehört werden zu können, rief sie laut und mit so ruhigem Tone, als spräche sie zu ihren Gespielinnen in der Prairie: „Schieß, liebe Mutter, und sorg' nicht um mich. Es kann mich nicht retten, denn sie bringen mich doch um; gieb also Feuer, und rette meine kleinen Geschwister; um Gotteswillen schnell, oder es wird zu spät!"

Mrß. Dust brach in qualvolle Thränen aus, aber die Worte ihrer Tochter gaben ihr die einen Augenblick schwankende Entschlossenheit zurück. „Die Rehposten," schrie sie mit heiserer Stimme; „wartet nur so lange, bis sie näher kommen!" — Mit unbeschreiblicher Beklommenheit schob ich die Gewehrläufe wieder durch die drohenden Schießscharten. In diesem Augenblicke würde ich gern mein eigenes Leben geopfert haben, hätte ich damit das heldenmüthige junge Geschöpf aus ihrer schrecklichen Lage befreien können. Doch es kam andere Hülfe. Man hörte den dröhnenden Schall von hundert eisenbeschlagenen Hufen am felsigen Abhang gegen Osten den Pfad entlang, der nach Brazoria führte, heraufdringen, und das laute tröstliche Hurrah von hundert kühnen texanischen Stimmen durchbrach das tiefe Schweigen der Nacht. Es brachte eine zauberhafte Wirkung hervor. Die Bestürzung der Comanches war furchtbar, sie flohen in der äußersten Verwirrung nach allen Richtungen, während die Texaner hinter ihnen her donnerten und sie erbarmungslos niederhieben oder niederritten. Es war eine der größten Niederlagen, welche die Comanches jemals innerhalb der Grenzen von Texas erlitten; mehr als die Hälfte von ihnen fiel. Beim ersten Hurrahruf der herannahenden Befreier jubelte Mrß. Dust: „das ist Hays, ich kenne den Kriegsruf der Jäger." Der Schrecken, der die Comanches so unerwartet überfiel, war so groß gewesen, daß sie bei ihrer Flucht das gefangene Mädchen frei und unverletzt zurückließen. Ich flog an die Seite desselben, und im nächsten Augenblicke ruhte Emma geborgen in den Armen ihrer Mutter. Nach etwa einer halben Stunde kehrten Hays und seine Jäger von der Verfolgung zurück, und wurden, wie sich

leicht denken läßt, mit den lebhaftesten Ausdrücken des Dankgefühls überschüttet.

Zum Schluß dieser wahren Begebenheit wollen wir noch erwähnen, daß sich später Wil Denton mit Emma Dust vermählte, die unter seiner Leitung eine der gebildetsten Frauen in Texas wurde. Dagegen schlugen alle Bemühungen fehl, den übrigen Gliedern der Dust'schen Familie Geschmack an den Verfeinerungen der Cultur beizubringen. Als sich die fruchtbaren Prairieen des Brazos mehr besiedelten, verkaufte Mrß. Dust ihr Besitzthum, und folgte mit ihren Knaben dem Reh und dem Büffel in die entlegenen Wälder und Prairieen der „Croß Timbers", wo sie sich jetzt noch gelegentlich mit den Comanches herumschlagen.

VI.

Mexikanische Räuber.

Erst wenige Wochen waren verflossen, seit das Heer der Amerikaner die Hauptstadt Mexiko besetzt hatte, als der Oberbefehlshaber jenes Heeres einen großartigen Finanzplan bekannt machte, nach welchem die Steuern und andern Einnahmen des Landes ihm eingezahlt werden sollten, und zwar, wie angeführt wurde, um dem Feinde fühlbar zu machen, was ein Krieg sei. Indeß war der viel wahrscheinlichere Grund: Geld zur Bezahlung der Truppen zu haben, denn das mangelte uns häufig.

In Toluca, 30 englische Meilen von Mexiko in südwestlicher Richtung hinter den Bergen gelegen, wurden die Steuern, namentlich die Tabakssteuer, an die mexikanischen Behörden bezahlt, und der amerikanische General beschloß, eine Brigade dorthin zu schicken, um diese Gelder für ihn zu erheben. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß mein Regiment mit verurtheilt sei, den dortigen Steuererhebungsdienst zu übernehmen, und leider mußte ich von dem Generalstabe hören, daß das Gerücht wahr sei. Ich sage leider, denn ich hatte mich viel zu sehr an

die Annehmlichkeiten der Hauptstadt gewöhnt, um sie so leicht entbehren zu können. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals und mit mehr Glück den Höfling gespielt habe als in Toluca, und zwar war es mein Oberst, dem ich meine Aufmerksamkeit und Complimente zuwandte; so besaß ich ein Paar hübsche kleine Beutestücke, welche ich ihm zum Geschenk machte, weil er sie bewundert hatte. Ich strengte nun meinen ganzen Scharfsinn an, um Gründe zu finden, weßhalb ich die Hauptstadt wieder besuchen müsse, und diese wußte ich ihm auf gehörige Weise einleuchtend zu machen. Jetzt wurde plötzlich meine Gesundheit schlecht, ich hinkte in Folge einer alten Beinwunde, und es war zu besorgen, daß die rauhe Gebirgsluft mich wahrscheinlich in's Grab, gewiß aber in's Bett bringen würde. „Kurz, Herr Oberst, ich bin so gut wie überzeugt, daß ein Aufenthalt von 8 oder 14 Tagen in der Hauptstadt meine Gesundheit vollkommen wieder herstellen würde."

„Ja, wenn Sie das glauben, Kapitän," erwiderte der Oberst mit einem kaum bemerkbaren schalkhaften Blick, „so will ich Ihr Urlaubsgesuch dem General empfehlen, obgleich ich nur sehr ungern Ihre angenehme Gesellschaft entbehre. Ich reise heute zum Hauptquartier und denke, daß der General keine Einwendung machen wird."

Noch denselben Abend übergab eine berittene Ordonnanz mir ein Schreiben aus der Generaladjutantur, welches mir einen Urlaub von einem Monat verkündete. Bravo! rief ich aus und warf in meinem Quartiere vor Freude alle Feldstühle um, die mir im Wege standen.

„Hollah! was ist denn das? ich dachte, Du wärst lahm," rief ein Kamerad.

„Lahm! ja gestern, sieh mal her!" und damit hielt ich ihm das Papier vor.

„Du willst nach Mexiko gehen?"

„Freilich, das versteht sich, auf gradem Wege."

„Wie willst Du das anfangen? Vor nächster Woche geht ja keine Eskorte dahin.

„Ich denke im Eilwagen zu reisen."

„Das ist eine gefährliche Sache, Kamerad; der Eilwagen wurde auf dem Wege erst gestern beraubt und ein Engländer, ein Bergmann, der

darin war, ist ganz barbarisch mißhandelt worden, weil er für einen von unsern Leuten gehalten wurde."

„Ich kann's nicht ändern, ich muß es auf die Gefahr ankommen lassen. Ich bliebe nicht 24 Stunden länger hier und wenn ich auch Major würde. Uebrigens glaube ich an alle diese Räubergeschichten nicht, es sind lauter feige Schurken, die im Augenblick ausreißen, wenn man ihnen eine Pistole vorhält."

„Das möchte ich so gewiß nicht behaupten," erwiderte mein Freund. „Von den mexikanischen Banditen mag das richtig sein, aber so viel ich weiß, sind auch einige von unsern Leuten, Deserteure, unter der Bande. Der Engländer erzählt, daß einige darunter Masken getragen hätten, und er glaubt englische Worte von ihnen gehört zu haben. Es wäre doch eine garstige Geschichte, wenn Du mit Deserteuren von deiner Compagnie zusammengeriethest, denn die könnten die Strafdienste, welche Du ihnen zuerkannt hast, mit Dir abrechnen wollen."

Die Richtigkeit dieser Thatsachen und Vermuthungen konnte ich nicht ableugnen. Der Eilwagen war schon mehrere Male angehalten worden, wenn er über die „Sierra" fuhr, welche die Ebene von Toluca von dem Thale von Mexiko trennt. In einem Falle ward der Eilwagen von einer Bande, die über 100 Köpfe zählte, angefallen, und diese hatten die Passagiere nicht nur ausgeplündert, sondern sämmtlich bis auf die Haut ausgezogen und in den kalten Bergen stehen lassen, nachdem sie die Pferde vom Wagen losgeschnitten und darauf weggeritten waren. Bei einem andern Raubanfall war einer unserer Soldaten, der sich im Eilwagen befand, gräßlich verstümmelt auf dem Wege liegen geblieben; die Räuber hatten lange Einschnitte in seine Fußsohlen gemacht und die Buchstaben: V. S. (Vereinigte Staaten) ihm vor die Stirn gebrannt. Diese abscheuliche Mißhandlung hatte die Aufmerksamkeit des amerikanischen Generals erregt und sogleich ward von ihm eine Schwadron Dragoner zur Verfolgung der Räuber beordert. Diese hatte die Räuber durch das Land gejagt und, wie man vermuthete, nach entfernteren Punkten getrieben; seitdem zeigten sich die Schurken nicht wieder bis zum Tage vor meiner Abreise, als der Engländer überfallen wurde. Indeß konnte man ihr Verschwinden auch dem Umstande zuschreiben, daß mehrere Tage nach der

erwähnten barbarischen Mißhandlung des Soldaten der Eilwagen nach Mexiko hin und zurück von einer Eskorte begleitet wurde, die bald aus amerikanischen Dragonern, bald aus berittenen mexikanischen Gensdarmen bestand. Da aber die Eskorte Kosten und Mühe verursachte und man auch glaubte, daß die Räuber diesen Weg aufgegeben hätten, so zog man die Eskorte ein und ließ den Eilwagen wieder allein über das Gebirge fahren. Die Vorstellungen meines Freundes hatten Eindruck auf mich gemacht und der Entschluß stand beinah bei mir fest, als ich vor meinem Quartiere zwei Leute sprechen hörte und an der Stimme des einen meinen Sergeanten erkannte; die andere Stimme war mir fremd.

„Sie wollen Morgen nach der Stadt reisen?" fragte der Sergeant.

„Ja, Sergeant; haben Sie vielleicht etwas in der Stadt zu besorgen, ein kleines Packet oder einen Brief an einen alten Kameraden? ich will es gern mitnehmen."

„Nein, nichts, ich danke Ihnen. Aber wie wollen Sie reisen? Mit dem Eilwagen?"

„Ja wohl, das ist das Beste."

„Fürchten Sie nicht, daß Sie von den Räubern angefallen werden?"

„Hol' der Henker die Räuber! Die Räubergeschichten sind nichts als Märchen und Unsinn; ich habe die Reise wohl ein dutzendmal gemacht und bis jetzt haben sie mich noch nicht belästigt."

„Darum kann es doch einmal geschehen. Sie kennen das Sprichwort von dem Kruge, der oft genug zum Brunnen ging, aber zuletzt doch zerbrach."

„Recht gut, Sergeant; ich muß sagen, Sie sind ein gescheidter Mann, aber mit den Räubern können Sie mich nicht in Angst setzen; hier sehen Sie meine Beschützer."

Aus der jetzt im Dialoge entstehenden Pause konnte ich vermuthen, daß der Fremde seine Schutzwaffen dem Sergeanten zeige; ich trat nun in die Hausthür und sah, daß ich richtig vermuthet hatte. Der Fremde hatte seinen Rock aufgeknöpft und zeigte ein Paar daruntersteckende sechsläufige Pistolen und ein langes „Bowiemesser". Den Menschen hatte ich schon gesehen und wußte, daß er Gurley hieß; ich hatte über ihn und seinen tollkühnen abenteuerlichen Charakter manche merkwürdige Geschichte

gehört. Er war das, was man bei uns „Lagerbegleiter" nennt, indeß war er weder Marketender, noch Schlächter oder Angestellter bei der Armee, sondern er zog ohne alle Geschäfte mit den Truppen umher; solcher Leute gab es viele im Lager und wie sie es anfingen, um zu leben, war für mich und meine Kameraden ein Geheimniß. Einige waren Spieler von Profession und machten Geschäfte im Faro und Monte*), während andere zu jeder Zeit ein gutes Pferd oder eine goldene Uhr zu verkaufen hatten oder den auch Sold des Monats vorschießen konnten. Gurley gab sich besonders mit dem Pferdehandel ab, und hatte an einige Offiziere meines Regiments Pferde verkauft; dabei wurde dann nicht gefragt, wo er die Thiere gekauft habe, und es herrschte ein dringender Verdacht gegen ihn, daß er solche ohne Bezahlung erhalten. Gurley wollte aus Texas sein, aber die andern Texaner, von welchen viele auf ähnliche geheimnißvolle Weise ihren Unterhalt fanden, kannten ihn nicht, und er war erst zu unserer Armee gekommen, als wir in das Thal eingerückt waren. Er war ein kräftig gebauter Mann mit einem widerwärtigen Gesichte, worin außer Pockengruben viele Narben von Schnittwunden sich zeigten. Die ganze Haltung des Menschen hatte indeß ein Ansehen von tolldreister Kühnheit, und dadurch wurde der Abscheu vor seinem Gesicht in etwas gemindert. Deßhalb stieg in mir die Idee auf, ihn zu meinem Reisegefährten zu machen und, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte, unverweilt mit dem Eilwagen abzureisen. Ich redete ihn also an:

„Sie denken mit dem Eilwagen zu reisen?"

„Ja, Kapitän."

„Glauben Sie, daß es sicher sein wird?"

„Für mich sicher genug," erwiderte er lachend. „Ich habe nicht viel zu verlieren und außerdem fürchte ich mich nicht sehr vor solchen Schurken. Sie bekommen gewöhnlich viel mehr als sie austheilen, wenn sie mit solch einem Wilde wie ich anbinden."

„Sie sind also schon mit ihnen zusammengekommen?"

„O freilich, ja!" entgegnete er mit einem schallenden Gelächter,

*) Ein Hazardspiel, welches die Mexikaner leidenschaftlich lieben.

welches die Absicht zu haben schien, mir seine Gleichgültigkeit und Furchtlosigkeit gegen die besprochene Gefahr zu beweisen.

„Ich will ebenfalls morgen nach der Hauptstadt reisen.“

„Sie auch?“ sagte Jener, und die Nachricht schien ihn zu interessiren.

„Ja wohl,“ erwiderte ich, „da Sie nicht anstehen allein es zu wagen; sind wir Beide zusammen, so ist die Gefahr geringer.“

„O, zu fürchten ist gar nichts, nehmen Sie nur ihre sechsläufigen Pistolen mit. Wenn wir Beide so gut bewaffnet sind, so werden die Räuber gar nicht einmal daran denken, uns zu belästigen; es ist nicht die geringste Gefahr zu besorgen. Ich wünschte mir, ich hätte nur so viel Geld, als ich sicher hinbringen wollte.“

„Gut, ich denke Sie im Eilwagen wieder zu sehen; es freut mich, daß Sie mitreisen,“ und damit ging ich in mein Quartier zurück, um Anstalten zur Reise zu machen. Bald hatte ich meine Sachen eingepackt, dann nahm ich ein Passagierbillet in der Casa de Diligencias (der Poststation) und erfuhr, daß der Wagen mit Tagesanbruch abfahren würde, um bei hellem Tage die Sierra passiren zu können.

Der Tag brach eben an, als ich im Eilwagen auf einem Rücksitze saß und Gurley neben mir; vier Mexikaner saßen auf den Vordersitzen uns gegenüber, und so fuhren wir im blassen Morgenlichte auf dem nach der Hauptstadt führenden Wege entlang. Ich hatte meine Pistolen, weil sie mich belästigten, zwischen meinen Rücken und das Kissen, woran ich mich lehnte, gelegt, um sie bei einem etwaigen Angriffe leicht zur Hand zu haben. Nach einer Stunde etwa hatten wir Lerma erreicht, dann uns durch die Sümpfe am Fuße des Gebirgs geschleppt, und nun begannen wir anzusteigen. Da ich den Abend zuvor bei einem sehr muntern Abschiedsbankett mit meinen Kameraden zugebracht hatte, so war ich ziemlich schläfrig und nahm es wahr, als der Wagen die Berghöhen hinauffuhr, in meinen Mantel gehüllt ein Bischen zu schlafen. Allein ich schlummerte nur pausenweise, denn ich wurde jede Minute fast aus meinen Träumereien sehr unsanft geweckt, wenn der Wagen bald über Felsenblöcke stolperte, bald bis an die Achse in tiefe Gleise versank. Während meiner wachen Augenblicke bemerkte ich, daß wir durch eine wilde, aber malerische Gegend fuhren, umgeben von hohen steilen

Bergspitzen und tiefen Abgründen, deren Wände mit zackigen Felsenmassen bestreut und mit Pinien und Cedernwäldern am Rande besetzt waren; hie und da starrten stachelige Nopalgebüsche aus den Felsen hervor und hohe Aloëgruppen erhoben sich längs unsers Weges. Allein diese großartige schöne Landschaft interessirte mich jetzt gar nicht, denn ich war so schläfrig, daß meine Augen gleich wieder zufielen. Es kam mir vor, wie wenn wir schon Tagelang den Berg hinauffühhim — und solche Täuschung entsteht leicht, wenn man nur eine Stunde im Fahren schlummert — als ich wohl zum zwanzigstenmal wieder erwachte, weil der Wagen stillstand, damit die keuchenden Pferde einen Augenblick verschnaufen konnten. So wie der Wagen hielt, steckte Gurley den Kopf aus dem Fenster und fragte unsern mexikanischen Postillon, ob er bei ihm auf dem Bocke sitzen könne, weil er die Gebirgslandschaft gern beschauen wolle; damit war der Postillon zufrieden und sogleich verließ mich mein Reisegefährte und kletterte auf den Bock. Das war mir ganz recht, weil ich dadurch einen bequemeren Platz hatte; allein es fiel mir doch auf, daß ein so roher, nichts weniger als empfindsamer Mensch, wofür ich ihn halten mußte, so vielen Sinn für Poesie habe. Mit diesem Gedanken beschäftigte ich mich freilich nicht lange Zeit, sondern bediente mich meines geräumigen Platzes, indem ich die Beine auf dem Sitze ausstreckte und meinen Kopf an das Seitenkissen lehnend sehr bald und fester als vorher einschlief. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht, aber ich wurde wieder dadurch geweckt, daß der Wagen anhielt und daß einer der Mexikaner mich am Arme schüttelte und dann, als ich die Augen offen hatte, mir sagte: er glaube, daß Räuber in unserer Nähe seien. Seine Gefährten schienen sehr aufgeregt und ängstlich zu sein, und das Wort: „Ladrones" ging von Munde zu Munde. Ich schaute nun aus dem Wagenfenster; wir befanden uns in einer finstern Waldgegend, aber Räuber sah ich nicht. Indeß konnte ich nicht begreifen, weßhalb der Eilwagen hier so plötzlich stillhielt. Ich warf meinen Mantel ab, um meinen Kopf besser durch den Vorhang des Fensters stecken zu können, und sah nun deutlich, daß der Weg mit Bäumen und Strauchwerk barrikadirt war; jetzt bemühte ich mich am Wagen hinaufzublicken, um Gurley oder den Postillon zu befragen, und hörte den Letztern: Carajos! fluchen, anscheinend ungewiß, was er in dieser Lage thun solle.

Dabei aber sah ich zugleich, wie Gurley irgend einem, mir unsichtbaren Menschen Zeichen machte, indem er die rechte Hand mit vier ausgestreckten Fingern emporhob. „Das soll heißen: es sind ihrer vier," dachte ich, und gleich darauf hob er beide Hände offen in die Höhe, ein Zeichen, daß wir unbewaffnet seien. Ich drehte mich nun rasch um, um nach meinen Pistolen zu fühlen und faßte gleich die eine. Indem ich sie hervorzog und mit dem Daumen den Hahn spannte, versuchten meine muthlosen Wagengefährten mich davon abzuhalten und schrieen: No, por su vida, Senhor! nos mataran los ladrones! (Nicht um euer Leben, Herr! Die Räuber würden uns umbringen!) Eben hatte ich ihnen mit den Worten: Afuera, quitate cobardes! (Fort, laßt los, ihr Memmen!) geantwortet, als ich über uns: Dios y Mexico! rufen hörte und an der Stimme Gurley erkannte. „Dios y Mexico!" ertönte es zurück aus mehr als einem Dutzend Kehlen unter verworrenem Geschrei und rasch nahenden Huftritten. Ich lehnte mich wieder weit vor aus dem Wagenfenster, und in die Höhe blickend, zielte ich mit meiner Pistole auf Gurley und zwar nach seinem Hinterkopfe. Ich drückte ab, der Lauf versagte, ich hörte nur den Hahn auf das Eisen der Pfanne schlagen; die Pistolen waren sechsläufige Dreh-Pistolen und sonst vortrefflich, also drehe ich rasch den Cylinder herum, doch zu meinem Entsetzen versagt auch der zweite Lauf. Jetzt zieh' ich die Pistole in den Wagen herein, um sie zu untersuchen, und siehe! nicht ein einziges Zündhütchen sitzt mehr daran. Da ergreife ich meine andere Pistole und erblicke, indem ich mich wieder aus dem Fenster hinauslehne, den Wagen umringt von dunkelbraunen Kerlen, welche ihre Karabiner auf mich und meine Gefährten richten. „Abajo sus armas!" (Werft eure Waffen fort!) brüllte ein Räuber; ich sah meine zweite Pistole nach, auch von dieser waren sämmtliche Zündhütchen verschwunden; voller Verzweiflung warf ich die unbrauchbare Waffe auf den Fußboden des Wagens und mußte mich in meine Gefangenschaft ergeben. Sofort wurden wir aus dem Wagen gerissen und an Händen und Füßen gebunden. Während dies vorgeht, seh' ich zu meinem größten Erstaunen Gurley mitten in einem Haufen von Räubern, die ihm zu Leibe gehen; wie er sich wacker diesen widersetzt und mit seinen Pistolen auf sie schießt. Er wurde aber bald überwältigt, wobei ich denn so viel bemerken konnte, daß

er Niemanden getödtet hatte und selbst nicht verwundet zu sein schien. Nachdem die Räuber ihn eben so rasch wie uns Uebrigen gebunden hatten, begannen sie den Eilwagen zu plündern; bald lagen die Kisten und Packete meiner Unglücksgefährten umhergestreut auf dem Wege, und meine Bagage, bestehend aus einem kleinen Feldkoffer, worin meine beste Uniform und etliche andere Luxusartikel steckten, die ich in der Hauptstadt zu gebrauchen dachte, wurde gleichfalls dorthin geworfen. Das Gepäck wurde aber nicht auf der Stelle von den Räubern geöffnet, wie ich erwartet hatte, sondern auf mehrere von ihnen herbeigeführte Maulthiere geschnürt; dann ging es an unsere Taschen, und mein vortrefflicher Mantel, meine Uhr und etwa 12 Dublonen, die ich bei dem billigen Leben in Toluca von meinem Solde mühsam erspart hatte, wurden von den Gaunern mit der größten Höflichkeit und Geschicklichkeit mir abgenommen. Dieses Schicksal theilte mein Degen sammt Pistolen und bald hatte ich wenig mehr am Leibe als mein Hemde, denn einem der Räuber hatte mein Ueberrock gar zu gut gefallen. In diesem Zustande wurde ich mit meinen Reisegefährten in dem Walde auf einem schmalen Pfade fortgeschleppt, bis wir zu einem alten Gebäude, den Trümmern einer Hacienda oder eines Klosters, kamen. Hier trennte man mich von den Andern und brachte mich in das Haus, wo man mich in einem Gemach allein ließ, dessen Wände stark genug schienen, daß ich nicht entwischen konnte; was aus Gurley und den Mexikanern wurde, wußte ich nicht. Das Gemach hatte ein kleines Fenster, zu welchem ich aber nicht kommen konnte, weil ich an Händen und Füßen geknebelt war und mich nicht von der Stelle bewegen konnte, wohin man mich gelegt hatte. Ich konnte aber hören, wie die Schurken draußen im Hofe den Inhalt meines Koffers untersuchten und glaubte ein oder zweimal Gurley's Stimme zu unterscheiden, wie er laut und im befehlenden Tone etwas verordnete. Wohl eine Stunde lang hatte ich horchend gelegen, als plötzlich draußen ein verworrenes Geräusch entstand, wie wenn ein Haufen Menschen hin und herlief und rasch sich entfernte. Darauf wurde Alles still, und ich hörte den Schall von Hufschlägen in der Ferne verschwinden. „Gütiger Gott!" rief ich aus, „sie haben mich hier gelassen, damit ich umkommen soll!" und die Gefühle, welche bei diesem Gedanken mich überkamen, kann ich nicht beschreiben.

Ich wußte, daß diese Banditen, da ich keinen von ihnen getödtet hatte, wohl nicht so grausam sein würden, mich umzubringen, aber ich wußte auch eben so gut, daß sie sich keine Mühe geben würden, mich am Leben zu erhalten, indem sie mich vor ihrem Abzug von meinen Banden befreiten, und fort waren sie alle, daran konnte ich nicht zweifeln, denn ich hatte lange Zeit gespannt aufgehorcht und nicht einen Laut wieder gehört. In der Hoffnung, daß einige meiner Reisegefährten in oder neben dem Gebäude geblieben sein möchten, rief ich so laut ich konnte, aber ich bekam nur Antwort von dem Echo, das aus den zerstörten Gemächern widerhallte. Ich rollte mich auf dem Boden umher, ich suchte meine Bande durch Zerren und Reißen zu lockern, aber es half nicht, ich war zu fest geknebelt. Unter diesen qualvollen Anstrengungen traf ein Laut aus der Ferne mein Ohr, der bald deutlicher wurde; dann hörte ich kräftige Fußtritte und den Hufschlag eines Pferdes auf dem Steinpflaster des Hofes vor dem Hause, bald mehrere Tritte, als wenn der Hof voller Menschen sei; ich hörte Thüren aufreißen, Männer, deren Sporen und Säbel auf dem Pflaster klirrten, laut sprechen und Jemanden in schlechtem Spanisch fragen: „Ihr wißt also gewiß, daß sie ihn hierher gebracht haben?"

„Heda!" schrie ich so laut ich konnte.

„Halloh!" antwortete es, und in demselben Augenblick öffnete sich die Thür meiner Zelle und ein amerikanischer Offizier, ein Lieutenant vom dritten Dragonerregimente, trat herein.

„Ei, Kapitän," rief er, indem er zu mir trat und meine Stricke durchschnitt, „wir fürchteten schon, die Schurken hätten Euch in die Berge mitgeschleppt. Wie kam es, daß sie Euch zurückließen? Nicht wahr, Ihr seid doch nicht verletzt?"

„Ich glaube nicht," war meine Antwort, indem ich aufstand und meine Glieder schüttelte; „aber wenn Sie mir einen alten Rock leihen können, so werde ich dafür sehr dankbar sein." Ich war von der kalten Luft in den Bergen, so wie von dem feuchtkalten Fußboden durchfroren und zitterte vor Frost, als ich sprach.

„Was Teufel! auch Ihren Rock haben sie mitgenommen?" sagte der

Lieutenant lachend, und im nächsten Augenblicke war ich in einen weiten Mantel von oben bis unten gehüllt.

„Aber wie kamen Sie hierher? wodurch fanden Sie uns auf?“ fragte ich ihn.

„Wir befanden uns bei einigen Wagen des Commissariats auf dem Wege nach Toluca, und da begegnete uns der Eilwagen, worin diese Herren saßen.“

„Der Eilwagen, worin diese Herren saßen?“ fragte ich und bemerkte nun erst, daß meine mexikanischen Reisegefährten im Zimmer waren.

„Ja, freilich; sie erzählten uns die ganze Geschichte und wir nahmen sie mit, um uns als Führer zu dienen.“

„Und der Eilwagen war auf dem Wege nach Mexiko?„

„Gewiß; es scheint mir, daß die Räuber nur Sie, mein Verehrtester, behalten wollten; denn als diese Herren hier von ihrem Gepäck erleichtert worden, ließ man sie weiter reisen und dafür können Sie den Räubern dankbar sein, sonst hätten wir Sie an diesem abgelegenen Orte nicht aufsuchen können.“

„Und der Mensch, der Gurley?“

„Wer ist Gurley?“

„Der andere Passagier.“

„Wie, noch ein Passagier?“

„Ja, und wenn ich nicht sehr irre, Kapitän, sprach einer der Mexikaner mich unterbrechend, so ist El hombre guero esta el gefe de los bandidos (der blonde Mann ist der Anführer der Räuber).

„Ha! das dachte ich auch und irrte mich nicht!“

„Nun, wohin wollen Sie reisen?“ fragte mich der Offizier. „Wollen Sie nach Mexiko oder mit uns nach Toluca zurück.“

„Nach Mexiko; da werden wohl ein paar Tage vergehen ehe ich mich sehen lassen kann, denn ich habe nichts mehr, aber ich denke es läßt sich alles in der Calle Plateros ersetzen.“

„Dann kommen Sie! der Eilwagen hält auf dem Wege, ich will Sie von einem halben Dutzend Dragoner durch die Berge eskortiren lassen und jenseits sind Sie ganz sicher.“

Mit diesen Worten verließen wir die Ruinen und fanden den Eilwagen sammt Pferden und Postillon auf der Heerstraße. Der letztere leugnete allen Antheil an dem Raubanfall, aber er räumte so viel ein, daß Gurley's Benehmen auf dem Bocke muy estranno (sehr sonderbar) gewesen sei. Damit mußten wir uns begnügen, und nach dem Scheiden von dem Lieutenant fuhr der Wagen im kurzen Trabe, von etlichen Dragonern eskortirt, den Berg hinab. Nach etwa zwei Stunden sahen wir Tacubaya vor uns, dort schickte ich die Eskorte zurück, und noch vor Untergang der Sonne fuhren wir in Mexiko ein und durch die Calle Correo, wo wir vor der „Fonda de Diligencias“ hielten und ich meinen Unglücksgefährten ein Lebewohl sagte.

Bald war ich wieder neu equipirt, obgleich ich manches nicht ersetzen konnte — namentlich war der Verlust meiner ersparten Dublonen sehr unangenehm — und nun suchte ich ein paar Wochen lang mich für die Entbehrungen während meines Aufenthalts in Toluca nach Möglichkeit zu entschädigen. Allein trotz meiner vielen Zerstreuungen war mir Herr Gurley immer im Gedächtnisse geblieben. Ich hatte mein Abenteuer ausführlich nach Toluca geschrieben und spähete in Mexiko scharf nach ihm umher, weil ich hoffte, er würde vielleicht dort sich sehen lassen. Aber alles war vergebens, er mußte sich sagen, daß er trotz aller seiner Pfiffigkeit stark compromittirt sei, und deshalb hütete er sich gewiß, sein Angesicht in der Nähe unserer Armee blicken zu lassen. Unterdessen wurde der Eilwagen regelmäßig jede Woche zwei oder dreimal von Räubern überfallen, obgleich Amerikaner darin nicht anders fuhren, als wenn ihrer ein halbes Dutzend und gut bewaffnet zusammenreiseten, denn dann kamen sie ungefährdet über das Gebirge. Die mexikanischen Behörden waren zu kraftlos, um eine Gensdarmeneskorte zu geben, und der amerikanische General kümmerte sich um die Unsicherheit jener Straße gar nicht, weil er dachte, daß wir sehr bald das Land wieder verlassen würden. Dabei, das muß ich wiederholen, vergaß ich Gurley keinen Augenblick, und wenn ich mechanisch die Hand in meine Brusttasche steckte, um meine Uhrkette zu fassen, so überfiel mich stets von neuem die sehr unangenehme Erinnerung an diesen Menschen. Ohne ihn wäre ich wohl nicht mit dem Eilwagen gefahren, und obendrein hatte er mich so tüchtig angeführt, indem er während meines

Schlummers alle Zündhütchen von meinen Pistolen gezogen, und dann die Scene heftigen Widerstandes gegen die Räuber so gut gespielt hatte.

Der Tag kam endlich heran, wo ich das angenehme Leben in Mexiko verlassen und wieder zu meinem Regimente zurückkehren mußte. Außer mir wollten noch drei Offiziere und drei Angestellte beim Quartiermeisteramte nach Toluca reisen. Da in dieser Zeit eine Abtheilung unserer Truppen dorthin nicht marchirte, so beschlossen wir sieben die Reise zusammen zu Pferde zu machen. Unter den Vorbereitungen zur Abreise wurde ich von einer großartigen Idee ergriffen oder von einem herrlichen Plane, wie wir es damals nannten, welcher bald von uns allen gehörig geprüft und überlegt war. Dieser Plan bestand nämlich darin, daß wir sieben, oder besser unserer neun — da wir zwei Theilnehmer leicht finden konnten — anstatt nach Toluca zu reiten, wie unsere erste Absicht gewesen war, vollständig wie Mexikaner gekleidet, und daneben bis an die Zähne bewaffnet, im Eilwagen dorthin reisen wollten. „Vortrefflich!" riefen meine Reisegefährten sammt und sonders, als ich diesen Plan entwickelt hatte; „nur keinem Menschen davon ein Wort gesagt," warnte ich sie, und damit trennten wir uns, um uns zu dem Abenteuer zu rüsten. Schon nach einer Stunde hatte ich ein paar tolle Gesellen — es waren Texaner, die sich bei unserer Armee umhertrieben — angeworben, und ich hätte solcher Bursche noch leicht ein Dutzend haben können, aber neun war die richtige Zahl, weil der Eilwagen nicht mehr Passagiere aufnehmen konnte. Hierauf begab ich mich in das Bureau des Empresario de Diligencias (des Eilwagenunternehmers) und theilte diesem unsern Plan mit, indem ich ihm sagte, daß wir am folgenden Tage den ganzen Eilwagen in Beschlag nehmen wollten. Der Unternehmer war begreiflicherweise darüber sehr erfreut, weil er am meisten durch die Räuber verlor, und er versprach unsern Plan auf jede Weise zu fördern. Er wollte uns seinen amerikanischen Postillon, den besten Kutscher in Mexiko, mitgeben, er wollte gar kein Passagiergeld haben, indeß müsse er dabei bemerken, daß ein Passagier bereits einen Platz nach Lerma belegt habe und gern morgen dahin reisen wolle, daß dieser aber uns nicht belästigen werde, weil er kein Gepäck habe.

„Das macht gar nichts aus," erwiderte ich, „er mag mitreisen, einer

von uns kann auf dem Bocke sitzen und dann sind wir um einen Mann stärker. Wer ist er denn? ist er gut bewaffnet?"

„Das weiß ich nicht, ich habe ihn nicht gesehen, er hat sein Billet in meiner Abwesenheit genommen."

„Es ist auch einerlei, Sie können sagen, wir wären Mexikaner, die in Tacubaya einsteigen wollten, oder sagen Sie ihm gar nichts von uns, und, wie sich von selbst versteht, überhaupt keinem Menschen etwas. Wir wollen jenseits Tacubaya in den Eilwagen steigen, denn wie mir erzählt ist, so lassen die Räuber gewöhnlich einen ihrer Spione dem Wagen voraus galoppiren und deshalb würde es nicht rathsam sein, wenn unserer so viele durch die Straßen von Mexiko darin fahren."

Als wir unsere neun Fahrbillete auf Namen, wie José Antonio Sanchez, Juan Garcia, José Maria Alvarez u. s. w. erhalten hatten, schüttelte ich dem Empresario die Hand und ging zu meinen Freunden zurück.

Am andern Morgen um drei Uhr versammelten wir uns und gingen den Weg nach Tacubaya, um den Eilwagen jenseits dieses Dorfes zu erwarten, wie wir versprochen hatten. Wir waren sämmtlich in vollständiger mexikanischer Tracht, mit breitkrempigen Hüten und „Serapes" (Mäntel) versehen, auch gut bewaffnet — denn das war unsere Hauptsorge gewesen — und jeder hatte ein paar sechsläufige Pistolen und ein Messer bei sich, wir konnten also zusammen 108 Schüsse geben und zwar in weniger als zwei Minuten. Außerdem sollte der Postillon, ein Amerikaner und als muthig bekannt, gleichfalls tüchtig bewaffnet sein, und so waren mit dem unbekannten Passagier unserer eilf. Das war nach unserer Meinung hinreichend, einer dreifachen Zahl mexikanischer Räuber übel mitzuspielen.

Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang hatten wir unsern Haltplatz erreicht, bald darauf kam der Eilwagen heran und hielt, um uns aufzunehmen. Da wir später anhalten wollten, wenn es hell sein würde, um dann schließlich unsere Anordnungen zu besprechen, so stiegen wir ohne Weiteres in den Wagen. Einer der Texaner setzte sich auf den Bock, um unsern unbekannten Reisegefährten nicht zu stören, der im Mantel eingehüllt in einer Ecke saß und aus seinem Gruße: Buenas noches, caballeros (Gute Nacht, meine Herren), zu schließen, ein Spanier oder Mexikaner

sein mußte. Unterwegs unterhielten wir uns von gleichgiltigen Dingen, da wir unserem Gefährten das Geheimniß nicht eher mittheilten wollten, als bis wir anhielten. Endlich brach der Tag an und ein Offizier, ein Irländer, welcher dem Unbekannten gegenüber saß, fragte diesen, was es an der Zeit sei, um eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Der Fremde zog ganz höflich seine Uhr unter den Falten seines „Serape" hervor, und hielt das Zifferblatt gegen das Licht. Ich saß zufällig so, daß er die Uhr dicht vor meine Augen hielt; das Gesicht des Menschen konnte ich nicht sehen, aber sogleich erinnerte ich mich, daß ich die Uhr früher gesehen haben mußte. Ich bog mich nun über den quer durch den Wagen befestigten breiten Lederriemen, um das Gesicht des Fremden erblicken zu können; es herrschte noch trübes Zwielicht und der Mensch war bis an die Nase in seinen Serape vermummt, während ein breiter, niedergekrempter Filzhut seine Stirn bis an die Augen bedeckte. Trotz dieser Hindernisse sollte ich in meinen Bemühungen doch nicht getäuscht werden, denn plötzlich wurde die Luft bedeutend heller — so rasch ist in tropischen Ländern der Wechsel von Nacht und Tag — und als ich nun immer schärfer hinschaute, sah ich das narbenbedeckte, pockengrubige Gesicht des Räubers Gurley dicht vor meiner Nase. Er hatte mich gewiß in demselben Augenblicke auch erkannt, und da er nicht wissen konnte, ob ich ihn bemerkte, so drehte er seinen Kopf zur Seite und drückte sich den Hut noch tiefer ins Gesicht. Aber das war zu spät, solche Manöver halfen ihm nicht mehr, denn ich hatte ihn ganz genau erkannt und sein Gesicht nie wieder vergessen.

„Wie geht es?" fragte ich ihm zunickend; er antwortete nicht darauf, als wenn er mich verstehe. „Ich glaube, wir waren schon einmal Reise-Gefährten, und zwar zufällig in diesem Wagen," fuhr ich dann fort.

„No entiendo, Senhor", (ich verstehe nicht) erwiderte er jetzt. „Lassen Sie das gut sein, sprechen Sie doch Ihre Muttersprache, mein Freund," sagte ich zu ihm, Sie kommen mit Ihren dicken Lippen damit besser zu Stande."

Meine übrigen Gefährten sahen, voll Erstaunen über diesen curiosen Dialog, zuerst auf mich, dann scharf auf den Fremden; der Räuber, welcher jetzt wohl einsehen mochte, welche Leute um ihn waren, und daß das immer heller werdende Tageslicht seine Vermummung nutzlos mache, ließ seinen

Serape vom Gesicht herabgleiten, indem er zu mir gewendet mit einer Miene voll affectirter Gleichgültigkeit sprach: „Ganz wohl, Herr, ich kann auch englisch sprechen, wenn Sie wollen."

„Das weiß ich wohl," erwiderte ich, „denn ich habe ja noch vor Kurzem mich mit Ihnen in dieser Sprache unterhalten."

„Wann war das, wenn ich fragen darf?"

„Wissen Sie es nicht mehr? Als wir Beide miteinander reiseten und zusammen hier im Gebirge von Räubern zu Gefangenen gemacht wurden."

„Ach, ja! So, das waren Sie?"

„Freilich, ich."

„Auf mein Wort, Herr, ich habe Ursache genug, mich des Tages zu erinnern. Ich wurde von den Räubern in das Gebirge geschleppt, während man Sie und die Uebrigen laufen ließ."

„Wirklich! Sie scheinen wohl nicht zu wissen, daß unsere Reisegefährten mir erzählt haben, welche Rolle Sie spielten, als ich eingesperrt war; außerdem habe ich Ihre recht geschickten Pantomimen auf dem Bocke selbst gesehen und auch mit eigenen Ohren gehört, wie Sie sehr paßlich und patriotisch: Gott und Mexiko! ausriefen. Sie scheinen übrigens von den Räubern gar nicht schlecht behandelt worden zu sein, denn diese haben Ihnen den besten Theil der uns abgenommenen Beute gegeben; ich werde mir meine Uhr jetzt von Ihnen ausbitten, Herr Gurley."

Sowie meine Gefährten, welche, wie man glauben kann, unser Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, den Namen des Räubers vernommen hatten, erhoben sie sich sämmtlich und wandten sich in drohender Haltung zu ihm. Unter diesen Umständen mußte dem Menschen klar werden, daß es unnütz sei, sich länger zu verleugnen, er zog deshalb die Uhrkette über den Kopf und gab mir diese mit der Uhr.

„Ich glaube aber auch, daß ich außerdem Geld von Ihnen zu fordern habe, eine Kleinigkeit von etwa zwölf Dublonen. Können Sie mir die nicht jetzt gefälligst bezahlen?"

„Ich habe kein Geld," antwortete der Räuber trotzig. „Heraus mit der Börse!" rief einer meiner Gefährten, die sämmtlich hocherfreut waren, daß wir den Menschen, welchen wir suchten, so rein zufällig gefangen hatten.

Zögernd gab der Räuber nun seine Börse her, die nach seiner Angabe nicht viel enthielt, und es fanden sich auch wirklich nur wenige Dollars darin. „Gebt uns eure Pistolen!" verlangte einer, und nur mit dem größten Widerstreben gehorchte der Räuber. Jetzt waren wir am Fuße des Berges, worauf Jesus del Monte steht, und wo die Heerstraße in die Engpässe der Sierra führt; jetzt war es Zeit, unsere Anordnungen zum Empfang der Räuber zu treffen, denn jeden Augenblick konnten wir ihnen begegnen. Ich befahl dem Postillon hier anzuhalten, wir sprangen aus dem Wagen und hießen Gurley herauskommen; er that es, aber offenbar in Todesangst, denn sein benarbtes Gesicht wurde abwechselnd weiß und dunkelroth, und seine Lippen bebten. „Sie wollen mich doch nicht ermorden?" stammelte er mit heiserer, dumpfer Stimme.

„Noch nicht," war meine Antwort, „obgleich Ihr verdient wie ein Hund zu sterben." — „Kommen Sie vom Bock herunter," sagte ich zu dem Texaner, „und nehmen Sie meinen Platz im Wagen ein! Und nun, Herr Gurley, steigen Sie gefälligst auf den Bock." Ein halbes Dutzend vorgehaltene Pistolenläufe ließen den Räuber rasch auf den Bock klettern, wo ich mit Hülfe des Postillons seine Füße über den Knöcheln fest zusammenschnürte und diese an das Fußbrett band; darauf befestigten wir mit einem Gurt seinen Leib an die Eisenstangen des Bocks und ließen ihm nur die Arme frei. Dann stieg ich herab zu meinen Gefährten, und ertheilte als Kommandeur der Expedition ihnen die nöthigen Instruktionen. In dem Wagen sollten unserer sieben sitzen, obgleich sechs besser darin sich bewegen konnten, allein wir hielten es für rathsam, nicht zu viele oben auf dem Wagen zu zeigen; diese sollten die meisten ledernen Vorhänge der Wagenfenster herablassen, aber nicht anknöpfen und zwischen den flatternden Vorhängen hindurch Feuer geben, so wie sie einen Schuß vom Bock hörten, den ich thun wollte. Der achte von uns sollte sich zwischen das Gepäck auf die Imperiale des Wagens legen und in demselben Augenblicke schießen, wenn ich meine Pistole in die Höhe heben würde. Auf diese Weise gaben wir dem Feinde die erste Salve, und die mußte nach unserer Ueberzeugung das Gefecht zu unsern Gunsten entscheiden. Wir erwogen indeß dabei, daß, wenn die Räuber Argwohn gegen uns gefaßt hätten, und aus einiger Entfernung in den Eilwagen schießen sollten, wir starken Verlust erleiden

und doch ihnen nichts anhaben könnten, da sie stets beritten und wir nur zu Fuß waren. Deshalb lag uns Alles daran, sie nahe an den Wagen zu locken, und zu diesem Zweck stieg ich auf den Bock zu Gurley und dem Postillon; der letztere saß in der Mitte und hatte Gurley zur rechten, während ich mich an seine linke Seite setzte, um meinen rechten Arm frei zu haben. So vorbereitet und gerüstet fuhren wir durch Jesus del Monte, und näherten uns dem Rancho (Gehöfte) von Iranguilla. Mir war es klar, daß man uns anfallen werde, und das vermuthete ich schon, als ich Gurley im Wagen erkannt hatte, denn nun wußte ich so gut wie gewiß, daß er sich dort befand, um sein früheres Spiel wieder zu spielen. Als wir aber jetzt den gefährlichen Engpässen näher kamen, bemerkte ich auf dem weichen Rasen mehrere frische Hufspuren, die sämmtlich auf unserem Wege weiter liefen. Die Hufspuren zeigten deutlich, daß Reiter auf den Pferden gesessen hatten, und zwar nach meiner Meinung die Räuber, welche nach ihrem Sammelplatze ritten.

Indem wir langsam die Berghöhe hinauffuhren, konnte ich nicht umhin, auf das reizende Thal von Mexiko zurückzublicken, prachtvoll erhob sich die Sonne jenseits der schneebedeckten Spitze des hohen Popocatepetl, und vergoldete den Kamm seiner Zwillingsschwester; es war ein wunderschöner sonnenheller Morgen, und gar nicht geschaffen für solche Scenen, wie wir sie bald erleben konnten. Aber schon im nächsten Augenblicke hatten wir einen der Vorberge der Sierra umfahren, die schöne Landschaft hinter uns war verschwunden, und wir drangen in die finstern Gebirgsschluchten. Wohl klopften Herz und Pulse immer rascher in uns, je weiter wir fuhren, denn wir waren in lebhafter Aufregung und gedachten der Gefahr, welche der herannahende Kampf uns bringen konnte. Die Räuber konnten an Zahl stärker sein als wir, aber das achteten wir nicht, wenn sie Mexikaner waren; allein konnten nicht mehrere solcher Gesellen wie Gurley unter ihnen sein? Im amerikanischen Heere war immer Desertion gewesen, und diese hatte in der letzten Zeit bedeutend zugenommen. Und wo sollten die Deserteure sich anders aufhalten als in solcher Gesellschaft? Außerdem konnte ein einziger Schuß, in den vollgedrängten Wagen abgefeuert, sein Opfer nicht verfehlen, und wir waren offenbar im Nachtheil, nachdem wir die erste Salve gegeben hatten. Solche Gedanken mußten

in uns einige Besorgniß hervorrufen, aber gewiß dachte keiner von uns daran, jetzt das Unternehmen aufzugeben. Es lag ein Ruhm darin, daß wir dem Lande des Feindes und dessen Bewohnern mit eigener Aufopferung eine Wohlthat erzeigen wollten, und von diesem Gedanken gestärkt, fuhren wir, von Muth und Selbstvertrauen beseelt, immer vorwärts.

„Sehen Sie dort, Kapitän!“ flüsterte der Postillon mir zu, indem er mich leise mit seinem Ellenbogen anstieß, und in demselben Augenblick sah ich ein Stück von einem Serape, nebst Schweif und Hinterschenkel eines Pferdes hinter einem schwarzen Felsenblocke am Wege verschwinden. Gleich darauf war ein entblößter Kopf und ein schwärzliches Gesicht über dem Felsen sichtbar, aber fast augenblicklich wieder verschwunden.

„Fahr' ganz ruhig weiter, spann' deine Pistole und führ' die Pferde mit einer Hand,“ sagte ich leise zum Postillon. „Gurley,“ so wandte ich mich mit deutlicher und fester Stimme zu ihm, „eure Bande ist in der Höhle vor uns; Ihr sehet sie so gut wie ich. Wenn Ihr nur ein Wort sprecht oder das geringste Zeichen macht, um sie von eurer Situation zu unterrichten, so jage ich Euch im nächsten Augenblicke eine Kugel durch den Kopf.“ Und zugleich spannte ich meine Pistole, damit der Räuber das Aufziehen des Hahns hören und wissen sollte, daß ich mich fertig gemacht hatte, meine Drohung auszuführen. „Ihr werdet das thun, was ich Euch sage und zwar rasch,“ so fuhr ich fort, „denn wenn Ihr es nicht thut, oder nur eine Sekunde zögert, so schieße ich Euch auf dem Flecke nieder! Fertig!“ rief ich dann meinen Gefährten im Wagen zu und bog mich etwas herab, den Räuber immer fest im Auge behaltend. Indem wir jetzt in eine Krümmung des Weges einbogen, bemerkte ich an beiden Seiten verschiedene Gegenstände, die sich bewegten, dann Köpfe, die hinter Felsen und Cactusgebüsche sich duckten, und Pferdeschweife im Gesträuche schimmernd. Dort war, wie ich vermuthet hatte, eine Barrikade, und hinter derselben erschien zwischen dem Laubwerke ein Gesicht, welches sich zu verstecken keine große Mühe gab. Das war der Mann, welchen ich haben mußte, der Vorposten der Räuber. „Fahre bis an die Barrikade und halte,“ flüsterte ich, und der Wagen fuhr im gemächlichen Schritte weiter. Unabläßig hatte ich meine Augen fest auf Gurley gerichtet, ich bewachte jeden seiner Blicke, jede Bewegung seiner Muskeln, die von schrecklicher Aufregung zitterten,

bis der Wagen stillstand. „Halter vier eurer Finger in die Höhe," sagte ich mit leiser aber eindringlicher Stimme zu ihm, „ein Finger mehr und ich schieße Euch todt." Er gehorchte, indem er wie das Erstemal vier Finger hoch und deutlich zeigte. „Jetzt haltet beide Hände ausgestreckt in die Höhe!" Er that es, „und nun", fuhr ich in demselben leisen Tone fort, „ruft laut aus: Dios y Mexiko!"

„Dios y Mexiko!" rief der Räuber mit lauter, aber heiserer und zitternder Stimme, und kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, so widerhallten sie wie ein Echo von jedem Baume, und das Unterholz schien von Menschen und Pferden zu wimmeln, welche heransprengend den Eilwagen umringten. Nur ein Paar der Räuber hatten ihre Gewehre zum Schuß bereitet, weil sie uns für Mexikaner hielten, die keinen Widerstand zu leisten pflegen. Ich nahm Einen auf's Korn, der mit dem Karabiner auf der Schulter heranritt, der Texaner oben auf dem Wagen hatte sich einen Zweiten ausersehen, und der Postillon zielte nach dem Dritten, welcher den Pferden in die Zügel gefallen war. Das Alles war das Werk einer Sekunde, und ehe die erstaunten Räuber zur Besinnung kommen konnten, hatten wir geschossen und jeder hatte seinen Mann getroffen. In demselben Augenblicke krachten Salven von Pistolenschüssen aus beiden Seiten des Wagens hervor, wie wenn ein Kriegsschiff zugleich von Backbord und Steuerbord volle Lagen gibt. Reiter stürzten aus dem Sattel zur Erde, Pferde bäumten sich wiehernd, wildes, wüstes Geschrei, Flüche und Verwünschungen auf Englisch und Spanisch erschallten durcheinander, unaufhörlich knallte ein Schuß nach dem andern aus dem Wagen, während dazwischen der stärkere Krach eines Karabiners und das Pfeifen einer Büchsenkugel sich hören ließ, und dunkle Gestalten, wahnsinnig schreiend, wie Nebelgebilde im dichten, fast erstickenden Pulverdampfe erschienen, der nur auf Augenblicke von den aufblitzenden Schüssen sich erhellte. Während dieses wilden Scharmützels merkte ich, daß der Postillon mit Gurley sich balgte, welcher ihn mit kräftigen Armen umklammert hielt; Gurley versuchte zu entwischen und hatte seine Hände von den Stricken zu lösen gewußt. Da packte ich ihn bei der Gurgel und wir stürzten zusammen vom Bocke herab; ich fiel unsanft genug auf die Erde, aber er, dessen Füße an den Bock gebunden waren, blieb mit dem Kopfe nach unten daran

hängen, wobei er die gräßlichsten Flüche ausstieß. Rasch sprang ich auf und dann zur Seite, um aus dem Pulverdampfe zu kommen. Hier sah ich, daß die Räuber den Angriff aufgaben, und daß die unverwundet Gebliebenen, so schnell wie ihre Pferde laufen konnten, davon jagten. Nun schrie ich meinen Kameraden zu, das Feuer einzustellen — denn sie schossen noch immer in's Blaue hinein — und bald waren sie aus dem Wagen gesprungen bei mir. Die Dampfwolke um uns her zertheilte sich nach wenigen Augenblicken, und um uns lagen vor und auf dem Wege sechs Räuber todt oder sterbend, auch ein Paar Pferde, etliche andere Pferde liefen mit ledigem Sattel in der Nähe umher. Von uns waren nicht weniger als drei verwundet, einer von einem Lanzenstich und die beiden andern, ein Offizier und ein Texaner, von den Büchsenkugeln der Räuber; der letztere war sehr schwer verwundet, indem die Kugel durch seine rechte Schulter bis nahe an den Rückgrath eingedrungen war. Die Räuber hatten diesesmal heftigeren Widerstand als gewöhnlich geleistet, und unsere Vermuthung fand sich bestätigt, daß Amerikaner bei ihnen gewesen, denn einer der Getödteten wurde als ein Irländer erkannt, welcher von unserer Armee desertirt war. Von den sechs Räubern waren zwei verwundet und lagen stöhnend am Boden unter den Pferden. Da sie aber gehörig abgestraft waren, so versprachen wir ihnen Hülfe vom nächsten Dorfe zu schicken. Nachdem wir Gurley wieder festgebunden und die Barrikade weggeräumt hatten, stiegen wir wieder in den Eilwagen und fuhren nach Toluka. Der Erfolg unsers Abenteuers war für uns sehr erfreulich, denn damit verschwand jene Räuberbande gänzlich aus der Sierra, und so lange wir noch in Mexiko blieben, wurde auf diesem Wege kein einziger Eilwagen mehr angefallen. Herr Gurley ward mit den vollständigen Beweisen seiner Schuld den mexikanischen Behörden überliefert und wurde von diesen zur Strafe der Garote (Erdrosselung) verurtheilt.

VII.

Ein Sturm auf Antigoa.

Ich besuchte einen Freund, der auf Antigoa, einer der kleinen antillischen Inseln, eine Pflanzung besaß. Eines Morgens waren sämmtliche Bewohner derselben zeitig auf den Füßen und beschäftigten sich eifrig mit den Anstalten zu einem Hochzeitmahle. Fröhlich tummelten sich Groß und Klein, Kinder und Erwachsene, Neger und Negerinnen unter den Bäumen, die in der Nähe des Hauses standen; das üppige Laub derselben verdeckte die Geschäftigen theilweise dem Blick, doch ihr unermüdliches Geplauder, ihr lautes Auflachen und die Bruchstücke heimatlicher Lieder, mit denen sie ihre Arbeit begleiteten, machten sie bemerklich genug. Das war eine Lebendigkeit, eine Fröhlichkeit, eine Sorglosigkeit, von der man sich in nördlichen Ländern kaum eine Vorstellung macht. Auch ich war diesen Tag früh aufgestanden, um nichts von dem muntern Schauspiel zu verlieren, das schon mit Sonnenaufgang beginnen sollte. Mit welcher Pracht, die nur den Tropenländern eigen ist, brach dieser Morgen an! Ein glänzendes Licht übergoß das Meer, welches in diesem Augenblick so glatt wie ein Spiegel war, vergoldete das leichte Gewölk, das sich am Himmel zusammenzog, und enthüllte, die Gipfel der Berge berührend, die ganze Farbenpracht der Pflanzen, mit denen sich die Erde geschmückt hatte. Bei diesem entzückenden Anblicke mußte ich der Worte des Psalmisten gedenken: „Die Himmel verkündigen des Ewigen Ehre und das Firmament zeugt von dem Werk seiner Hände!“

In diesen Betrachtungen wurde ich durch eine Dienerin des Hauses, eine junge Negerin, unterbrochen, die mir, wie es auf den Pflanzungen der Antillen üblich ist, jeden Morgen eine Cigarre und eine Tasse Kaffee brachte. Ein sonderbarer, ich möchte fast sagen Unheil verkündender Ausdruck in ihrem Gesicht fiel mir auf. „Hier, Massa,“ sagte sie, „ist Euer Kaffee — wie befindet Ihr Euch diesen Morgen?“ Dann fügte sie mit einem

nachdenklichen Blicke hinzu: „Der Herr läßt Euch fragen, ob Ihr nicht nach dem Barometer sehen wollt?"

„Ich danke Dir, Nanci," erwiederte ich, die Tasse in Empfang nehmend, „mit dem Barometer hat es wohl noch Zeit, bis ich meinen Kaffee getrunken habe. — Aber wie geht es Dir, Nanci?"

„Nicht zum Besten, Massa, ich bin ein wenig unwohl," versetzte das Mädchen, seufzte tief auf und entfernte sich.

Die Frage wegen des Barometers, dazu das ängstliche Wesen der Negerin befremdeten mich. Sollte irgend was Besonderes in der Luft vorgehen? Aufmerksam beobachtete ich alle Punkte des Himmels und der Erde, die mein Auge nur erreichen konnte, aber ich bemerkte nichts Ungewöhnliches an den Elementen; nur wurde die Luft dunstig und schwer und die ganze Natur schien in erhabenes Schweigen versenkt. Einige Minuten später, als ich meine Cigarre aufgeraucht hatte, besuchte ich meinen Freund in seinem Schlafzimmer. Er lag noch im Bett, obgleich er sonst früh aufzustehen pflegt. „Wie, Sie liegen noch," rief ich ihm zu. „Auf, auf, mein Freund, und an die Arbeit! . . . Es wird Ihnen heute nicht an Beschäftigung fehlen."

„Gott gebe, daß ich binnen einigen Stunden deren nicht zu viel habe," entgegnete er mir. „Es sind Anzeichen von einem Gewittersturm in der Luft."

„Sie irren sich," versetzte ich, „das Barometer steht fast auf dreißig Grad. Es ist eher seit gestern noch etwas gestiegen."

„Mein Freund," erwiederte der Pflanzer bestimmt und nachdrücklich, „ich lebe jetzt seit dreißig Jahren in Westindien und habe während dieses Zeitraums acht Stürme durchgemacht; die drei letzten wurden mir durch mein eigenes Gefühl angekündigt, und dasselbe Gefühl empfinde ich jetzt in zehnfacher Stärke. Glauben Sie mir, es wird ein furchtbarer Tag werden."

Dieses Vorgefühl, von welchem mein Freund niedergedrückt wurde, ist, wie ich mich später überzeugte, ein fast untrügliches. Ein körperliches Unbehagen, so wie die Beobachtungen meteorologischer Eigenthümlichkeiten setzen Personen, welche lange Zeit auf den westindischen Inseln gelebt haben, in Stand, die Annäherung eines Sturmes mit

ziemlicher Genauigkeit vorauszubestimmen. Als ich sah, daß die Befürchtungen des Pflanzers einen so ernsten Grund hatten, versprach ich ihm, die Veränderungen in der Atmosphäre und die Schwankungen des Quecksilbers in der Barometerröhre sorgfältig zu beobachten. Diese Zusicherung schien ihn ein wenig zu beruhigen. „Ich bitte Sie," sagte er, „geben Sie meinen Leuten die nöthigen Befehle, sich auf einen furchtbaren Sturm vorzubereiten. Ich bin ganz kraftlos, wie immer bei solcher Gelegenheit. Dieses Unwetter wird losbrechen, ehe vierundzwanzig Stunden vergehen."

Ich hatte die letzten fünf Jahre meines Lebens auf Seereisen zugebracht und fühlte mich, jung und abgehärtet wie ich war, viel zu kräftig, um die trübsinnige Furcht eines Mannes zu theilen, den das verzehrende Klima schon geschwächt hatte. Ich verließ ihn daher in der besten Laune und erwartete nicht allein den Sturm ganz ohne Besorgniß, sondern war sogar ungeduldig, ihn losbrechen zu sehen, gleich als wär' er nur ein Gegenstand der Neugier und ein Mittel zur Zerstreuung. Die erste Person, welcher ich außer dem Hause begegnete, war Betsy, die Negerin, welche die Geschäfte eines Hausmeisters versah und eben damit beschäftigt war, die Hühner zu füttern. „Betsy," sprach ich sie an, „Massa glaubt, daß wir heute einen Sturm bekommen."

Man kann sich keine Vorstellung von der plötzlichen Veränderung machen, welche diese Worte bei der Person, an die sie gerichtet waren, hervorriefen. Das Schnalzen, womit sie das Austheilen der Körner begleitete, verstummte augenblicklich. An die Stelle des behaglichen Lächelns, welches ihre dicken Lippen umspielte, trat ein Ausdruck von Unruhe und Besorgniß. Man konnte fast sagen, sie erbleichte. Das Maß, in welchem sich das Futter befand, fiel ihr aus den Händen. „O Himmel, o Himmel!" rief sie schluchzend, „Massa irrt sich nie." Damit rannte sie fort.

Kaum waren einige Minuten vergangen, so sah ich das ganze Haus in Angst und Bestürzung versetzt. Sofort wurden Boten nach der Zuckersiederei abgeschickt, die eine halbe Meile entfernt im Innern der Insel lag und eben so nach einer kleinen Bucht, in der sich mehrere Boote befanden, welche zum Transport des Zuckers dienten oder zum Sammeln von Korallen, zur Kalkbereitung. Inzwischen hatte man auch die Tafel im Speisesaale fortgerückt, um eine Fallthür frei zu machen, durch welche

man in einen geräumigen Keller hinabstieg. In dieses unterirdische Behältniß, welches besonders zu dem Zwecke angelegt war, während eines Sturmes als Zufluchtsort zu dienen, brachten die geängstigten Neger alle tragbaren Gegenstände von einigem Werth in Sicherheit. Gegen neun Uhr waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen und nun wurde in aller Eile gefrühstückt. Das Barometer zeigte allerdings Neigung zum Fallen, aber dies war auch das einzige sichtbare Zeichen von einer Veränderung in der Atmosphäre. Ein leichter Ost-Nord-Ost — der zu dieser Stunde gewöhnlich eintretende Passatwind — hatte sich erhoben; sonst aber blieb die Natur still und schön wie zuvor. Im Hofe stand ein prächtiger Tamarindenbaum, mit fast reifen Früchten beladen, welche in großen Trauben von den Zweigen herabhingen, deren Laub, vom Winde sanft bewegt, hin- und herwogte. Die Hausthiere waren sichtbar unruhig und ängstlich. Auch sie hatten das Gefühl der herannahenden Gefahr. Da ich nicht ungläubig genug war, um alle diese Vorzeichen zu mißachten, so war ich auf der Hut und fuhr fort, abwechselnd die Veränderungen des Quecksilbers und des Wetters zu beobachten. Gegen elf Uhr fand ein merkliches Sinken des Quecksilbers statt; es fiel auf 29'' 80'''. Gegen Norden verdunkelte sich der Horizont bedeutend. Gleichwohl hörte der Wind nicht auf, Kühlung zuzuwehen; aber um zwei Uhr legte er sich gänzlich und nun fiel das Barometer noch rascher. Das Herannahen des Sturmes war jetzt unzweifelhaft. Die Bewohner der benachbarten Hütten, welche zur Pflanzung gehörten, kamen truppweise nach Dry-Hill-House, um in der Nähe der Weißen Trost zu suchen. Um drei Uhr brach ein wüthender Sturm über die Insel los. Begierig die Vorkehrungen zu sehen, welche die auf der Rhede liegenden Schiffe getroffen hätten, um den Kampf mit den Elementen zu bestehen, schlich ich mich aus dem Hause nach einem Felsen, von dem aus man den Ankerplatz übersah. Als Seemann war ich nicht wenig befremdet, als ich sah, daß von den zwölf auf der Rhede befindlichen Kauffahrteischiffen nur vier die nöthigen Maßregeln gegen den Orkan ergriffen hatten. Eine solche Fahrlässigkeit ist fast unglaublich. Der alte Columbus verstand seine Sache besser, er erkannte auf der Stelle die Anzeichen, die einem Sturm in Westindien vorangehen. Als er sich auf der Höhe der Hauptniederlassung der Spanier auf Sanct Domingo befand,

erkannte er, daß ein furchtbarer Sturm im Anzuge sei und ließ den Gouverneur Ovando um Erlaubniß bitten, in den Hafen einlaufen zu dürfen. Da ihm diese Erlaubniß aber verweigert wurde, war er genöthigt, auf offener See zu bleiben und dem Sturme Trotz zu bieten. Zu gleicher Zeit war eine Flotte von vierundzwanzig Schiffen mit einer ungeheuern Ladung von Gold und Perlen, die theils dem Könige, theils den Passagieren gehörte, im Begriff, unter Segel zu gehen. Trotz der Unmenschlichkeit des Ovando ertheilte Columbus ihm den Rath, die Abfahrt der Flotte um einige Tage aufzuschieben, weil sehr bald ein heftiger Sturm losbrechen würde. Doch seine Rathschläge blieben unbeachtet und die Flotte lief aus. Noch vor Ende des folgenden Tages waren zwanzig dieser Fahrzeuge mit funfzehnhundert an ihrem Bord befindlichen Personen im Sturm zu Grunde gegangen. Der Verlust, welchen der königliche Schatz bei dieser Gelegenheit erlitt, war so bedeutend, daß ihn die spanischen Finanzen mehrere Jahre lang empfanden. — Da der Wind immer mehr an Heftigkeit zunahm, so hielt ich es für gerathen, nach Hause zurückzukehren. Um diesen Weg leichter zurückzulegen, hätte ich längs des Felddammes hinklettern müssen, welcher den Garten einfaßte und mich ein wenig hätte schützen können. Da ich aber nicht die geringste Vorstellung hatte, wie groß die Gewalt des Sturmes in seiner ersten Heftigkeit sei, wagte ich es, an einer Thür vorüberzugehen, die sich nach dem Wege zu öffnete; im nämlichen Augenblicke wurde ich von einem furchtbaren Windstoße niedergeworfen und rollte den Abhang hinunter, als hätte mich die Hand eines Riesen hinabgestoßen. Ich hielt mich Anfangs für verloren, denn der Hafen von St. Johann befand sich in der Richtung, welche ich unfreiwillig verfolgte. Zum Glück gelangte ich, bevor ich das Meer erreichte, an einen mit Gesträuch überwachsenen Sumpf und klammerte mich an. Auf solche Weise gelang es mir, wieder festen Fuß zu fassen. Nachdem ich einige Augenblicke ausgeruht und mich gesammelt hatte, erreichte ich endlich, die Unebenheiten des Bodens benutzend, den Hof von Dry-Hill-House. Das betäubende Brüllen des Sturmes währte fort und die prächtige Tamarinde krümmte sich wie im Todeskampf und warf ihre mit Früchten beladenen Zweige verzweiflungsvoll um sich her, als hoffe sie durch solche Opfer den Dämon des Sturmes zu besänftigen. Ich trat in das

Haus und setzte mich nieder, um Athem zu schöpfen. Es wurde jetzt nöthig, alle Thüren und Fenster zu verrammeln. Eine Menge Frauen und Kinder saßen durcheinander auf dem Boden. Alle schwiegen; das Getöse des Sturmes machte jede Unterhaltung unmöglich. Meine Phantasie war durch die Verstümmelung meiner geliebten Tamarinde heftig aufgeregt worden und der Gedanke an die Qual, welche sie scheinbar erlitt, verfolgte mich unaufhörlich. Durch die Spalten eines Fensterladens beobachtete ich betrübt die Fortschritte ihres Unterganges. Ihre Hauptäste, die vielleicht ein Jahrhundert zählten, kämpften beharrlich gegen den Feind; ihr Krachen übertönte die gewaltige Stimme des Windes und bald blieben auf dem von der Zeit geschwärzten Stamme nur noch einige ungleiche Sprößlinge. Die Dunkelheit um uns her nahm zu. Das wachsende Geheul des Sturmes machte die äußersten Anstrengungen der menschlichen Stimme, sich verständlich zu machen, vergeblich. Bald verkündete ein heftiges Krachen, daß das Haus zu wanken begann. Frauen und Kinder erhoben sich und gaben durch Gebehrden zu verstehen, daß sie in den Keller hinabzusteigen wünschten. Dies wurde sogleich bewerkstelligt; nur der Verwalter und ich blieben im Erdgeschoß. Unsere Aufmerksamkeit theilte sich jetzt zwischen dem Barometer, das dicht an der Fallthüre, unserer letzten Zuflucht, hing, und den erschrecklichen Schwankungen des Gebäudes. Die Mauern schienen den wiederholten Angriffen des Sturmes nachzugeben. Plötzlich fühlten wir einen mächtigen Stoß, bei dem uns das Blut in den Adern erstarrte; wir erfuhren später, daß er durch das Zusammenstürzen der Küche, der Ställe und Schuppen veranlaßt worden war, die an das Haus stießen und mit ihrem ganzen Inhalt vom Winde fortgeführt wurden, ohne daß man je wieder eine Spur von ihnen auffand. Eine große Zahl schwächerer Stöße folgten einander mit einem Getöse, als ob Kanonenschüsse abgefeuert würden. Ungeheure in die Luft geschleuderte Steinmassen fielen auf die Verandahs nieder, welche das Haus umgaben, und zerschmetterten sie. Um unsre Angst auf's höchste zu steigern, kam eine große Röhre von schwerem Holze, die den Zuckerrohrsaft aus der Mühle nach der Siederei einer drei Meilen nördlich von der meines Freundes gelegenen Pflanzung leitete, durch die Luft auf unser Haus geflogen, durchbohrte zuerst wie ein Wurfgeschoß das Dach

gerade über dem Gemache, in welchem wir uns aufhielten, sodann den neben uns stehenden Tisch und fuhr in den Fußboden. Der Theil der Röhre, welcher aus dem Dach emporragte, fing nun den Wind auf und erschütterte, wie ein gewaltiger Hebel in Bewegung gesetzt, das Haus dergestalt, als ob die Mauern Kartenblätter gewesen wären. Plötzlich brach die Röhre ab und ihre untere Hälfte blieb im Boden stecken. In diesem Augenblick fiel das Barometer auf 28″ 50‴. Wir fühlten oder glaubten vielmehr zu fühlen, daß das Gebäude einstürze. Wir warfen unserm getreuen Wetterglas einen Scheideblick zu und schickten uns an, in den Keller hinabzusteigen, als ich zu meinem höchsten Erstaunen das Quecksilber mit einmal um einen Viertelzoll fallen sah. In meiner Bestürzung ergriff ich den Verwalter am Arme und brüllte ihm diese unheildrohende Nachricht in's Ohr; allein die menschliche Stimme konnte ein solches Getöse nicht durchdringen und nur durch ausdrucksvolle Gebehrden gelang es mir endlich, mich ihm verständlich zu machen. Plötzlich bemerkte ich eine wunderbare Veränderung in dem Zustande der Dinge. „Großer Gott!“ rief ich aus, „was hat das zu bedeuten?“ Es war augenblicklich eine vollkommene Stille eingetreten, eine wahre Grabesstille! Man hörte jetzt nur noch das Gestöhn unterdrückter Wehklagen und unzusammenhängender Gebete der Frauen und Kinder, die im Keller kauerten. Wir befanden uns im Mittelpunkte des Wirbels. Es ist unmöglich, das Schreckliche dieses Augenblicks zu schildern. Eine von den Thüren war aufgestoßen worden; ich nahm ein brennendes Licht und trat einen Schritt aus dem Hause. Die Flamme des Lichtes bewegte sich nicht. Rings um die Pflanzung war Alles schwarz und still. Allein diese Ruhe war nur von kurzer Dauer. Wenige Minuten später hörte ich in der Ferne wieder ein dumpfes Rollen und trat schnell in's Haus zurück, indem ich die Thüre wieder verrammelte und die Riegel vorschob. Jetzt erschütterte ein schwacher Stoß den Boden . . . ein Erdbeben sollte unsre Lage noch gefährlicher machen. Der Sturm, welcher diesmal von der entgegengesetzten Seite kam, brach von Neuem mit verstärkter Wuth los. Das schon erschütterte Haus begann zu wanken, sein Einsturz schien unfehlbar. Wir stiegen in den Keller und banden die Fallthüre mit einem starken Riemen fest. Während mehrerer langen und schrecklichen Stunden blieben wir so in

qualvoller Ungewißheit, ganz betäubt von dem höllischen Getöse, welches über unsern Köpfen fortdauerte und durch das peinliche Gefühl entmuthigt, welches ein Erdbeben hervorzubringen pflegt. Die Rumfäßchen und einige Flaschen, welche sich im Keller befanden, wurden emporgehoben und umgestürzt. Endlich gegen vier Uhr nach Mitternacht ließ die Heftigkeit des Sturmes bedeutend nach. Wir machten uns mit größter Vorsicht an das Oeffnen der Fallthüre; als dies vollbracht war, sahen wir den Mond über uns, der sein blasses Licht auf die schwarzen dicken Wolken warf, die am Himmel dahinjagten .... Wir hatten über uns nur noch das freie Dach des Himmels! Der ganze obere Theil des Hauses war vom Sturm mitfortgerissen worden.

Mein Freund ging mit mir nach einem Hügel, wo wir den Tag erwarteten. Er befand sich in einer unbeschreiblichen Angst und Unruhe. Als der Himmel sich im Osten zu röthen begann, sagte er zu mir mit bebender Stimme: „Sehen Sie nach der Mühle hin, denn ich habe nicht den Muth dazu .... sie wird ohne Zweifel zerstört sein .... einem solchen Unwetter hat nichts widerstehen können .... ich bin ein ruinirter Mann.“

Meine Blicke wandten sich besorgt in der Richtung der Zuckermühle. „Fassen Sie Muth!“ rief ich ihm zu; „die Gebäude stehen noch; es scheint nicht, daß der Strum dort großen Schaden gethan hat.“

Strahlend erhob sich die Sonne wie am Tage vorher; aber welche Feder vermöchte das Schauspiel der Verwüstung zu beschreiben, welches sie beleuchtete! .... Entsetzliche Zerstörung! Der Pflanzenwuchs, die Menschenwohnungen, das thierische Leben, Alles war verschwunden.

Als wir nach Dry=Hill=House zurückkehrten, kamen wir an eine Stelle, wo früher ein Cocoswäldchen gestanden hatte; man sah nur noch die bis auf wenige Fuß über dem Boden abgebrochenen Stämme, die von den Wurzeln in der Erde festgehalten wurden. Eine feste Steinmauer mit einem eisernen Gitter umgab vordem die Niederlassung ... Mauer und Gitter war zugleich vom Sturm entführt worden und mehrere Steine im Gewicht von zweihundert Pfund wurden später eine Meile davon entfernt wiedergefunden. Noch am vergangenen Tage lebten wir in Reichthum und Ueberfluß und heute schätzten wir uns glücklich, daß wir in einem Winkel des Kellers einen halbverdorbenen Schinken zu unserer

Mahlzeit auffanden. Bald liefen von verschiedenen Seiten Berichte über die Zerstörungen ein, welche der Sturm auf dem ganzen Gebiet der Pflanzung angerichtet hatte. Das Haus an der Bucht war durch den Wirbelwind umgestürzt und alle kleine Fahrzeuge weit über die Grenze der höchsten Fluthen an den Strand geworfen worden. Der Aufseher der Zuckersiederei, ein Schwarzer, berichtete, daß Alles zerstört sei, das Haus und den Siedekessel ausgenommen, der aber bedeutenden Schaden genommen habe. Die Esse war eingestürzt und das Erdbeben hatte einen Theil der Mauer eingerissen.

„Ist Jemand um's Leben gekommen?" fragte ich.

„O, Massa," antwortete der Aufseher, „drei Neger fehlen."

„Ist aber Jemand umgekommen?" wiederholte ich.

„Nein, Massa, Niemand. Nur hat ein großes Felsstück den Kopf der armen Peggy zerschmettert."

„Und sie wäre nicht todt?"

„Ihr Kopf ist ganz zerquetscht, Massa. Ein großes Felsstück kam durch die Luft geflogen, durch's Dach und traf sie gerade auf den Kopf... sie ist todt." Ich überzeugte mich später, daß die arme Schwarze wirklich in der Art getödtet worden war, wie sie der Neger beschrieben hatte. Ein eigenthümliches Gefühl von Unruhe, das bei einem Seemann sehr natürlich ist, führte mich von Neuem nach dem Felsen, von dem aus man die Rhede übersehen konnte. Zwei der größten Kauffahrteischiffe waren mit ihrer ganzen Ladung untergegangen, nur die Spitzen der Hauptmasten ragten noch aus dem Wasser hervor. Die kleineren Fahrzeuge fand ich, wie uns berichtet worden, hoch auf den Strand geworfen. Doch hatten zu meinem großen Erstaunen drei von ihnen dem Sturme glücklich widerstanden. Das arme Dampfschiff, zu welchem ich gehörte, hatte in dem englischen Hafen viel leiden müssen. Beim Beginn des Sturmes hatte es sich auf seine schweren Anker verlassen und am Quai beigelegt; als sich aber der Wind drehte und es die Taue nicht kappen konnte, welche das Schiff an den jetzt eingesunkenen Haken festhielten, so hatte es das ganze Stück des Quai, an dem es lag, mit fortgerissen. — Gewiß, wer je einem Sturm in Westindien beigewohnt, wird nicht wünschen, einen zweiten zu erleben.

VIII.

Die Schlangen im Innern von Central-Amerika.

Central-Amerika wimmelt von Schlangen fast jeder Art und Größe. Allerdings sind einige besonders giftige Gattungen, wie die Cobra-Capella und andere Schlangen Ostindiens hier unbekannt, aber die Campanilla oder Klapperschlange, noch mehr aber die Korallenschlange würde ihnen gleichwohl noch den Rang streitig machen. Die beiden Schlangenarten, welche am gewöhnlichsten vorkommen, sind die Boa oder Boa-Constrictor und die schwarze Schlange; am häufigsten aber findet man die Boa. In der Nähe von Städten und in viel besuchten Waldgegenden sind Schlangen selten über sechs bis sieben Fuß lang und nie stärker als der Arm eines Menschen; unter diesem Maß findet man sie von allen Größen bis zur Länge einiger Zoll; dagegen zeigt sich einige hundert Meilen tiefer im Wald die thierische Natur in sehr veränderter Gestalt. Während die Tigerkatzen, die eine Plage der den Städten benachbarten Wälder sind, auch in dem tieferen Walde nicht fehlen, werden die Tiger, die dort nur selten vorkommen, hier immer zahlreicher. Das Rothwild ist besser ausgewachsen und die Schlangen sind bedeutend größer, denn die Größe kommt bei ihnen mit dem Alter. Auch der Waldskorpion erlangt eine Größe und Kraft des Stachels, welche der Hausskorpion nie besitzen wird; kurz, die Thiere erreichen im Innern, wo sie wenig Gefahr laufen, von Menschen gestört zu werden, ihre vollkommene Größe. Die Boa-Constrictor ist häufig funfzehn Fuß lang und von der Stärke eines Mannesschenkels.

Meine erste Bekanntschaft mit einer solchen machte ich auf einem Ritt über die Gipfel einer Bergreihe. Ich war von einem indianischen Diener begleitet und beabsichtigte, die Richtung einer reichen Kupferader zu verfolgen, die dann und wann auf der Oberfläche zum Vorschein kam. Unterwegs aber stieg eine jener schwarzen Wolken, die drei Monate lang

im Jahre an jedem Nachmittage über den Himmel ziehen und unter heftigen Blitzen eine wahre Fluth von Regen ausströmen, mit solcher Schnelligkeit empor, daß wir beschlossen, unter einem Wetterdache Schutz zu suchen, welches über der Oeffnung eines neuen Schachtes erbaut war. Unter diesem Schuppen lag ein großer Haufen trocknen Sacate-Grases zur Ausbesserung des Daches. Der Sturm erhob sich eben, als wir den Eingang erreichten und so suchten wir denn, unsre Pferde an der Hand führend, so schnell als möglich unter das schützende Dach zu gelangen. Wir hatten Beide blanke Jagdmesser in der Hand, wie es in diesem Lande, zumal wenn man keine Feuerwaffe bei sich führt, gebräuchlich ist. Ich ging voran, kaum aber war ich eingetreten, als eine ungeheure Schlange sich vom Grase erhob, auf welchem sie zusammengerollt gelegen hatte, und schnell nach dem Eingange sprang. Doch in dem Augenblick, als sie an mir vorbeischoß, versetzte ich ihr mit meinem Messer einen starken Schlag auf den Kopf. Sie wand sich zusammen und streckte mitten aus dem Kreise, den ihr Körper bildete, den blutenden Kopf in die Höhe. Sogleich ergriff der Indianer, den sie bei ihrem Fluchtversuche beinahe umgerissen hätte, einen für das Dach bestimmten Sparren und versetzte ihr damit einen Schlag, dessen Stärke ihr Genick brach und sie dermaßen lähmte, daß sie von der getroffenen Stelle an bis zur Schwanzspitze sich nicht mehr bewegen konnte. Wir gaben ihr noch einige Schläge und waren nun von ihrem Tode überzeugt. Als ich zwei Tage später allein zufällig an derselben Stelle vorüberritt, bemerkte ich eine zahlreiche Versammlung von Geiern und glaubte nicht anders, als daß sie die Schlange verzehrt hätten. Doch als ich näher kam, ward ich gewahr, daß sich die Schlange weit besser befand, als zwei Tage früher bei unserm Abschied von ihr; freilich hatte sie sich nur am obern Theile ihres Körpers erholt und der untere war noch immer gelähmt. Einige der größeren Geier standen dicht am Kopfe der Schlange, als wollten sie nur den Tod ihrer Beute abwarten; aber so lange der Kopf noch aufgerichtet und das Auge noch lebendig war, wagten sie es nicht, sich an ihr zu vergreifen, obgleich ich diese Raubvögel über ein gestürztes Pferd habe herfallen sehen, bevor es kaum halb todt war. Ein Paar Schläge mit meinem Jagdmesser machten dem Leben der Schlange vollends ein Ende. Ich maß sie mit einem Strickmaß, das ich

bei mir führte, und fand, daß sie funfzehn Fuß sechs Zoll lang war und am stärksten Theil ihres Körpers achtzehn Zoll Umfang hatte. Als ich nach zwei Stunden zurückkehrte, fand ich nichts weiter vor als ihr Gerippe, keine Spur von Fleisch und Haut. Denn die Geier pflegen schnell reinen Tisch zu machen.

Ein Engländer und ein Indianer, die auf einem schmalen Wege durch einen dichten Wald zogen, vernahmen plötzlich ein Geschrei, das wie das laute Weinen eines Kindes klang, wenn es Schmerzen empfindet, oder noch mehr wie das Jammern klang, welches der Haase zuweilen ausstößt, wenn ihn die Zähne eines Hundes fassen. Keiner von den beiden Reisenden konnte sich dieses Geschrei erklären; sie zogen jedoch ihre Pistolen hervor, banden ihre Pferde an und bahnten sich einen Weg durch das Dickicht nach der Richtung, in der sich das Jammern vernehmen ließ. Etwa hundert Schritte tiefer im Walde befand sich ein Raum, der etwas minder dicht bewachsen war, und da die Klagetöne von da zu kommen schienen, näherten sich die beiden Reisenden mit größter Vorsicht, bis der Indianer plötzlich den Arm seines Begleiters faßte und auf einen Gegenstand wies, den auch der andere gleichzeitig erblickt hatte. Es war eine Boa, die einen jungen aber bereits mit Hörnern versehenen Rehbock zermalmte. Die Schlange hatte sich mit dem stärksten Theile ihres Körpers zweimal um den Rehbock geschlungen und zwar unmittelbar hinter den Schultern in übereinander liegenden Windungen, um ihr Gewicht und ihre Kraft zu verdoppeln und auf einem Punkte zu vereinigen. Kopf und Hals liefen unter dem Halse des Hirsches hin und ragten auf der andern Seite weit empor, während sich die Zähne am Hinterkopf des Thieres eingebissen hatten. Der Schwanz hatte sich zweimal um einen dicht dabei stehenden jungen Baum geschlungen. Die Boa war so eifrig mit ihrer Beute beschäftigt, daß sie die Beobachter nicht bemerkte, die allerdings hinter dichtem Gebüsch verborgen waren. Der Engländer machte den Vorschlag, die Schlange anzugreifen, um den Rehbock zu befreien; allein der Indianer trat, ohne ein Wort zu sagen, den Rückweg an und winkte dem andern nur, ihm zu folgen. Als Beide ihre Pferde wieder erreicht hatten, erklärte der Indianer, daß es Wahnsinn gewesen wäre, sich mit einem so großen und gereizten Thiere in einen Kampf einzulassen, wobei

wenigstens einer von ihnen ganz gewiß eine Quetschung erhalten hätte, die er sobald nicht vergessen haben würde. Dies begab sich ungefähr um sieben Uhr Morgens. Nachdem man die Bäume sorgfältig mit den Jagdmessern gezeichnet hatte, ritten beide Männer nach einem Indianerdorfe, und als sie dort ihre Geschäfte besorgt hatten, langten sie auf dem Rückweg etwa um vier Uhr des Nachmittags wieder bei den bezeichneten Bäumen an. Sie stiegen ab und gingen vorsichtig nach der kleinen Lichtung, wo am Morgen der ungleiche Kampf stattgefunden hatte. Hier lag noch auf derselben Stelle lang ausgestreckt das Ungeheuer, aus dessen Rachen eines der kleinen Hörner des Rehbocks hervorblickte, während das andere jeden Augenblick den Hals zu durchbohren drohte. Der Schwanz war noch immer um einen kleinen Baum gewunden, obgleich nicht um den nämlichen, den er am Morgen umschlungen hielt, und der Körper hatte keinen geringeren Umfang als etwa den eines Fasses von neun Gallonen. „Geht dem Schwanz aus dem Wege," warnte der Indianer und ein paar Hiebe mit den scharfen Jagdsäbeln machten dem Leben der Schlange bald ein Ende. Sie war vollkommen machtlos; sie versuchte, das verschlungene Thier wieder von sich zu geben, ohne daß es ihr gelang, und leistete keinen Widerstand. Ausgestreckt hatte sie eine Länge von sechs guten Schritten.

Die kleineren Arten der Boa findet man überall; sie nähren sich von Kaninchen, Eidechsen und andern kleinen Thieren, auch klettern sie auf die Bäume, um Vogelnester zu suchen, die sie bald ihres Inhalts entleeren.

Die schwarze Schlange steht der Boa an Größe und Kraft am nächsten, ist aber weit behender als diese. Keine dieser beiden Schlangenarten ist giftig und keine hat bewegliche Zähne. Die schwarze Schlange ist überdieß dem Menschen ganz ungefährlich, nur daß sie denjenigen vielleicht erschreckt, der mit ihren Gewohnheiten nicht vertraut ist. Sie fährt auf jedes Geschöpf los und springt viel weiter als jede andere Schlange. Vollkommen ausgewachsen hat sie eine Länge von neun bis zehn Fuß. Ihre sonderbarste Eigenthümlichkeit ist ihr Haß gegen die Klapperschlange. Beide begegnen einander nie, ohne in Kampf zu gerathen, der aber, wenn die Gegner sich an Größe gleich sind, jederzeit zum Vortheil der

schwarzen Schlange ausfällt. Ich selbst war eines Tages Zeuge eines solchen Kampfes. Alle Schlangen suchen etwa um vier Uhr Nachmittags die kleinen verborgnen Bäche auf, um ihren Durst zu stillen, und eben kam ich dazu, als eine schwarze Schlange und eine Klapperschlange von den entgegengesetzten Ufern herab einander begegneten. Der kleine Bach war ungefähr eine Elle breit und bot auf beiden Seiten einen vortrefflichen sandigen Kampfplatz dar. Die schwarze Schlange machte den Anfang, sprang über das Wasser und der Kampf begann augenblicklich. Sie umwanden sich gegenseitig wie die Schlangen am Stabe Merkurs, doch augenscheinlich war die Klapperschlange nicht halb so stark wie ihre Gegnerin, und in weniger als einer halben Stunde war jene getödtet, worauf die schwarze Siegerin die erlegte Feindin ganz behaglich in kurzer Zeit verschlang. Sie war allerdings die bei weitem größere von Beiden, aber man sagte mir, der Ausgang des Kampfes würde der nämliche gewesen sein, wenn sie an Größe einander auch nur gleich gewesen wären. Die schwarze Schlange, welche langsam in das Dickicht schlüpfte, war jetzt fast zweimal so dick, als vorher. Ich beschloß übrigens, ein so verdienstliches Thier nie wieder zu tödten.

Die Klapperschlange bringt lebendige Jungen zur Welt, die etwa zwei bis drei Zoll lang sind, und nur eine einzige Klapper unter dem Schwanze haben. Bekanntlich ist der Biß einer Klapperschlange fast immer tödtlich. Inwieweit eine solche Schlange gezähmt werden könne, wird folgender Fall zeigen.

Ich besuchte einst in einer Stadt nicht weit von der Küste einen Freund und da ich Niemanden an der Thür fand, so ging ich in das Gemach, welches die Stelle des Empfangzimmers vertrat. In der Mitte desselben erblickte ich eine große Klapperschlange, die sich an der Rücklehne eines Stuhles spielend auf und nieder wand, doch als sie mich gewahr wurde, sogleich auf den Boden sprang, sich zusammenrollte, so daß Kopf und Hals in der Mitte ihrer Windungen sich befanden, und wüthend zu klappern begann.

Es ist durchaus falsch, wenn man sagt, daß diese Schlange sich ihrer Klappern bediene, um den Menschen zu warnen; denn sie macht kein Geräusch während sie sich bewegt und die Klapper läßt sich erst dann

vernehmen, wenn das Thier gereizt und zum Sprunge bereit ist; nie aber, wenn es im Walde herumschleicht.

Ich machte die Thür wieder zu und als ich bei weiterem Umsehen endlich meinen Freund entdeckte, führte mich dieser in dasselbe Gemach zurück und befahl der Schlange, die er mit allen möglichen Schmeichelworten anredete, sich in ihren Winkel zurückzuziehen. Hierauf erzählte er mir, daß er dieselbe vor ungefähr drei Jahren erhalten, daß er ihr die Zähne ausgezogen habe und daß sie so zahm sei wie eine Katze. Ich versprach nächsten Nachmittag vor dem Aufbruch eine „Onze" *) bei ihm einzunehmen. Als ich um diese Zeit in das Haus meines Freundes trat, fand ich ihn eben mit seiner Schlange beschäftigt. Sie lag wüthend klappernd auf seinem Schoße und während ein Diener sie fest am Halse hielt, fuhr ihr Gebieter ihr mit einer Zange in den Rachen. Als die Operation vollendet und die Schlange wieder frei gelassen war, fragte ich, was man mit dem Thiere vorgenommen habe. Der Hausherr erzählte mir nun, die Schlange hätte die Gewohnheit, beim Frühstück auf seinen Stuhl zu klettern und sei diesen Morgen so begierig nach Milch gewesen, daß er ihr mit dem Löffel einen Schlag auf den Kopf gegeben habe. Die Schlange habe dies übel genommen, sei auf den Boden gesprungen, habe wüthend klappernd sich zusammengerollt, ihren Kopf erhoben und bei dieser Gelegenheit zwei Zähne gezeigt. Nachdem sie wieder beruhigt war, hatte er sie einige Stunden später ergriffen und war bei meinem Eintritt eben beschäftigt gewesen, ihr die neugewachsenen Zähne auszureißen. Sie waren nicht auf derselben Stelle zum Vorschein gekommen, wo die ersten gesessen hatten, sondern etwas höher im Oberkiefer, und schienen dazu bestimmt zu sein, das erste Paar zu ersetzen, im Fall dieses zerbrach oder verletzt wurde. Das letzte Paar war beweglich und hohl und beide hatten an der Wurzel die kleine das Gift enthaltende Höhlung. Die nun ganz unschädlich gemachte Schlange wurde leider später von einem fremden Indianer getödtet, der in das Zimmer trat und Niemanden darin

*) In vielen Gegenden Süd- und Central-Amerikas ist es Sitte, des Nachmittags eine Erfrischung von Obst einzunehmen, die aber mit dem Namen „Onze," d. h. elf Uhr bezeichnet wird.

fand als die Schlange. Da er nicht wußte, daß sie zahm sei, tödtete er sie mit seinem „Machete" und beraubte auf diese Weise den würdigen Eigenthümer einer halbvernünftigen Gesellschafterin, die ihres Herrn Freunde sehr wohl von Fremden zu unterscheiden wußte.

Die Schlange, welche ich zunächst erwähnen will, ist eine der giftigsten, wenn nicht die giftigste in der Welt. Die Cobra-Capella und jede andere Schlange des Ostens läßt dem Menschen, den sie gebissen hat, wenigstens noch Zeit, ein kurzes Testament zu machen oder zu beichten, aber die Korallenschlange gönnt auch diese Frist nicht. Ein von ihr Gebissener fällt fast augenblicklich zu Boden; sein Blut gerinnt, der Tod erfolgt sehr rasch und der Körper geht bald in Fäulniß über.

Die Korallenschlange ist von korallenrother Farbe und mit Ringen von irgend einer anderen Farbe versehen. Diese Ringe sind an derselben Schlange von gleicher Farbe, doch wenn man zehn solcher Schlangen vereinigt sähe, so würde man vielleicht an einer jeden Ringe von anderer Farbe bemerken, wenn auch die Grundfarbe Roth bei allen dieselbe bleibt. Die Korallenschlange ist auch anders gebildet als die meisten Schlangen. Der Körper ist vom Kopfe bis zum Schwanze fast von gleicher Stärke. Ich habe mehrere solcher Schlangen, gewöhnlich bei Tagesanbruch, wo sie ihre Schlupfwinkel suchen, getödtet und so viel ich nach den wenigen, die ich öffnete, beurtheilen kann, scheint ihre Nahrung aus kleinen Eidechsen und sehr jungen Vögeln zu bestehen.

Von den mancherlei Fällen merkwürdiger Lebensrettungen will ich nur eine anführen, die fast an's Wunderbare grenzt. Zwei Reisende wurden in einem weiten Sumpfe von der Nacht überrascht. Sie gingen eine kleine Strecke zurück und erreichten eine kleine Erhöhung, die wenigstens den Vorzug hatte, daß sie ein trockneres Lager bot, als der tiefe Schlamm. Die Pferde wurden an den Spannseilen befestigt und nach einer spärlichen Abendmahlzeit und den unentbehrlichen Cigarren legten sich die Reisenden schlafen und erwachten erst nach Sonnenaufgang. Sie brachen wieder auf und erreichten etwa eine halbe Meile von der Stelle, wo sie übernachtet hatten, eine zweite Erhöhung, von der ein halblautes Winseln ertönte, welches von einem Manne herrührte, der mit dem Rücken auf dem Gipfel dieses

kleinen Hügels lag. Als er die Reiter gewahr wurde, rief er sie an und bat sie, sich ihm zu nähern, was sie nach einigem Zögern auch thaten, obgleich dies häufig eine Falle ist, die arglosen Reisenden von Räubern gelegt wird. Als sie näher kamen, erzählte ihnen der Mann, daß ihm während des Schlafes eine Schlange in seine weiten Beinkleider gekrochen sei, daß sie jetzt auf seinem Magen liege und daß es nach dem Stück zu urtheilen, welches er gesehen habe, eine Korallenschlange sei. Er war nackt und nur mit kurzen weiten Beinkleidern und einem groben „Poncho" über dem Kopfe bekleidet; die Schlange war unter den Beinkleidern deutlich sichtbar. Die Reisenden stiegen vom Pferde, zogen dicklederne Handschuhe an und nahmen eine Scheere aus ihrem Sattelranzen, mit der sie vorsichtig und behutsam die Beinkleider aufschnitten, bis der Kopf der fest eingeschlafenen Schlange zum Vorschein kam, worauf einer von ihnen sie rasch am Halse packte und sie hinwegschleuderte. Es war eine ziemlich große Korallenschlange von fast drei Fuß Länge, gleich stark von oben bis unten, und von dem Umfang eines dicken Spazierstockes. Die Farbe war korallenroth mit gelben Ringen. Die einzige Gefahr bei dieser Operation war die, daß der Unglückliche, auf welchem die Schlange lag, gebissen werden konnte; dagegen hatten die beiden anderen so gut wie nichts zu fürchten, denn die Korallenschlange macht keine großen Sprünge, sondern bewegt sich nur langsam.

Wir erfuhren von dem armen Menschen, daß er auf diese Weise zwei bis drei Stunden zugebracht hatte, die ihm länger vorgekommen waren, als ein „Temporal" (ein anhaltendes Regenwetter) von zwei bis drei Wochen, und daß er bereits einige Vorüberziehende doch vergebens um Beistand angerufen hatte; denn da sie ihn für den Lockvogel eines raubgierigen Indianerhaufens hielten, so waren sie ihm vorsichtig ausgewichen. Er war an Leib und Seele vollständig gelähmt und es dauerte einige Minuten, ehe er stehen oder gehen konnte; aber einer von den Reisenden, ein Indianer, ließ ihn einige tüchtige Züge aus seiner Flasche thun, deren kräftiger Inhalt ihm bald wieder auf die Beine half. Dieser „Herr Schlangenfalle", wie der Indianer den Mann nannte, bewies ein Jahr später denselben Leuten, die ihn gerettet hatten, seine Dankbarkeit dadurch, daß er sie an einem brennend heißen Tage in seinen Weinkeller im Walde

führte, der ungefähr aus einem Dutzend gefällter weingebender Palmen bestand.

Ein brittischer Vice-Consul in einer Hafenstadt des stillen Meeres hatte eine junge Katze von vier Monaten, die eines Tages einen ruhmvollen Kampf mit einer Korallenschlange bestand. Sie hatte ihren Herrn nach dem Zollhause begleitet, wo man, als etwas Färbeholz hinweggeschafft wurde, eine Korallenschlange entdeckte, mit der das Kätzchen augenblicklich einen Kampf begann. So oft die Schlange sie angreifen wollte, versetzte ihr die Katze bald rechts bald links einen scharfen schmerzhaften Streich mit ihrer Pfote, bis der gefährliche Gegner endlich ganz betäubt war. Aber die Katze, hiermit noch nicht zufrieden, hämmerte mit ihren Pfoten so lange auf Kopf und Hals der Schlange herum, bis sie dieselbe völlig umgebracht hatte, wogegen sie selbst augenblicklich getödtet worden wäre, hätte ihr die Schlange auch nur den kleinsten Ritz mit ihrem Giftzahn versetzen können. Aber das Kätzchen war viel zu flink in seinen Bewegungen und schlug seinen Gegner mit wahrhaft bewundernswürdiger Geschicklichkeit.

Außer den genannten gibt es noch eine Menge anderer giftiger Schlangen, darunter die Tamagasa und eine sehr flachköpfige Schlange mit einem dicken Klumpen im Genicke unmittelbar hinter dem Kopfe. An einer dieser Schlangenarten habe ich eine besondere Eigenthümlichkeit wahrgenommen, ohne den Grund derselben bestimmt angeben zu können. Es war dies an einer langen, dünnen, unschädlichen Schlange, von etwa drei bis vier Fuß Länge, die man gewöhnlich in den Büschen an den Ufern kleiner Flüsse findet. Ihre Farbe ist ein prächtiges Grün; tödtet man aber eine solche Schlange und legt sie in den Sonnenschein, so verwandelt sich dieses Grün nach wenigen Stunden in ein blasses Himmelblau. Diese Veränderung hat viel Aehnlichkeit mit der des Indigo. Der frische Indigo nämlich ist vollkommen grün, setzt man ihn aber in sehr kleinen nassen Klümpchen der Luft aus, so wird er durch Einsaugung der Atmosphäre allmälig blau. Es scheint nicht unmöglich, daß in der Farbe dieser Schlange eine ähnliche Veränderung vorgehe, der, so lange sie lebt, ihre Lebenskraft widersteht.

Bei den Schlangen kann ich füglich auch noch den Leguan erwähnen,

der in Central-Amerika vielleicht häufiger vorkommt als in irgend einem anderen Lande, und von allen Farben, vom schmutzigen Weiß bis zum schmutzigen Schwarz, zu finden ist. Auf einem einzigen Morgenritt kann man zuweilen Thiere dieser Art von allen nur möglichen Farben sehen, rothe, rosenrothe, purpurrothe, blaue, gelbe, grüne und braune. Es sind häßliche Thiere, die in einigen Gewohnheiten große Aehnlichkeit mit dem Alligator haben und da sie zur Ordnung der Eidechsen gehören, allerdings auch anatomisch mit ihm verwandt sein mögen. Sie sind mit einer Art von Schuppen bedeckt, haben in verkleinertem Maßstabe dasselbe furchtbare Gebiß wie der Alligator und sind sehr verschieden von der großen grünen Eidechse, die man zuweilen Iguana oder Leguan nennt. Außerdem theilen sie auch die Eigenschaft des Alligators, daß sie auf den Grund der Flüsse gehen können, wohin sie in Bedrängniß gern ihre Zuflucht nehmen, und wo sie ebenfalls wie der Alligator sich für sicher halten, so bald ihnen nur das Wasser über den Kopf oder den Rücken geht. Auf dem oberen Theile des Rückens tragen sie eine Art Kamm, der große Aehnlichkeit mit der aufgerichteten Rückenflosse des Barsches hat. Das Fleisch des Leguans ist sehr wohlschmeckend, wenn man den Ekel überwinden kann, den diese häßlichen Reptilien natürlicher Weise einflößen. Auch die Eier sind eine köstliche Speise und gleichen sowohl an Geschmack wie hinsichtlich ihrer äußeren Umhüllung kleinen Truthühner-Eiern. Die größeren Schlangenarten sind die natürlichen Feinde des Leguans und verfolgen ihn unter Bäumen und Büschen. Es ist deshalb gefährlich mit einem Fahrzeug unter den Zweigen am Ufer eines Flusses hinzufahren, da auf diese Weise häufig eine Schlange in das Fahrzeug gezogen wird. Es muß übrigens eine sehr starke Schlange sein, die einen Leguan zermalmen will, denn durch sein scharfes Gebiß ist dieser ein gefährlicher Gegner und selbst eine große Schlange wird zuweilen von einem solchen kleinen Alligator tüchtig abgestraft.

IX.

Ein Erdbeben in Santiago.

Es war im Jahre 1851 am 2. April Morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, als ich plötzlich mit einem Gefühl aufwachte, welches dem eines Seekranken nicht unähnlich war. An der schaukelnden Bewegung des Betts, dem knarrenden Geräusch in den Wänden, dem Rasseln fallender Lehmtheilchen hinter dem Tapeten erkannte ich sofort ein Erdbeben, und daß es ein ungewöhnlich starkes war, konnte ich daraus schließen, daß ich davon erwachte, während bis dahin alle nächtlichen Erdbeben, an denen Chile bekanntlich reich ist, spurlos an mir vorübergegangen waren. Ich machte demnach eine halbe Schwenkung und setzte mich auf den Rand meines hohen eisernen Bettes. Plötzlich aber bekam die Fonda (Wirthshaus) einen so gewaltigen Stoß, daß ich vom Bett mitten in die Stube flog und mich von da sofort hinter meine Stubenthür flüchtete, denn die Thüren bleiben beim Erdbeben am längsten stehen, und ich habe mir ein für alle mal vorgenommen, nicht aus dem Hause zu laufen. Das nehmen sich viele Leute vor, setzen es aber doch nicht durch, und sobald sie ein Zittern der Erde spüren, springen oder fliegen sie aus dem Haus auf die Straße. Die Furcht vor dem Erdbeben ist freilich erklärlich genug, und nach einer heftigen Katastrophe kann man wohl ein Bedeutendes an Herzhaftigkeit verlieren. Ich stellte mich also hinter meine Stubenthür, steckte den Kopf hinaus und sah die ganze Bevölkerung der Fonda durch den engen Gang, der bei meiner Thür vorüberführte, hinausstieben. Die Meisten hatten nicht genug Besinnung gehabt, um irgend eine Bedeckung zu ergreifen. Einige hatten ein Bettlaken umgeschlagen und wenn sie liefen, flatterte das gespensterartig hinter ihnen her. Andere hielten Kopfkissen über ihren Kopf und duckten sich, als erwarteten sie jeden Augenblick einen herunterstürzenden Balken. Jämmerlich war es anzusehen, wie die Frau des Wirths ihre kleinen Kinder hinausschleppte. Alles huschte in wenigen Sekunden vorüber und nun

ging das Schütteln erst recht los. Ich war allein in der taumelnden, knarrenden Fonda, keine Seele in dem dunkeln, von Staub noch mehr verfinsterten Gange, in welchem ich stand. Der Boden schwankte dermaßen unter mir, daß ich mich an der Stubenthür festhalten mußte. Es wurde mir zuletzt ganz schwindlich zu Muthe, denn die schütternde Bewegung des Hauses hatte in den Gängen und Stuben einen so furchtbaren Staub hervorgebracht, daß man kaum athmen konnte. Die Schwankungen der Erde folgten schneller als man zählen konnte. Endlich besänftigten sich die krampfartigen Zuckungen des Bodens, ich kehrte in meine Stube zurück, — aber der Staub war auch hier so dicht, daß ich das Fenster kaum sehen konnte, Bett, Tische, Stühle waren fingerdick mit Staub und Kalk bedeckt, und doch waren die Decken der Stuben sämmtlich mit Brettern benagelt. Ich riß das Fenster auf und sah vom Balkon auf die Straße.

An der Ecke, wo sich zwei Straßen kreuzen, befand sich ein dichter Menschenknäul im Hemde, zitternd, betend, bleich, knieend, sich vor die Brust schlagend, und „Misericordia“ schreiend. Als ich aber einen alten Herrn aus der Fonda im Hemde sah, der sich in der Eile der Flucht noch schnell einen Frack übergezogen hatte, brach ich unwillkürlich in ein so schallendes Gelächter aus, daß aller Augen sich nach mir richteten, und ich, um Aergerniß zu vermeiden, genöthigt war, mich schnell zurückzuziehn. Ich zog mich an und ging aus. In allen Zimmern des Hotels waren die Wände geborsten und die Tapeten gerissen, die Kalkverzierungen und Gesimse an den Mauern des Hauses waren größtentheils heruntergestürzt. Auf der Straße war alles in größter Bestürzung. Auf manchen Stellen lagen die Straßen so voll von heruntergestürzten Dachziegeln und Gesimsen, daß man weit hin über die Trümmer steigen mußte. In vielen Kirchen waren die steineren Bogen auseinander gewichen und tiefe Risse klafften in den Mauern. Zwei waren dem Einsturze nahe und mußten geschlossen werden. Der Schaden in der Kathedrale belief sich auf nicht weniger als auf 200,000 Dollar. Auch die Moneda (Münze), ein prächtiges massives Gebäude, hatte so gelitten, daß der Präsident seine Wohnung darin verlassen mußte. Außer zwei Frauen, die in der Kirche St. Franzisko von einem herabstürzenden Balken erschlagen wurden, war übrigens, merkwürdig genug, kein Todesfall vorgekommen, auch nicht in Valparaiso, wo das

Erdbeben noch stärker gewüthet hatte. Am ärgsten war es zwischen Valparaiso und Santiago in Casablanca und Curacavi. In Casablanca stürzten fast alle Häuser, außer dem Wirthshause, ein, in Curacavi wurde Kirche und Wirthshaus ein Schutthaufen. Hier spaltete sich die Erde in tiefe Risse, aus denen heißes Wasser hervorstürzte. Seit dem Jahre 1822 war dieses Erdbeben das heftigste. Es hielt 70 Sekunden an. In den ersten fünf Stunden nachher spürte man noch zehn Stöße, unter denen einige gar nicht sanft waren. In den nächsten Tagen zählte man über 100 Temblores; so nennen die Spanier die schwachen, Terremotos die heftigen Erdbeben.

X.

Die Tiger-Höhle.

Es war in Guayaquil, wo ich mit zwei anderen Reisenden, dem Kapitän Wharton, einem englischen Seeoffizier, und einem jungen Midshipman, Namens Lincoln, zusammentraf. Beide hatten gleich mir die Absicht, die berühmten Gebirge von Quito zu besuchen. Aus Wharton sprach die Offenherzigkeit eines biedern tüchtigen Charakters und das schöne sonnenverbrannte Antlitz seines achtzehnjährigen Gefährten trug den Ausdruck entschlossener Kühnheit.

Begleitet von meinem Diener Georg und zwei indianischen Führern traten wir an einem heitern Morgen unsere Reise an. Bis hoch hinauf mit ungeheueren Waldungen bedeckt, breiteten sich die mächtigen Andes wie ein großes Amphitheater vor uns aus, über welchem der Schneegipfel des Chimborasso thronte; Rauch- und Flammensäulen stiegen aus dem furchtbaren Cotopaxi empor und unzählige andere Berge, Glieder der weithin ausgebreiteten Cordilleren schimmerten fern und ferner. Ein

unwillkürlicher Schauder erfaßte mich, als ich den engen Pfad betrat, der in die düstere Waldung führte. Affen schwangen sich von Zweig zu Zweig, das Geschwätz der Papageien schwieg keinen Augenblick, und dazwischen kreischte wildes Geschrei von den Gipfeln der Cypressen, auf denen Adler ihre Nester gebaut hatten. Je weiter wir vordrangen, desto mannigfaltiger wurde der Anblick; die majestätische Palme mit ihren breiten schwertartigen Blättern, der bewunderungswürdige Seifenbaum, der hohe Wachsbaum und die immer grüne Eiche erhoben sich stolz über die Orangenhaine, mit deren Wohlgeruch sich der würzige Duft der Vanille mischte. So kam der Abend heran, als wir beim Schein eines großen Feuers, welches auf einem freien Platze des Waldes brannte, ein kleines indianisches Dorf erblickten. Dasselbe bestand nur aus wenigen Hütten, die auf Baumstämmen errichtet waren und zu denen man vermittelst hängender Leitern von Rohr gelangte. In einer solchen Hütte brachten wir die Nacht zu.

Als wir am folgenden Morgen unsere Reise fortsetzten, zeigte sich das Schneehaupt des Chimborasso nicht mehr in seinem früheren Glanze, sondern ein dichter Nebel lagerte sich nach und nach um dasselbe und unsere Führer sprachen die Befürchtung aus, daß ein heftiger Sturm im Anzuge sei. Nicht lange, so bedeckten und verfinsterten dichte Nebel das ganze Gebirge; die Luft war drückend und so feucht, daß das Stahlwerk in unseren Uhren mit Rost überzogen wurde und die Uhren stillstanden; der Fluß, an welchem wir entlang gingen, schien seinen Ungestüm zu verdoppeln und aus den Felsenklüften stürzten kleine Bäche, mit Blumenwurzeln und unzähligen Schlangen angefüllt, uns so plötzlich und mit solcher Heftigkeit entgegen, daß wir uns nur mit größter Mühe aufrecht erhalten konnten. Jetzt ertönte auch das Rollen des Donners, das die Bergschluchten mit hundertfachem Widerhall zurückwarfen, und so rasch folgten Blitz auf Blitz, daß ihr grelles Licht Alles um uns her zu entzünden schien.

Während wir gegen das Unwetter in einer Felsenkluft einstweilen Schutz suchten, ging einer unserer Führer einen sicheren Zufluchtsort zu entdecken. Nach kurzer Zeit glaubte er einen solchen in einer geräumigen Höhle gefunden zu haben, nach der wir uns alle sogleich begaben. — Das Brausen und Toben des Sturmes war so heftig, daß wir den Schall unserer eigenen Stimme nicht vernehmen konnten. Ich hatte meinen Platz nahe

am Eingang der Höhle genommen und konnte durch die grade und enge Oeffnung derselben das merkwürdige Schauspiel, welches die aufgeregte Natur darbot, beobachten. Die höchsten Cedernbäume wurden niedergeschlagen, oder bogen sich gleich einem Rohre; Affen und Papageien, welche durch die herabgebrochenen Aeste getödtet worden, lagen zahlreich am Boden und das Wasser, welches sich in dem Wege, den wir so eben zurückgelegt, gesammelt hatte, stürzte gleich einem reißenden Bergstrom dahin. — Als der Sturm ein wenig nachgelassen hatte, wagten sich unsere Führer aus der Höhle heraus, um zu sehen, ob es möglich sei, die Reise fortzusetzen.

Die Höhle, in der wir Schutz gesucht hatten, war so dunkel, daß wir einige Schritt weiter vom Eingang keinen Zoll breit vor uns erkennen konnten. Wir berathschlagten eben, ob es nicht rathsam sei noch vor der Rückkehr unserer Indianer die Höhle zu verlassen, als wir plötzlich im Innern derselben ein eigenthümliches Geräusch vernahmen, durch welches unsere ganze Aufmerksamkeit dorthin gerichtet wurde. Aengstlich lauschten Wharton und ich, während Lincoln und Georg, kühn und unbesonnen, auf Händen und Knien umherkrochen, um die Stelle zu entdecken, von welcher der Ton kam. Sie waren noch nicht weit in das Innere eingedrungen, als sie einen Schrei des Erstaunens ausstießen und rasch zu uns zurückkehrten. Jeder von ihnen trug ein Thier im Arme, welches sehr eigenthümlich gezeichnet und etwa so groß wie eine Katze war. Kaum hatte Wharton einen Blick auf dasselbe geworfen, als er erschrocken ausrief: „O wir sind in der Höhle eines" — —!

Hier wurde der Kapitän durch ein Jammergeschrei unserer Führer unterbrochen, die plötzlich mit dem Ausruf: ein Tiger, ein Tiger! herbeistürzten und zugleich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit einen Cedernbaum, welcher nah am Eingange der Höhle stand, hinaufkletterten, um sich in den Zweigen desselben zu verbergen.

Als ich mich von dem ersten Schrecken erholt hatte, griff ich nach meiner Büchse; Wharton aber, der seine ganze Besonnenheit wieder erlangt hatte, bat uns, die Höhle mit einen großen Stein, der zum Glück ganz in der Nähe lag, verrammeln zu helfen. Die herannahende Gefahr verdoppelte unsere Kräfte; schon hörten wir ganz deutlich das Gebrüll

des wilden Thieres, und unfehlbar waren wir verloren, wenn es den Eingang der Höhle erreichte, bevor wir ihn geschlossen hatten. Jetzt erblickten wir den Tiger, wie er heranstürzte und sich bückte, um durch die enge Oeffnung der Höhle einzudringen; aber in diesem furchtbaren Augenblicke gelang es unsern Bemühungen, den Stein vorzuwälzen, welcher das Ungeheuer zurückhielt. Nur ein kleiner Raum blieb oberhalb des Steines vom Eingange frei, durch welchen wir die Bestie, deren Augen in die Dunkelheit hineinleuchteten, beobachten konnten. Unser wüthender Feind versuchte den Stein zuerst mit seinen gewaltigen Tatzen und sodann mit der Wucht seines Kopfes von der Stelle zu bewegen; als aber alle seine Anstrengungen vergeblich blieben, stieß er ein fürchterliches Geheul aus, welches die jungen Tiger, die Lincoln und Georg wieder von sich geworfen hatten, mit einem heiseren Geschrei erwiderten.

Jetzt ist es Zeit, zu schießen, sagte Wharton kaltblütig. Zielt nach den Augen, wenn ihm die Kugel durch's Gehirn geht, sind wir ihn los.

Georg ergriff seine Doppelbüchse und Lincoln seine Pistolen. Beide legten das Ende ihres Gewehrlaufs nur einige Zoll von dem Tiger an und drückten auf Whartons Commando zugleich ab; aber kein Schuß erfolgte. Der Tiger, der wahrscheinlich unsern Angriff bemerkte, sprang heulend fort, kehrte jedoch gleich wieder zurück und nahm seinen früheren Platz wieder ein. In beiden Gewehren war das Pulver naß geworden und Georg und Lincoln zogen die Ladung heraus, während Wharton und ich nach unserer Pulverbüchse suchten. Als wir in der Dunkelheit danach umhertappten und in die Nähe der jungen Bestien kamen, hörten wir ein Geräusch, als ob sie mit einem metallenen Gegenstande spielten und dieser Gegenstand war die Pulverbüchse, nach der wir suchten. Zum Unglück hatten die Thiere bei diesem Spiel den Deckel derselben ausgestoßen und das Pulver auf die feuchte Erde verstreut, wodurch es durchaus unbrauchbar wurde.

Diese Entdeckung versetzte uns in die äußerste Bestürzung. „Jetzt ist alles vorbei," sagte Wharton. „Wir haben nur zu wählen, ob wir den Hungertod sterben oder der blutdürstigen Bestie den Eingang öffnen wollen, um ein rasches Ende zu machen." Mit diesen Worten stellte er sich dicht hinter den Stein, der uns augenblicklich noch beschützte, und blickte

unerschrocken in die feuersprühenden Augen des Tigers. Lincoln gebehrdete sich wie ein Wüthender und Georg zog einen Strick aus der Tasche und eilte damit in das Innere der Höhle. Nicht lange, so vernahmen wir ein ersticktes Stöhnen, und der Tiger, der es gleichfalls hörte, wurde unruhig, sprang vor dem Eingang der Höhle wild umher, stand plötzlich still und stieß, seinen Hals nach dem Walde ausstreckend, ein betäubendes Gebrüll aus. Diesen Augenblick benutzten unsere beiden indianischen Führer und schossen von dem Baum herab mehrere Pfeile gegen ihn ab; aber die leichten Geschosse prallten von der Haut des Tigers ab, ohne ihn zu verwunden. Endlich blieb ein Pfeil in der Nähe des Auges haften. Der Tiger brach von neuem in die heftigste Wuth aus und versuchte, gegen den Baum springend, seinen Feind zu erreichen. Nachdem es ihm jedoch gelungen war, sich des Pfeils zu entledigen, wurde er ruhiger und legte sich vor der Höhle nieder.

Als Georg aus dem Innern der Höhle zurückkehrte, sagte uns ein Blick, was er gethan hatte — er hatte die jungen Tiger erdrosselt, und jetzt warf er sie, ehe wir es hindern konnten, durch den Eingang der Höhle hinaus. Der Tiger wurde kaum seiner Jungen gewahr, als er einen stieren Blick auf sie heftete, und sie genau beobachtete, indem er die leblosen Körper behutsam von einer Seite zur anderen wendete. Sobald er sich überzeugt hatte, daß sie todt seien, brach er in ein so durchdringendes Geheul aus, daß wir unsere Ohren zuhalten mußten. — Als ich meinem Diener seiner unnützen und unbesonnenen Grausamkeit wegen einen Verweis ertheilte, konnte ich an seiner kurzen und barschen Antwort wohl bemerken, daß er jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte und mit ihr sich auch des schuldigen Gehorsams gegen mich, als seinen Herrn, entbunden glaubte.

Der Donner hatte nachgelassen und der Sturm sich in einen leichten Wind verwandelt. Wir konnten den Gesang der Vögel in dem benachbarten Walde hören und die Sonne lächelte wieder heiter durch die Zweige — ein Contrast, der uns das Schreckliche unserer Lage noch lebhafter empfinden ließ. Der Tiger hatte sich neben seinen Jungen in seiner ganzen Länge ausgestreckt und wir konnten nicht umhin, die Schönheit unseres furchtbaren Feindes anzuerkennen. Plötzlich hörten wir ein Gebrüll in der Ferne. Sogleich sprang der Tiger auf und beantwortete es mit einem klagenden

Geheul. In dem nämlichen Augenblicke stießen unsere Indianer einen Schrei aus, der uns eine neue drohende Gefahr verkündete. Sie sollte sich in wenigen Minuten auf das Schrecklichste bestätigen, denn jetzt kam noch ein zweiter Tiger auf den Platz gesprungen.

„Dieser Feind", bemerkte Wharton, „ist noch gefährlicher als der andere, es ist das Tigerweibchen, welches für die Räuber seiner Jungen keine Nachsicht kennt." — Das Geheul der Tigerin, als sie ihre todten Jungen gesehen und berührt hatte, vermischt mit den Klagetönen des Tigers, übertraf an Schrecklichkeit jede Vorstellung. Plötzlich sank ihr Gebrüll zu einem heisern Stöhnen herab; wir sahen, wie sie den Kopf ängstlich ausstreckte, ihre Nasenlöcher ausdehnte und umherspähte, als suche sie die Mörder ihrer Jungen. Da fielen ihre Blicke auf uns und mit einem Sprunge suchte sie in unsern Zufluchtsort einzudringen. Sie setzte mehrmals an und ganz gewiß würde es ihrer gewaltigen Kraft, welche die Wuth verdoppelt hatte, gelungen sein, den Stein fortzustoßen, wenn wir uns nicht mit allen Kräften dagegen gestemmt hätten. Als die Tigerin fand, daß ihre Bemühungen ohne Erfolg blieben, näherte sie sich heulend dem Tiger, der sein Geheul mit dem ihrigen vereinigte, nach einigen Minuten aber sprangen beide davon und verschwanden aus unsern Blicken.

Jetzt fingen wir an, neuen Muth zu schöpfen, nur Wharton sagte kopfschüttelnd: „Schmeichelt euch nicht mit der Hoffnung, daß diese Thiere uns ihrer Rache entfliehen lassen! Die Stunden, welche wir noch zu leben haben, sind gezählt." — Nichts destoweniger ging uns ein neuer Hoffnungsstrahl auf, denn unsere beiden Indianer erschienen vor dem Eingang und riefen uns zu, schleunigst die Flucht zu ergreifen, als die einzige Möglichkeit unserer Rettung, denn die Tiger seien um die Höhle gelaufen, um wo möglich noch einen andern Eingang in dieselbe aufzufinden. — In größter Eile wälzten wir den Stein hinweg und verließen den Ort, den wir noch kurz vorher als unser lebendiges Grab betrachtet hatten. Wharton, der noch einige Zeit verweilte, um seine Doppelflinte zu suchen, die er ungern zurücklassen wollte, trat zuletzt aus der Höhle. Wir andern hatten keinen Gedanken als unsere Flucht. Noch einmal hörten wir das Brüllen der Tiger, und schlugen, unsern Führern folgend, einen Seitenpfad ein. Die vielen Wurzeln und Zweige der Bäume, welche der Sturm umhergestreut

hatte, so wie die Schlüpfrigkeit des Weges waren Schuld, daß unsere Flucht nur langsam und nicht ohne Schwierigkeit vor sich ging. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde fortgeschritten waren, bemerkten wir, daß unser Pfad sich am Rande einer Felsenklippe mit unzähligen Klüften hinzog. Wir hatten ihn eben betreten, als ein durchdringender Schrei, den unsre Indianer ausstießen, uns verkündigte, daß die Tiger uns verfolgten. Von Verzweiflung getrieben, stürzten wir nach einem der Abgründe, über welchen eine Brücke von Rohr gelegt war, die sich jedoch beim Betreten auf- und niederbog und mit Sicherheit nur von dem leichten Fuß eines Indianers beschritten werden konnte. Tief in der Schlucht schäumte ein reißender Strom und die spitzen und zackigen Felsen drohten auf jeder Seite Vernichtung. Lincoln, Georg und ich waren glücklich hinübergekommen, aber Wharton befand sich noch auf der schwankenden Brücke, bemüht, sich aufrecht zu erhalten, als plötzlich die beiden Tiger aus dem Walde hervorstürzten und als sie uns bemerkten, mit fürchterlichem Geheul auf uns zusprangen. Inzwischen näherte sich Wharton der andern Seite des Abgrundes, und wir klommen die Felsenklippe hinan mit Ausnahme Lincoln's, der bei der Rohrbrücke geblieben war, um seinem Freunde behilflich zu sein, den festen Grund zu erreichen.

Obschon die wilden Bestien dicht hinter ihm waren, verlor Wharton doch keinen Augenblick seinen Muth und seine Besonnenheit. Als er den Rand der Felsenklippe erreicht hatte, kniete er nieder und durchschnitt mit seinem Schiffsdegen die Bande, mit welchen die Brücke an den Felsen befestigt war. Er hoffte dadurch jeder weitern Verfolgung ein Ende zu machen, aber er irrte sich, denn kaum hatte er die Brücke vernichtet, als die Tigerin auf die Kluft zustürzte und dieselbe zu überspringen versuchte. Es war ein grausenhafter Anblick, dies gewaltige Thier einen Augenblick in der Luft über dem Abgrunde schweben zu sehen; doch die Entfernung war größer als ihre Kraft; sie stürzte in den Abgrund und war, noch ehe sie den Boden erreichte, an den zackigen Ecken der Felsen in tausend Stücke zerrissen. Ihr Schicksal schreckte den Gefährten keineswegs zurück; der Tiger folgte ihr mit einem ungeheuern Sprunge, erreichte aber die entgegengesetzte Seite nur mit den Vordertatzen und hing so am Rande des Abgrunds, bemüht, einen festen Halt zu gewinnen. Die Indianer

stießen wieder ihr hoffnungsloses wildes Geschrei aus; Wharton aber, welcher dem Rande des Felsens zunächst stand, näherte sich muthig dem Tiger und stieß seinen Degen in die Brust des Thieres. Vor Schmerz wüthend sammelte das Ungeheuer seine ganze Kraft und indem es sich mit den Hinterpfoten auf den Rand der Klippen stemmte, ergriff es Wharton bei den Hüften. Auch jetzt verließ den heldenmüthigen Mann sein Muth nicht; mit der linken Hand ergriff er einen Baumstamm, um sich festzuhalten und mit der rechten bohrte er das Schwert, welches noch in der Brust des Tigers steckte, tiefer in die Wunde hinein. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks. Die Indianer, Georg und ich eilten zu seinem Beistand herbei; Lincoln aber, der schon an seiner Seite war, ergriff Whartons Flinte, die am Boden lag, und schlug damit so kräftig auf den Kopf des Tigers, daß dieser betäubt und überwältigt seinen Halt fahren ließ und in den Abgrund stürzte. Der unglückliche Lincoln hatte jedoch das Gewicht seines Schlages nicht berechnet; er taumelte vorwärts, rollte an den Abhang der Kluft, breitete seine Hände aus, um irgend ein Rettungsmittel zu erfassen, — aber vergebens! — einen Augenblick schwebte er über der grausigen Tiefe, dann fiel er hinab, um nimmer wiederzukehren. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr unsern Lippen, dann herrschte mehrere Minuten lang Todtenstille. — Als wir wieder fähig waren, noch an etwas anderes zu denken, richtete ich meine Blicke auf Wharton, der besinnungslos am Rande des Abgrundes lag. Wir untersuchten seine Wunden und fanden ihn fürchterlich zerfleischt. Die Indianer sammelten einige Kräuter, mit deren Hülfe das Blut gestillt wurde, und dann verbanden wir seine verstümmelten Glieder. Wir brachten die Nacht in einer Felsenkluft zu und die Indianer zündeten ein Feuer an, um die wilden Thiere vom Lager zurückzuhalten. Am andern Morgen wurde der Verwundete auf einer Bahre von Zweigen nach einem Indianerdorf gebracht, wo er am dritten Tage, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben, verschied.

XI.

Ein Hundekönig in Süd-Amerika.

Als die Spanier in Folge der Entdeckungen von Columbus und Cortez immer weiter sich in Mittel- und Süd-Amerika ansdehnten, brachten sie eine Raçe großer Bullenbeißer mit sich, deren sie sich zur Bekämpfung der Landeseingeborenen bedienten, und die sie zum Angriff und zur Vertheidigung abrichteten. Diese Thiere vervielfältigten sich in einigen Jahren auf eine schreckenerregende Weise und sind jetzt für gewisse Landstriche eine wahre Geißel geworden. Namentlich in den Laplatastaaten und in einigen der entferntesten Provinzen Brasiliens haben diese unbequemen und gefährlichen Gäste ihren Wohnsitz aufgeschlagen, hauptsächlich in der Mitte der Wälder, wo sie sich zu Tausenden auf die zahlreichen Heerden von Rindvieh und Pferden stürzen, mit denen diese weiten Landstriche bevölkert sind; fehlt ihnen diese Nahrung, so kommen sie auch in einzeln liegende Dörfer und greifen die unglücklichen Einwohner an. Manchmal veranstalten die Behörden der Städte regelmäßige Jagdzüge gegen sie; die stärksten und muthvollsten Leute sammeln sich in großer Anzahl, und machen Monate lang Jagd auf sie, ohne sie ganz vertilgen zu können.

Im Jahre 1841 war die Provinz Corrientes der Schauplatz zahlreicher Unglücksfälle. Jeden Tag wurde irgend ein Einwohner der kleinen Stadt Corrientes, des Hauptorts der Provinz, eine Beute der wilden Hunde. Im ganzen Lande herrschte der Schrecken und Niemand wagte sich auf die gefährlichen Pfade nach den benachbarten Städten. Bald machte man die Bemerkung, daß diese Thiere namentlich die reichen Leute anzugreifen schienen, und daß mehrmals arme Neger mitten durch die Hundeschaaren durchgekommen waren, ohne von ihnen beunruhigt zu werden. Dieser Umstand weckte die Aufmerksamkeit der Behörden der Stadt, und der Fiscal des Criminalgerichts, Kapitän Lerez, erfuhr endlich, nachdem er im ganzen Lande Nachforschungen angestellt und zahlreiche Zeugen

vernommen hatte, daß ein Räuber, Namens Tabaroz, ehemaliger Lieutenant in der Garde des Dictators Rosas, aus der er wegen seines schlechten Benehmens ausgestoßen worden war, den Wald von Limana, etwa 20 Stunden von Corrientes, bewohne mitten unter einer zahllosen Schaar wilder Hunde, deren Zähmung ihm gelungen war und die ihm wie ihrem Herrn gehorchten; dieser Elende verließ sein Versteck, so oft er den Augenblick für günstig hielt, suchte Reisende auf, und ließ seine Hunde auf sie los, von denen sie zerrissen wurden, so daß er sie dann ganz gemächlich ausplündern konnte. Nachdem Kapitän Lerez sich über diese Thatsachen Gewißheit verschafft hatte, erließ er einen Verhaftsbefehl gegen den Lieutenant Tabaroz und lud ihn vor das Criminalgericht von Corrientes, um wegen der angeschuldigten Verbrechen Rede zu stehen.

Um diesen Verhaftsbefehl in Wirksamkeit zu setzen, verständigte er sich mit dem Gouverneur von Corrientes, der hundert Freiwillige aufforderte, um den Räuber in seinem Versteck aufzusuchen und anzugreifen. Jeder wollte an diesem Zuge Theil nehmen und bald war die kleine Schaar vollzählig; sie brach am 17. Mai Abends unter den Befehlen des Kapitäns Lerez auf, und traf am andern Morgen mit Tagesanbruch an dem Gehölze von Limana ein. Hier machte man Halt, um einige Ruhe zu genießen, als sich ein furchtbares Geheul hören ließ. Kapitän Lerez, stets auf seiner Hut, gab sogleich seinen Leuten Befehl, sich bereit zu halten: in einem Augenblick war Alles auf den Beinen, er selbst begab sich mit einigen Leuten zuerst nach der Stelle, von wo das Geheul herkam, und bald erblickte er Tabaroz, von einer kleinen Schaar wilder Hunde umgeben, auf der Flucht nach der Mitte des Waldes. Alles machte sich auf zur Verfolgung des Räubers durch Bäume, Strauchwerk und Dornen; aber bald wurde der Wald so dicht, daß man unmöglich weiter kommen konnte. Tabaroz, den man mit seinen Gefährten durch dichtes Buschwerk kriechen sah, verschwand bald aus den Blicken. Jetzt ließ Kapitän Lerez den Theil des Waldes, in welchem der Räuber sich befand, umstellen, und schickte nach allen Richtungen Leute aus, um ihn zu beobachten und seine Spur zu verfolgen; aber man konnte nichts entdecken und erhielt bald die Ueberzeugung, daß er sich in eine Höhle geflüchtet haben müsse. Kapitän Lerez ließ einen viereckigen Raum von einigen tausend Schritten mit tiefen

Gräben umziehen und einem Hag von Pfosten und Palissaden, so daß eine Art verschanztes Lager sich bildete, in dessen Mitte Tabaroz eingeschlossen war. Diese Arbeit dauerte drei Tage. Hierauf wurden an vier Ecken der Umhegung Buschwerk, Baumzweige und trockenes Gras aufgehäuft und gegen Abend in Brand gesteckt. Die Flamme theilte sich bald den Büschen und Bäumen mit, und in wenigen Stunden stand dieser ganze Theil des Waldes in Flammen. Gegen die Mitte der Nacht vernahm man furchtbares Geschrei und entsetzliches Heulen. Dies waren die wilden Hunde, die, um ihren Herrn versammelt, allmälig die Annäherung des Feuers fühlten. Jeden Augenblick sprang eines dieser Thiere, vom Schmerz wüthend gemacht, über die Palissaden hinweg, stürzte sich auf die Jäger und begann einen erbitterten Kampf; zwei Jäger wurden getödtet und fünf schwer verwundet. Der Brand dauerte die ganze Nacht und den folgenden Tag, gegen Abend sank die Flamme allmälig und das Geheul hörte auf. Der Zweck der Jäger war erreicht. Als die letzten Rauchsäulen sich zerstreut hatten, drang Kapitän Lerez mit seinen Gefährten in die Brandstätte ein und gelangte über einen Haufen Asche und verbrannter Knochen zu einer Höhle, wo sich menschliche Ueberreste fanden. Die wilden Hunde, von den Jägern eingeschlossen, gehorchten Anfangs noch der Stimme ihres Herrn, aber bald machte der Schmerz sie wüthend, sie stürzten sich auf ihn und zerrissen ihn und seine Gefährtin, eine Mulattin. Man fand in der Höhle Gold und kostbare Gegenstände, die Frucht seiner zahlreichen Räubereien. Der Tod des Unholdes und seiner furchtbaren Gefährten verschafften der Provinz wenigstens auf eine Zeitlang Ruhe. Kapitän Lerez kehrte mit seiner kleinen, muthigen Schaar erst zwölf Tage nach seinem Auszug wieder in die Stadt zurück. Man hatte ihn für verloren gegeben und empfing ihn deßhalb mit lauter Freude.

Afrika.

I.

Ein Reiseabenteuer in der Sahara.

Von allen Wegen, die nach Mittel-Afrika führen, ist der nördliche vielleicht der kürzeste und sicherste. Es ist wahr, daß, wenn die Reisenden eine der afrikanischen Städte, die am mittelländischen Meere liegen, zu ihrem Abgangspunkte wählen, sie die traurigen Einöden der Sahara überschreiten müssen; aber die Wüste ist barmherziger als die Menschen; die Reise durch die Sahara ist weniger gefahrvoll als eine durch bevölkerte Länder, und man überwindet die Beschwerden der langen Märsche über den brennenden Sand weit leichter, als man die List der argwöhnischen und habsüchtigen afrikanischen Fürsten vereiteln kann. Außerdem sind die bewohnten Länder Afrika's gerade diejenigen, wo der Europäer nicht leben kann. Die Krankheitsstoffe, welche dort so mächtig auf den Körper der Weißen einwirken und ihm verderblich werden, rühren nicht von der Sonne, sondern von der Erde her. Jene schönen, schattigen Bäume, jene frischen und verführerischen Gewässer sind es, welche in diesen Klimaten

dem Europäer den Tod bringen. Unter jenen so majestätischen Bäumen, am Ufer jener malerischen Seen entwickeln sich die gefährlichsten Gifte. Die Ablagerungen des Pflanzen- und des Thierreichs gähren in den Sümpfen, und der Dunst, der sich aus diesen, namentlich beim Einbruch der Nacht, erhebt, dringt mit jedem Athemzuge in die Lungen ein, zieht sich durch alle Poren und richtet in dem Organismus die schrecklichsten Verwüstungen an. Man hüte sich, diese von hohen verschlungenen Zweigen beschützte Welle, die ein grüner Gürtel von Wasserpflanzen umgiebt, mit den von der tropischen Sonnengluth verdorrten Lippen zu berühren. Das Gift, welches aus den Fangzähnen der schrecklichen Cobra-Capella fließt, ist kaum verderblicher, als dieses dem Anscheine nach so reine Getränk.

Um in Afrika zu leben, suche man die weite Oberfläche der Wüste, ohne Schatten, ohne verrätherische Vegetation, die braunen und trüben Gewässer, die man beim Aufgraben des Sandes entdeckt; man scheue nicht die brennenden und trockenen Winde, welche die Haut durchdringen und den Durst reizen, indem sie die Kehle mit einem unendlich feinen Staub anfüllen: denn ist es nicht besser, Durst, Hitze und Beschwerden aller Art zu ertragen, als eine hinterlistige Labung einzusaugen, welche die Ruhe des Grabes hervorbringt? In der Sahara gibt es keine räuberischen Thiere, die in den bewohnten Theilen Afrika's in Menge vorhanden sind. Der Löwe der Wüste ist eine Mythe. Der König der Thiere vertauscht nie seine reichen Domänen, die dichten Wälder, die sprudelnden Wasserfälle, wo er leicht seine Beute findet, mit den nackten, unfruchtbaren, sandigen Einöden der Sahara. Adler und Geier, welche die Maler und Dichter über den Menschen und Lastthieren schwebend, die auf dem brennenden Sande mit dem Tode ringen, darzustellen lieben, wagen sich nie in diese Regionen, wo das Wasser selten ist, wo jeder Reisende mit Steinen und Baumästen die Quelle bedeckt, die seinen Durst gelöscht hat. Dieser ausgedehnte, mit Felsen übersäete Landstrich nährt nicht einmal kriechendes Gewürm, mit alleiniger Ausnahme des Skorpions. Mit einem Wort, die Sahara ist vollkommen ohne Leben und Bewegung; man erblickt dort weder Thiere noch Gewächse. Zuweilen findet sich ein Vogel innerhalb des Bezirks von drei oder vier Palmen ein, die einen Springbrunnen umgeben, und nährt sich da von den Ueberbleibseln des von den Karawanen

verzehrten Abendbrots. Die Reisenden, welche ihr Korn zwischen den Steinen klein schlagen, um ihr Mahl zu bereiten, lassen stets einige Stückchen fallen und lohnen dadurch den heiteren Gesang, womit der Einsame sie bei ihrer Ankunft empfängt. Das Auge, von der starren Unbeweglichkeit der Landschaft ermüdet, das Ohr, von der lautlosen Stille erschlafft, ist erfreut, diesen Bewohner der Einöde anzutreffen, der munter herum hüpft und zwitschert; aber wie selten ist eine solche glückliche Abwechselung! Die Wüste führt ihren Namen mit so vollem Recht, daß sogar eine Ameise, ein geflügeltes Insekt bei dem Reisenden eine freudige Bewegung hervorrufen. Man muß jedoch eine Ausnahme zu Gunsten der Eidechsen machen, die sich dem Auge zum öftern darbieten — eines Salamanders, der ohne Zweifel von den feurigen Sonnenstrahlen lebt.

Nach einigen mehr poetischen als genauen Beschreibungen könnte man sich noch die Sahara als eine unermeßliche Ebene denken, die mit Sandhügeln bedeckt ist, welche der Wind treibt und fortrollt, so daß die Reisenden eine Vertiefung finden, wo sie vorher eine Anhöhe gesehen. Man würde aber auch hierin irren. Die Wüste hat Zonen des Sandes, Zonen der Felsen und Zonen eines Erdreichs, das man anbauen könnte, wenn das Wasser nicht fehlte. Die sandige Zone ist die traurigste; die felsige bietet mitunter höchst malerische Ansichten dar; die Temperatur ist da veränderlicher, die brennende Hitze weniger gleichmäßig; die Zone des anbaufähigen Landes, mit Gestrüpp, Kräutern und Pflanzen bedeckt, die aus Mangel an Wasser vertrocknen, gewährt insbesondere dem civilisirten Menschen einen peinlichen Anblick, insofern er dem Gedanken Raum gibt, daß, wenn diese Region von einem thätigen und fleißigen Geschlechte bewohnt würde, sich darauf reiche Ernten erzielen ließen. Unglücklicherweise steht Alles der Urbarmachung dieser saharischen Landstriche entgegen: die Regierung, die Religion und die Menschen. Das türkische Gouvernement, welches einen großen Theil der Wüste beherrscht, hat sich durch Mord und Verheerung festgesetzt: es erhält sich nur durch ein System von Erpressungen und Raubzügen; die Religion flößt den Bewohnern einen trägen und bequemen Fatalismus ein, der Gott für alles sorgen läßt; der Mensch endlich, welcher dem Einflusse des Klimas erliegt, widmet zwei Drittel seines Lebens dem Gebet und dem Schlafe. Man trifft oft in der Wüste Spuren

von uralter Cultur an, die sich in Folge des Krieges oder des Elends verloren hat. Was die Sandwellen anlangt, die der Wind forttreiben soll, so gehören auch diese in das Reich der Fabeln. Die Sandhügel der Sahara bieten dem Schritte des Reisenden einen festen und sicheren Boden dar und müssen Jahrhunderte lang unbeweglich auf derselben Stelle geblieben sein. Nicht ein schwacher Sturm könnte sie entwurzeln oder von ihrer Grundlage stürzen; nur Gottes Hand, die sich in den Erschütterungen zeigt, welche das Meer in Berge und die Berge in einen Ocean verwandeln, würde dieses bewirken können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Wind in diesen weiten Strecken Sand und Staub in ziemlich starken Massen erhebt, die den Karawanen beschwerlich fallen und Augenentzündungen bereiten; aber von solchen Erscheinungen ist noch ein weiter Abstand bis zu jenen angeblichen Wirbelwinden, die ganze Berge von Sand auf die Karawanen herabstürzen, welche davon verschlungen werden.

Die Hitze ist während des Sommers in der Sahara unerträglich. Diejenigen, welche sich zu einer Reise durch die Wüste entschließen, liegen um Mittag athemlos, entkräftet, unfähig, ein Glied zu rühren oder einen Laut von sich zu geben, auf dem Erdboden hingestreckt. Im Winter hingegen ist die Luft, ungeachtet der Nähe des Aequators, sehr kalt, und wollene Kleidungsstücke sind kaum genügend, um die Angriffe des eisigen Nordwindes abzuwehren. Des Nachts wickeln sich die Reisenden, ohne sich zu entkleiden, in ihre Decken. Ein Schwarzer, Namens Said, Begleiter des englischen Reisenden Richardson, der einen neun Monate währenden Zug durch die Sahara unternahm, hatte die Gewohnheit, sich mit mehreren Afrikanern, die zur Karawane gehörten, zusammen in die Zelt-Leinwand seines Herrn einzuhüllen; diese gegen die Kälte so empfindlichen Neger erwärmten sich auf diese Art gegenseitig. Im Allgemeinen jedoch schlafen die Sklaven, welche die Karawanen mit sich führen, auf der bloßen Erde, ohne Obdach und ohne Schutz gegen den eiskalten Wind.

In der Sahara sind die Quellen werthvoller als Gold, und am Ende einer langen Reise würde man gern alle Diamanten Golkonda's für die fließenden Perlen eines Flusses geben. Die Fontainen der Wüste springen bald auf ebener Erde, und in diesem Falle sind sie oft von kleinen Umzäunungen oder durch aufgehäufte Steine und Strauchwerk beschützt; bald

rollen sie in großen Becken unter dem Sand in den Thälern, welche den Anführern der Karawanen bekannt sind; man räumt die sandige Rinde hinweg und sieht alsbald das reine Wasser hervorrieseln, frisch und hundertmal angenehmer für den durstenden Mauren, als der köstlichste Wein. Zuweilen liegen die Quellen in beträchtlicher Tiefe, in einer Art Brunnen, von Menschenhänden gegraben. Man steigt hinunter, indem man sich an den Vorsprüngen der Seitenwände stützt und an die Pflanzen hängt, die dort wachsen. Jeder, der nicht Bewohner der Sahara ist, würde bei diesem bedenklichen Manöver das Gleichgewicht verlieren; indessen geht die Sicherheit, mit der sich die Mauren in diese Brunnen hinunterlassen, so weit, daß sie beim Hinabsteigen sich zanken, sich gegenseitig stoßen und einander mit Faustschlägen traktiren. Der Rand der Quellen ist in der That der Schauplatz fortwährenden Streites, der durch den Wunsch verursacht wird, den jeder Reisende hegt, der Erste zu sein, um seinen Durst zu stillen und seine Thiere zu tränken. Im Allgemeinen ist das Volumen des Wassers, welches aus dem Springbrunnen hervorquillt, sehr klein; es ist bald erschöpft, und die Nachzügler sind genöthigt, zu warten, bis das Bassin sich von neuem füllt. Die berühmtesten Seiltänzer balanciren nicht so geschickt auf ihrem gespannten Seil, als die Mauren und Araber längs den Seitenwänden ihrer Brunnen herumklettern. Die großen Zehen auf den hervorspringenden Steinen ruhend, mit der einen Hand eine herabhängende Wurzel fassend, halten sie die andere frei, um nach ihren Gefährten zu schlagen, und während der ganzen Zeit ertönt ein Concert von Zanken und Schreien, in welchem sich die Widersacher mit den Schimpfnamen: Hund und Ungläubiger, Christ und Jude, welche für die Muselmänner dieses Landes von gleicher Bedeutung sind, belegen.

Viele Bewohner der Oasen durchstreifen ganz allein in der Wüste beträchtliche Strecken; man sieht sogar Frauen ohne Schutz Reisen von langer Dauer quer über die Sahara unternehmen. Die größte Gefahr, die man läuft, außer der, von Räuberbanden angefallen zu werden, ist die, sich zu verirren. Man liest oft in Reisebeschreibungen von den Leiden derjenigen, die sich mitten in den Wäldern der neuen Welt verirrt haben. Es ist leicht, sagt man, dort seinen Weg zu verfehlen und lange Zeit sich in demselben Kreis herumzudrehen. Auf einer glatten Oberfläche aber, die sich

von allen Seiten ausbreitet und sich am Horizont verliert, ohne dem Auge einen einzigen Punkt, einen einzigen Baum, einen einzigen Felsen als Merkzeichen darzubieten, ist es noch viel schwerer eine gerade Linie zu verfolgen. Der Wanderer, der sich inmitten dieses Oceans von Sand einmal von seinen Gefährten entfernt, wird sie nicht bald wieder auffinden und läuft Gefahr, einsam in der Wüste zu verschmachten. Auf der Reise des obenerwähnten Engländers Richardson ist diesem ein Abenteuer solcher Art begegnet.

Es war in der Nähe eines Haufens von Felsen, welche die Hand der Natur mit einer Regelmäßigkeit auf einander geworfen hat, die sie oft in der wildesten Unordnung zu beobachten liebt. Diese, aus dem Eingeweide der Erde durch irgend einen vulkanischen Ausbruch hervorgeworfenen Steine gleichen, wie man sagt, den Ruinen eines gothischen Gebäudes, und die Araber, große Liebhaber des Wunderbaren, haben aus diesem Grunde den Ort mit dem Namen des Geisterpalastes beehrt. Der Sage zufolge werden diese Trümmer von Geistern bewohnt, die hier einen Schatz bewachen, wie die Genien in Tausend und Einer Nacht. Wehe dem Unglücklichen, der sich ihrer Wohnung naht, besonders des Nachts! Er würde die Neugierde oder den Unstern, der ihn ihre furchtbaren Geheimnisse stören ließ, theuer bezahlen müssen. Um vier Uhr Nachmittags hielt nun die Karawane, zu der Herr Richardson gehörte, in einiger Entfernung von dem Dämonenschlosse an. Der englische Reisende, welcher den Jüngern Muhamed's zeigen wollte, wie sehr das Christenthum ihn über ihre abergläubigen Schrecken erhob, entschloß sich, diese Geisterwohnung allein zu besuchen. Er machte sich, mit einer Lanze und einem Säbel bewaffnet, auf den Weg. Sobald er aber das Lager aus dem Gesicht verloren hatte und sich von dem finsteren Schatten der Felsen bedeckt sah, fühlte er sich von der Furcht befallen, welche die geheimnißvolle Feierlichkeit des Ortes einzuflößen geeignet war. Unwillkürlich schweiften seine Blicke über die Gegend, als ob er sich überzeugen wollte, daß weder Räuber noch Dämonen dort verborgen seien. Aber rings um ihn her herrschte eine ununterbrochene Stille, und von neuem Muth beseelt, wendeten sich seine Gedanken der Wissenschaft zu; er wollte für das brittische Museum einige geologische Proben im Umkreise des berühmten Palastes aufsuchen, welchen die Geister

im Herzen der Sahara errichtet haben. Er sammelte ein Paar Steinfragmente und Kiesel; alsdann fing er an, die pyramidenähnlichen Spitzen der Felsen zu betrachten. Einen Augenblick hatte er den Gedanken, einen dieser natürlichen Obelisken zu ersteigen; aber nach reiflicher Ueberlegung gab er das Unternehmen auf, von dem er sich für seine Mühe nur geringen Vortheil versprechen konnte, der Möglichkeit nicht einmal zu gedenken, von einem der Gipfel herabzustürzen und sich das Genick zu brechen. Er wandte daher dem Geisterpalast den Rücken, ohne mit dessen unkörperlichen Bewohnern in die geringste Berührung gekommen zu sein, und schlug einen Weg ein, der, wie er glaubte, zur Lagerstätte zurückführte.

Schon senkte sich die Sonne rasch den Horizont hinab. Richardson hatte die unglückliche Idee, die Richtung zu nehmen, die ihm die kürzeste schien. „Ich empfehle," sagt er, „allen Reisenden, die mir in die Sahara folgen werden, niemals den Versuch zu machen, ihren Weg abzukürzen, besonders in einem Theil der Wüste, der ihnen nicht vollkommen bekannt ist." Nachdem er eine Viertelstunde gegangen war, glaubte er sich in der Richtung des Lagers zu befinden und dachte es hinter mehreren Sandhügeln zu erblicken; als er aber da ankam, war nichts zu sehen. In diesem Augenblicke verschwand die Sonne und die letzten purpurfarbenen Wolken folgten ihrer Spur, um sich in den Ocean zu tauchen. Unser Wanderer setzte seinen Weg noch eine Weile fort, indem er zu sich selbst sprach: „Dort muß das Lager sein." Er ging etwas weiter: „Ach, da sind sie ja!" rief er; aber von neuem sah er sich in seiner Erwartung getäuscht. So dauerte es eine halbe Stunde lang, bis mit einemmale der Gedanke ihm wie ein Blitzstrahl durch die Seele schoß: „Habe ich mich denn verirrt! und muß ich mich denn entschließen, die Nacht ganz allein in dieser unermeßlichen Einöde zuzubringen?" Es war dies keine angenehme Aussicht, und um seinem Aerger einigermaßen Luft zu machen, schleuderte Richardson alle die Proben von Quarz und Basalt, die er in der Geisterwohnung gesammelt hatte, zornig von sich. Die Dunkelheit ward immer undurchdringlicher; der kühne Reisende kehrte nun mit dem Vorhaben zurück, einen der Felsen zu erklimmen, in der Hoffnung, das Lagerfeuer von dort zu erblicken. Er irrte in der Nähe umher, bestieg die Sandberge, erkletterte Bäume und suchte die höchsten Hügel auf, wo seine Blicke einen weiten Horizont umfassen

und Merkmale des Lebens und der Bewegung, die sich in der Ferne zeigten, unterscheiden könnten. Vergebliche Anstrengungen. Kein Lichtstrahl glänzte wie ein Leuchtfeuer in der Einsamkeit der Wüste.

Erschöpft und fast besinnungslos vor Ermüdung, sah sich Richardson den seltsamsten Täuschungen ausgesetzt; bald glaubte er eine Stimme zu hören, die ihn rief; bald kam es ihm vor, als erblicke er einen Reisenden, der auf einem Dromedar reite und ihn aufsuche; diese letzte Täuschung war so stark, daß er den vermeintlichen Reiter anrief. Obgleich übrigens die Gegend, wo er sich befand, für den Aufenthaltsort gespenstischer Wesen galt, so hatten doch alle Visionen des Verirrten nur auf körperliche Gegenstände Bezug; seine fieberhaft aufgeregte Einbildungskraft rief kein einziges übernatürliches Wesen hervor. Jetzt oder niemals bot sich ihm Gelegenheit, die Feen und Geister bei den blassen Strahlen des Mondes tanzen oder die Dämonen der Sahara ihren Sabbath feiern zu sehen; merkwürdiger Weise aber ließ er diese Gelegenheit ganz unbenutzt. Er schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, daß man ihn aufsuchen werde, allein mehrere Stunden vergingen, ohne daß diese Voraussetzung erfüllt wurde; er machte einen Ausflug in die Ebene, doch mit eben so geringem Erfolge: er fand weder Dromedare, noch Mauren, noch Sklaven, noch Lager, noch Licht, nichts, das nur einen Anschein von Bewegung und Leben gehabt hätte; allenthalben herrschten Stille und Unbeweglichkeit. Endlich fühlte er, daß seine Beine ihm den Dienst versagten, und er fiel ermattet nieder. Nach wenig Augenblicken Ruhe, die er dazu anwandte, um seine Sinne wieder zu sammeln, entschied er sich dafür, das Aufsuchen des Lagers bis zum folgenden Morgen aufzugeben; er erhob sich wieder; einige hundert Schritte von ihm bedeckte ein einzeln stehender Korkbaum die Spitze eines Hügels mit dichtem Schatten; der Reisende höhlte sich hier in einem hundertjährigen Bette ein enges Grab aus, wo er sich wie zum ewigen Schlummer ausstreckte. Der Ostwind hatte sich erhoben und seufzte durch die Zweige des Korkbaumes; in seinen Mantel eingehüllt, bemühte sich der verirrte Wanderer, seine Ruhe wieder zu gewinnen. Er hatte nicht den Angriff wilder Thiere zu fürchten, da es in diesen Regionen keine gibt; die noch wilderen Banditen der Wüste hatten sich in diesem Augenblick nach einem anderen Theil der Sahara entfernt; es drohte

ihm nur ein einziger Feind, der Durst, von dem er schon die ersten Vorboten empfand. Er versuchte zu schlafen, aber vergebens. Seit längerer Zeit stimmte der Wind nicht mehr seine klagenden Töne an, der Mond hatte seinen Kreislauf beendet und seine Strahlen waren dem Erlöschen nahe: sie kämpften nur noch schwach gegen die Schatten. Lebhafter als je empfand Richardson das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, denn in solchen Augenblicken ruft die Einbildungskraft um so lebhafter den Schauplatz des Friedens und ruhigen Glückes zurück, den man verlassen hat, um sich der Gefahr preiszugeben.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang schlief Richardson ein; als er die Augen wieder öffnete, war der Orient ganz in Flammen. — „Ich richtete mich in die Höhe," erzählt er, „um schweigend und mit einem Gefühl von Trauer dieses Schauspiel zu betrachten. Der Geisterpalast ließ das Licht nicht in die tiefen Klüfte seiner Felsen eindringen; sie blieben in geheimnißvolle Schatten gehüllt, während die Sonne der Wüste höher am Himmel aufstieg und die feuchten Perlen ihres Aufganges auf die Erde verbreitete, denn selbst auf den unfruchtbaren und vertrockneten Boden der Sahara schüttet die Morgenröthe eine Art Thau aus." Der Reisende stieg von der Anhöhe herab, wo er die Nacht zugebracht hatte, nicht ohne einen Blick des Abschieds auf sein Lager von trockenen Blättern zu werfen. Er hatte dort wenigstens einige Stunden der ihm so nöthigen Ruhe gefunden; und wußte er, ob er in der folgenden Nacht ein ähnliches Obdach finden würde? Sobald die Gegenstände deutlich zu erkennen waren, schickte er sich an, seinen Weg von neuem anzutreten; aber vor Allem richtete er ein inbrünstiges Gebet zu Gott, ihn aus dieser Gefahr zu retten. Er lenkte alsdann seine Schritte abermals nach dem unheilbringenden Schlosse, indem er den Gedanken festhielt, daß seine Reisegefährten ihn dort aufsuchen würden. Er befand sich bald am Fuße dieser traurigen Felsen, aber vergebens bemühte er sich, die Gegend wieder zu erkennen, wo er seine geologischen Studien angestellt hatte; nachdem er lange im Angesicht der riesenhaften Steinmasse herumgeirrt war, fand er sich von einer neuen Mattigkeit befallen. „Schon müde!" seufzte er, indem ihn die Abnahme seiner Kräfte mit noch größerer Besorgniß erfüllte. Richardson entfernte sich wieder von dem Palast der Geister; die Wüste breitete

sich in ihrer grausigen Einförmigkeit vor ihm aus: auf die Hügel folgte Gestrüpp, auf Gestrüpp wieder Hügel; hierauf kam eine kleine Ebene, dann wieder Sand. Endlich erkannte Richardson die Spuren einer Karawane und beschloß, ihnen zu folgen; aber er traf auf unvorhergesehene Hindernisse. In langen Zwischenräumen hörte wegen des trockenen und harten Bodens der Abdruck der Füße auf. Mehr als einmal verschwanden die Fußstapfen des Durchzugs der Karawane gänzlich; der Reisende gerieth von dem Wege ab, den sie verfolgt hatte, und konnte erst nach weiterm Umwege wieder zu ihm gelangen. Indessen unterschied er die von den Kameelen, den Hammeln, den Fußtritten der Führer gelassenen Spuren, ja, er glaubte sogar den Abdruck seiner eigenen Schritte wieder zu erkennen: nur von dem Zuge der Sklaven war kein Merkmal wahrzunehmen. Bei der Karawane befanden sich aber nicht weniger als funfzig Sklaven: wo waren denn die Spuren der nackten Füße dieser Unglücklichen? Richardson mußte sich selbst gestehen, daß diese Zeichen nicht diejenigen seien, die er suchte; ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, als diese traurige Ueberzeugung sich ihm endlich aufdrang. Er sah die Nothwendigkeit ein, auf dem gekommenen Wege zurückzukehren; aber die wenigen Kräfte, welche die Verzweiflung ihm übrig gelassen hatte, fingen jetzt an zu schwinden. Zwei Stunden lang setzte er seine Anstrengungen fort, dann fiel er am Fuß einer sandigen Anhöhe nieder. Doch schnell erhob er sich wieder, aufrecht erhalten durch eine fieberhafte Willenskraft, die auf einen Augenblick seine erloschenen Kräfte erneuerte; kaum konnte er die Lanze heben, auf die er sich im Gehen stützte. In solcher Noth erscheint selbst der Tod als eine Erlösung, und Richardson war bereit, ihn anzurufen. Mit einem Male sah er zu seiner Rechten eine weiße Figur vorüber gehen: war es ein Freund oder Feind? war es nicht eine neue Täuschung, eine noch viel grausamere Täuschung als die früheren? Er sammelte seine letzten Kräfte zu einem mächtigen Aufschwunge. Wer vermag seine Freude zu schildern? Der verirrte Reisende war gerade bei der Lagerstätte angekommen, die er den Abend zuvor verlassen hatte.

Alle seine Gefährten, mit Ausnahme des Negers Said, hatten sich nach dem Geisterpalaste begeben, um ihn aufzusuchen, da man ihn von den Dämonen gefangen gehalten, oder von Räubern fortgeschleppt glaubte.

Richardson, von so viel körperlichen Beschwerden und Gemüthsbewegungen erschöpft, streckte sich auf die Erde hin und nachdem er eine Tasse Thee getrunken hatte, welche sein Neger ihm bereitete, stellte er auch bald durch den Genuß nahrhafter Speisen seine Kräfte wieder her.

II.

Eine Löwenjagd in Algerien.

Es war im Februar 1845, erzählt der berühmte französische Löwenjäger Jules Gérard, als ich in Bona verweilte, um mich durch die Seeluft von einem Fieberanfall wieder herzustellen. Da erfuhr ich, daß ein alter Löwe in der Umgegend des Drean-Feldes großen Schaden anrichtete. Am 26. Februar verließ ich Bona und am folgenden Tage, Abends um 5 Uhr, kam ich in dem Douar-Ouled-Ben-Azizi, etwa eine halbe Meile von der Höhle des Löwen, an, der, nach den Aussagen der ältesten Männer, seit dreißig Jahren seinen Aufenthalt in dem Zebel-Krounega hatte. Bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß der Löwe in der Regel bei Sonnenuntergang seine Höhle verlasse und brüllend in die Ebene herabkomme. Das Zusammentreffen mit ihm schon an demselben Abend schien mir unzweifelhaft; ich beeilte mich deßhalb, meine beiden Gewehre, die ich hatte, sorgfältig zu laden. Kaum hatte ich dieses Geschäft beendet, so hörte ich auch schon den Löwen im Gebirge. Mein Wirth erbot sich, mich bis an die Furth zu begleiten, welche der Löwe überschreiten mußte, wenn er in die Ebene hinab wollte; ich gab meinem Begleiter mein zweites Gewehr, und wir gingen.

Es war so dunkel, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde weit durch den Wald gegangen waren, kamen wir an das Ufer eines Baches, der am Fuße des Zebel-Krounega entspringt. Mein Führer, vor Angst am ganzen Leibe zitternd, zeigte mir die Furth. Ich konnte nichts erkennen. Alles um mich her war

dunkel; selbst der Araber, der doch dicht neben mir stand, war nicht zu sehen. Da ich mit den Augen nichts zu unterscheiden vermochte, fing ich an, an dem Ufer des Baches hinabzusteigen, um durch's Gefühl die Fährte eines Pferdes oder einer Heerde zu entdecken. Es war eine sehr enge Furth mit äußerst schwierigen Zugängen.

Nachdem ich einen Stein gefunden hatte, der mir als bequemer Sitz dienen konnte, schickte ich meinen Führer bei Seite; er kauerte sich hinter einen dichten Mastixbaum nieder, der etwa funfzig Schritte von mir entfernt war. Der Löwe brüllte unablässig und kam allmälig näher. Ich hatte die Augen einige Minuten lang geschlossen, und als ich sie wieder öffnete, bemerkte ich, daß ich an dem mehrere Fuß hohen Ufer des Baches saß. Zu meiner Linken, etwa einen Flintenlauf weit, befand sich die Furth. Mein Plan war bald gemacht; wenn es mir glückte, den Löwen im Bette des Baches zu bemerken, so mußte ich ihn da schießen. Das hohe Ufer konnte mich retten, wenn ich glücklich genug war, das Thier schwer zu verwunden.

Es konnte wohl neun Uhr sein, als sich etwa hundert Mètres *) jenseits des Baches ein Brüllen hören ließ. Ich ergriff mein Gewehr, und den Ellenbogen auf dem Knie, die Kolbe an den Schultern, die Augen auf das Wasser gerichtet, horchte ich. Schon wurde mir die Zeit lang, als von dem entgegengesetzten Ufer des Baches, gerade mir gegenüber, ein langer Seufzer herkam, ein Kehllaut, der etwas Aehnliches mit dem Todesröcheln eines Menschen hatte. Indem ich meine Augen nach dieser Richtung hinwandte, gewahrte ich, wie die Augen des Löwen, gleich zwei glühenden Kohlen, mich ansahen. Die Feuerbeständigkeit dieses Blickes ließ mein Blut beinahe erstarren; erst klapperte ich vor Frost mit den Zähnen, dann rieselte der Schweiß in großen Tropfen von meiner Stirn. Nur wer noch keinen ausgewachsenen Löwen im Zustande der Wildheit, todt oder lebendig, gesehen hat, kann an die Möglichkeit eines Kampfes Mann gegen Mann mit diesem Thiere glauben; wer aber den Löwen aus eigener Anschauung kennt, der weiß auch, daß der Mensch im Kampfe mit ihm die Maus in den Krallen der Katze ist. Ich bemerke,

*) Ein Mètre beträgt etwas über drei Fuß.

daß, als ich darauf ausging, den jetzt in Rede stehenden Löwen zu erlegen, ich schon zwei dieser Thiere geschossen hatte, von welchen der kleinste fünfhundert Pfund wog. Dieser hatte mit einem einzigen Schlage seiner Tatze ein galoppirendes Pferd erhascht, und Pferd und Reiter waren auf dem Platze geblieben. Seit dieser Zeit kannte ich die Waffen des Löwen hinreichend, um zu wissen, woran ich mich zu halten hatte. Der Dolch ist zwar nach meiner Meinung nie ein ordentliches Mittel des Schutzes, in gewissen Fällen jedoch muß man sich seiner bedienen. Wenn eine oder zwei Kugeln den Löwen nicht tödten, was allerdings sehr möglich ist, so werde ich versuchen, wenn er auf mich einspringt und ich dem Stoße zu widerstehen vermag, ihm meine Flinte bis an den Kolben in den Rachen zu stoßen; dann werde ich, wenn seine Krallen mich weder zur Erde geworfen, noch mich gewissermaßen harpunirt haben, ihm den Dolch in die Augen oder in's Herz stoßen, je nachdem ich der Freiheit meiner Wendungen zu folgen im Stande bin. Hat mich hingegen der heftige Stoß niedergeworfen, so werde ich, falls meine beiden Hände frei sind, mit der Linken das Herz des Löwen suchen und mit der Rechten den tödtlichen Stoß führen.

Ich hatte so eben meinen Dolch aus der Scheide gezogen und ihn neben mir in die Erde gesteckt, so daß er mir zur Hand war, als die Augen des Löwen sich zum Bache hinunterbewegten. Ich nahm im Stillen Abschied von der Welt, und als mein Finger leise den Abzug suchte, war ich weniger aufgeregt, als der Löwe, der im Begriff war, in's Wasser zu gehen.

Ich hörte seinen ersten Schritt in dem schnell und geräuschvoll fließenden Bache; dann — nichts mehr. Stand er still? Kam er auf mich zu? Das fragte ich mich, indem ich den schwarzen Schleier, der Alles um mich her bedeckte, zu durchdringen suchte. Da war es mir, als hörte ich seinen Schritt ganz nahe zu meiner Linken. Er war wirklich aus dem Bache zur Furth hinaufgestiegen; bei der Bewegung, die ich machte, stand er still; er war nur vier oder fünf Schritte von mir entfernt und konnte mich mit einem Satze erreichen. Es ist unnöthig, das Korn zu suchen, wenn man nicht einmal den Lauf seines Gewehres sehen kann, deshalb hielt ich den Kopf in die Höhe, machte die Augen weit auf und

drückte nach Gutdünken los. Bei dem Lichtschein sah ich nur eine formlose ungeheure Masse. Ein fürchterliches Brüllen zerriß die Luft: der Löwe war getroffen.

Dem ersten Schmerzensschrei folgten dumpfe, drohende Klagetöne. Ich hörte den Löwen, wie er im Schlamm am Ufer des Baches sich noch lebhaft bewegte; dann war er still. Ich hielt ihn für todt oder doch wenigstens für unfähig, sich von da fortzuschleppen, und kehrte mit meinem Führer, der Alles mit angehört hatte, und von dem Tode des Löwen überzeugt war, nach dem Douar zurück. Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. Bei Tagesanbruch kamen wir wieder bei der Furth an; kein Löwe war zu finden. Unter dem Blute, welches das Thier reichlich verloren hatte, fand ich einen fingerlangen Knochensplitter, woraus ich vermuthete, daß ihm eine Schulter zerschmettert worden wäre. Eine ungeheure Wurzel, nahe am Abhange der Furth etwa einen halben Mètre von dem Orte, wo ich gesessen hatte, war von dem Löwen durchgebissen worden. Der Schmerz, den er bei der angreifenden Bewegung empfand, war ohne Zweifel die Ursache der Klagetöne gewesen, die ich gehört hatte. Vergeblich folgten wir der Blutspur, sie verlor sich in den Bach und war jenseits desselben nicht wieder aufzufinden. Die Araber, welche am Morgen herbeikamen, erboten sich, mit mir den Löwen aufzusuchen: ihrer Ueberzeugung nach mußte er todt sein und in den nahen Gebüschen verendet haben. Wir waren unser sechszig, die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferde. Nach einigen Stunden unnützen Umherstreifens kehrte ich nach dem Douar zurück mit dem Vorsatze, sogleich abzureisen, als ich mehrere Schüsse und Hurrahs von der Gebirgsseite her hörte. Das mußte meinem Löwen gelten. Ich sprengte im Galopp nach der Gegend hin und fand, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Die Araber flohen nach allen Richtungen und schrieen wie Rasende. Zehn Mann etwa, die zu Pferde waren und von dem Scheich befehligt wurden, verfolgten den Löwen, weil sie sahen, daß er sich mühsam fortschleppte. Eben wollte ich vom Pferde steigen, als die Reiter, der Scheich an der Spitze, die Flucht ergriffen. Der Löwe verfolgte sie trotz seiner Schmerzen mit solcher Schnelligkeit, daß er, wenn er den Lauf hätte länger aushalten können, sie sicherlich erreicht haben würde. Die



Eine Löwenjagd in Algerien.

Pferde liefen wie toll; das Gebrüll des Löwen hatte sie in einen so aufgeregten Zustand versetzt, daß ihre Herren sie nicht zu bändigen vermochten. In einer Lichtung blieb der Verfolger stehen; stolz und drohend sah er den Fliehenden nach. Wie schön war er mit seinem weit offenen Rachen, der Allen Tod und Verderben drohte! Wie schön war er mit seiner sich sträubenden schwarzen Mähne, als er zornig mit dem Schweife seine Seiten schlug!

Er konnte von mir etwa dreihundert Schritte entfernt sein; ich stieg vom Pferde und rief einem Araber zu, es mir zu halten. Mehrere kamen herbei und versuchten, mich beinahe mit Gewalt von meinem Vorhaben abzuhalten. Ich entwand mich ihren Händen. Einige faßten Muth, mir zu folgen; aber in dem Maße, als ich dem Löwen näher kam, verringerte sich ihre Zahl. Nur Einer blieb; es war mein Führer vom vorigen Tage. „Du hast unter meinem Dache geschlafen," sagte er, „ich muß für Dich haften vor Gott und Menschen."

Das Thier hatte die Lichtung verlassen und war ins Dickicht hineingegangen. Ich ging mit größter Vorsicht, immer bereit, Feuer zu geben, konnte jedoch keine Spur auffinden. So eben hatte ich erst angefangen, das Dickicht zu durchsuchen, als mein Führer, der eine Strecke zurückgeblieben war, mir zurief: „Der Tod will nichts mit Dir zu schaffen haben; Du bist dicht an dem Löwen vorübergegangen! Wenn Deine Augen den seinigen begegnet wären, so hätte er Dich gepackt, ehe Du hättest Feuer geben können!" Ich befahl ihm, Steine in das Lager des Löwen zu werfen. Bei dem ersten Wurfe öffnete sich das Gebüsch, der Löwe trat heraus und that, nachdem er sich auf allen Seiten umgesehen hatte, einen Sprung nach mir. Da lag er zehn Schritte weit vor mir, den Schweif aufrecht, die Mähne über die Augen, den Hals emporgestreckt, zu einem neuen Sprunge bereit. Kaum hatte ich mein Gewehr an der Schulter, als er sich durch einen kleinen Satz, dem sicherlich ein anderer gefolgt wäre, um vier bis fünf Schritte näherte — da wurde er von einer Kugel über dem rechten Auge getroffen und fiel.

Mein Begleiter dankte schon Gott für den glücklichen Schuß, als der Löwe sich auf seinen Hinterbeinen wie ein sich bäumendes Pferd erhob. Eine andere Kugel traf das Herz, und das Thier stürzte diesmal todt zu

Boden. Als wir diesen Löwen zu Bona in Augenschein nahmen, entdeckte ich, daß die zweite Kugel das Stirnbein verletzt hatte, ohne es zu zerbrechen. Sie war auf dem Knochen platt gedrückt wie die Fläche der Hand und so dünn wie zehn Blätter Papier.

III.

Die Löwensagen der Araber.

Die Araber in Algerien hegen durchgängig große Hochachtung vor dem Löwen und dessen Charakter, und haben manche merkwürdige Sagen und Geschichten von diesem „Herrn" der Thiere. So behaupten sie u. A., daß der Löwe seine Nahrung in jedem Jahre einmal wechsele, und zwar im ersten Vierteljahre Dämonen, im zweiten Menschenfleisch, im dritten Thonerde und im vierten Thiere fresse. Sie haben die Bemerkung gemacht, daß der Löwe ein Pferd oder ein Kameel mit Leichtigkeit fortschleppt, indem er es über seine Schulter wirft, und daß er mit dieser Last 3 bis 4 Fuß hohe Hecken überspringt, während er ein Schaf nur mühsam fortträgt. Da dieser anscheinende Widerspruch eine Ursache haben muß, so haben die Araber solche mit ihrer poetischen Phantasie aufgefunden: „In einer großen Versammlung aller Thiere," so erzählen sie, „rühmte der Löwe seine Stärke und sprach: ich trage auf meiner Schulter den Stier weg, wenn es Gott will, das Kameel, wenn es Gott will, das Pferd, wenn es Gott will und so weiter. Als er nun an das Schaf kam, so fand er die Sache so leicht, daß er es unterließ, den Herrn anzurufen. Dafür bestrafte ihn Gott der Herr und der König der Kraft muß seitdem das Schaf auf der Erde fast schleifen, weil er nicht im Stande ist, es über seine Schulter zu werfen."

Der Elephant, der Tiger, der Panther und der wilde Eber sind nebst dem Menschen die einzigen Thiere, welche es wagen, mit dem Löwen zu kämpfen, und man hat im Gebiete von Marokko neben einander

einen todten Eber und einen Löwen, dessen Bauch von den Hauern des Ebers aufgeschlitzt war, gefunden. Die Araber essen das Fleisch des Löwen, und nach ihrer Behauptung heilen einzelne Theile desselben gewisse Krankheiten; aber später muß diese leckere Speise gebüßt werden, denn die Kinder eines Mannes, der Löwenfleisch verzehrt hat, sterben fast alle beim Zahnen, weil ihre Zähne zu rasch und kräftig hervorkommen.

Sehr viele Marabuts*) haben Löwen aufgezogen oder gar gezähmt und dadurch wenigstens den Ruf ihrer Frömmigkeit sehr ausgebreitet. Die Araber sind große Jäger und jagen den Löwen, den Panther, den Eber, die Hyäne, den wilden Büffel, den Fuchs, den Schakal und die Gazelle; aber mit dem kleinen Wilde, das wir mit Schrot schießen, geben sie sich gar nicht ab. Der Löwe ist natürlich unter ihren Feinden der wichtigste, gefährlichste und edelste. Sie nennen ihn Sid oder Herr, wenn sie von ihm reden, aber sie tituliren ihn: Sid-dschohan-ben-el-dschohan (Herr Johann Johanns Sohn), wenn sie mit ihm sprechen. Weshalb haben sie dem Löwen Menschennamen und Titel gegeben? Weil er, wie sie sagen, die edelsten Eigenschaften des edelsten Menschen besitzt, weil er tapfer und großmüthig ist, weil er die Worte der Menschen versteht, in welcher Sprache man ihn anreden mag, weil er die Tapferen achtet, die Frommen ehrt und schonungslos gegen Memmen ist. Wenn der Araber einem Löwen begegnet, so hält er sein vor Furcht zitterndes Pferd an und spricht zu seinem schrecklichen Gegner: „Ha, Du bist es, Herr Johann Johanns Sohn; glaubst Du mich in Furcht zu setzen, mich, den und den, Sohn des und des? Du bist edel, ich bin auch edel, Du bist tapfer, auch ich bin tapfer, lasse mich also weiter ziehen, wie einen Bruder, denn siehe, ich bin ein Mann des Schießpulvers, ein Mann der schwarzen bösen Tage." Dann legt er die Rechte an seinen Säbel, hebt sich in den Steigbügel und reitet gerade auf den Löwen zu, welcher nun zur Seite schreitet und jenen seines Weges ziehen läßt. Fürchtet der Mann sich aber und kehrt um, so ist er verloren, denn augenblicklich springt der Löwe auf ihn zu und zerreißt ihn. Der Löwe sieht immer scharf in seines Gegners Antlitz und liest in dessen Zügen, was er jetzt

*) Geistliche, Propheten, Heilige.

empfindet; zeigt sich Furcht in des Menschen Gesicht, so kommt der Löwe näher, stößt ihn mit der Schulter an und aus dem Wege, indem sein heiseres Gebrüll ihm den Tod verkündet; darauf tritt der Löwe, die Lippen mit Schaum bedeckt, etwas zurück, umschreitet im Kreise sein Schlachtopfer, indem er mit seinem Schweife die jungen Stämme der Gebüsche abschlägt und zuweilen entfernt er sich und verschwindet. Jetzt faßt der Mensch wieder Muth, er denkt dem Löwen zu entkommen und flieht, aber nach hundert Schritten steht der Löwe wieder vor ihm und versperrt ihm den Weg; dann legt das Thier ihm erst die eine Tatze und darauf die andere auf die Schulter und leckt mit seiner scharfen Zunge ihm das Gesicht blutig, und zwar so lange, bis der Mensch strauchelnd oder vor Furcht ohnmächtig niederstürzt. Nun verläßt ihn der Löwe wieder und geht fort, um zu trinken, zuweilen eine Viertelstunde weit, denn jetzt ist der Mensch sein und er kann nach seinem Gefallen zurückkehren. Nach dem Trunke kommt er wieder, beleckt den Menschen noch einen Augenblick und dann beginnt er ihn zu fressen. Etliche Araber haben sich schon in der geschilderten Todesnoth befunden, nämlich ohnmächtig auf der Erde liegend, während der Löwe, um zu trinken, sich entfernt hatte, und wurden glücklich gerettet, entweder durch eine Karawane oder durch Jäger oder durch einen Araber, der tapferer als sie und besser mit den Gewohnheiten des Löwen bekannt war. In letzterem Falle hütete sich der tapfere Araber sehr, dem Feigen zur Flucht zu verhelfen, weil sie beide dann umgekommen wären, da der Löwe sie einholen würde, sondern er erwartete dessen Rückkehr. Wenn der Löwe nun wieder sich zeigt, so geht der tapfere Araber ihm entgegen und sagt zu ihm: „Der, welcher dort auf der Erde liegt, Herr Johann Johanns Sohn, ist nur eine Memme; aber ich bin der und der, Sohn des N. N. und ich fürchte Dich nicht; indeß bitte ich Dich doch um Gnade für jenen erbärmlichen Menschen, der nicht werth ist, von Dir verspeist zu werden; ich will ihm die Hände binden und ihn fortführen, um ihn zum Sklaven zu machen.“ Nun stößt der Löwe ein heiseres Gebrüll aus und der Tapfere sagt darauf: „O Herr, sei nur ruhig, er soll streng bestraft werden,“ und bei diesen Worten bindet er jenem die Hände mit seinem Kameelstrick. Damit zufrieden gestellt, entfernt sich der Löwe und verschwindet, um nicht wiederzukehren.

Es gibt Einige unter den Arabern, welche sich nur furchtsam stellen, und wenn der Löwe seine Tatzen auf ihre Schultern legt, mit einem Dolche ihm den Leib aufschlitzen. Die Araber haben ein unfehlbares Mittel, den fliehenden Löwen zum Stillstehen zu bringen, nämlich wenn sie ihn mit Worten beleidigen. „Ha, feige Memme, ha, Erbärmlicher, Du fliehst," so rufen sie aus, „Du behauptest, Du seiest das tapferste aller Thiere und Du fliehest wie ein Weib! Wir werden Dich nicht mehr Herr, wir werden Dich fortan Sklave nennen." Durch solche Worte gekränkt, hält der Löwe in seiner Flucht inne und erwartet die Jäger.

Der Löwe muß sehr ausgehungert sein, wenn er eine Frau nicht verschont, und die Araber behaupten geradezu, er fürchte sie; sie versichern, sie hätten gesehen, daß Frauen, die dem Löwen nachgelaufen seien, der ihnen ein Schaf, ein Füllen oder gar Kinder geraubt, diesen am Schweife gepackt und mit einem Stocke geschlagen hätten. Eben so behaupten die Araber, daß der Löwe niemals ein Pferd rauben wird, das an einem Pfahl vor dem Zelte angebunden ist, während er alle Tage Pferde von der Weide fortschleppt. Fast alle Löwenhäute, die man in Algerien sieht, sind nicht vollständig, und das kommt davon, daß die Frauen die Klauen und Zähne davon schneiden, um daraus Amulette zu machen, wenn die Krieger solche nicht schon benutzt haben, um den Hals ihrer Pferde damit zu verzieren. Die Löwenhaut als Zeltteppich hat nicht nur die Eigenschaft, schädliche Thiere fern zu halten, sondern auch böse Geister zu verscheuchen.

Auf der Löwenjagd kommt es vorzüglich darauf an, den ersten drei Sprüngen des Thieres auszuweichen, denn sein Sprung ist oft 30 Fuß weit. Wenn die Jäger erfahren haben, daß ein Löwe in ihrer Gegend sich aufhalte, so werden berittene Kundschafter ausgeschickt, welche dessen Fährte aufsuchen und sein gewöhnliches Lager recognosciren, das sich meistens in einem nicht sehr dichten Dornengesträuche befindet, damit er ohne sich zu stechen hineinkriechen kann. So wie die Kundschafter ihren Bericht gebracht haben, besteigen die Jäger ihre Pferde und umringen das Gebüsch. Der Jäger, welcher zuerst den Löwen bemerkt, zeigt mit dem Finger nach ihm und ruft: „Rahe hena!" d. h. er ist nicht da! Riefe er statt dessen: „Ra hena!" er ist da! so würde der Löwe, weil er bekanntlich

jedes Wort versteht, nicht verfehlen, den Angeber zu zerreißen. Hierauf entfernen sich alle bis auf etwa 100 Schritte, um den drei ersten Sprüngen des Löwen aus dem Wege zu kommen und diesem glauben zu machen, daß man ihn nicht bemerkt habe. Aus dieser Entfernung schießen nun alle zusammen in den Busch nach der ihnen bezeichneten Stelle; wird der Löwe von ihren Kugeln nicht tödtlich getroffen, so kommt er aus dem Busche hervor und die Araber jagen im vollen Galopp davon, wobei sie ihre Flinten wieder laden; flieht aber der Löwe und haben sie wieder geladen, so rufen sie ihm Schmähungen nach, und dann kehrt er um und geht ihnen entgegen. Selten kommt eine Löwenjagd vor, wobei man nicht den Verlust von drei oder vier der Jäger zu beklagen hätte; fast niemals fällt der Löwe auf den ersten Schuß, selbst wenn die Kugel durch sein Herz gegangen sein sollte, so groß ist seine Lebenskraft.

Uebrigens redet man im Allgemeinen dem Löwen auch viel Böses nach, und wenn ein Mensch verschwunden ist, so heißt es immer: „der Löwe hat ihn gefressen."

Die Araber fürchten den Panther mehr als den Löwen, da ersterem alle Großmuth und sonstige edle Eigenschaften fehlen. Deshalb erzählen sie nur von dem König und Herrn der Thiere solche wunderbare Geschichten wie die vorstehenden.

IV.

Die Straußenjagd bei den Arabern in Nordafrika.

Wenn das arabische Pferd vortrefflich ist für die raschen entfernten Züge, wie eine Razzia sie erfordert, so nicht minder für die Freuden einer Jagd, wie die Stämme der Wüste sie lieben und treiben. Die Straußenjagd ist vielleicht die glänzendste dieser den Arabern so theuern vornehmen

Vergnügungen. Das Pferd muß dazu ganz besonders vorbereitet werden: 7 oder 8 Tage vorher gibt man ihm kein Stroh oder Gras, sondern nur Gerste; man läßt es nur einmal des Tages trinken, nämlich bei Sonnenuntergang, wo das Wasser frisch zu werden anfängt und wäscht es sodann. Man läßt es jeden Tag einen langen Spazierritt, theils im Schritt, theils im Galopp machen, wobei man Sorge trägt, daß nichts an der zur Straußenjagd nöthigen Ausrüstung des Pferdes fehle. Nach diesen 7 oder 8 Tagen, sagt der Araber, verschwindet der Bauch des Pferdes, während Hals, Brust und Hintertheil fleischig bleiben. Dann ist das Thier geeignet für die Jagdanstrengung. Man nennt diese Vorbereitung Teschaha. Ferner wird das Pferdegeschirr erleichtert, die Steigbügel sind viel minder schwer als gewöhnlich, der Sattelbaum sehr leicht, selbst der Zaum wird erleichtert, die Kinnkette weggelassen und durch eine Schnur über die Nase ersetzt. Die Pferde werden endlich auf allen vier Füßen beschlagen.

Die günstigste Zeit für diese Jagd ist die der großen Sonnenhitze; je höher die Temperatur ist, desto weniger hat der Strauß Kraft, sich zu vertheidigen. Die Araber bestimmen diese Zeit, indem sie sagen, es sei die, wo der Mensch, wenn er aufrecht stehe, keinen längeren Schatten werfe, als den einer Fußsohle. Eine solche Jagd ist wie ein wahrer Kriegszug und dauert 7 bis 8 Tage; sie fordert Vorbereitungen, über welche sich etwa zehn wie zu einer Razzia vereinigte Reiter besprechen. Jeder Reiter hat einen Diener, der den Namen Semmal führt und auf einem Kameel reitet, das vier Bockshäute mit Wasser, Gerste für das Pferd, Weizenmehl, geröstetem Mehl, Datteln, einem Kochkessel, Riemen, Nadeln und Hufeisen mit den nöthigen Nägeln trägt. Der Reiter hat blos ein Hemd von Wolle oder Baumwolle und ein wollenes Beinkleid; er umwickelt sich den Hals mit einem Stück leichten Stoffes, das man in der Wüste Hauli nennt und welches durch den Kameelstrick um den Kopf festgehalten wird; an den Füßen hat er Sohlen, die mit Schnuren festgehalten sind, und leichte Gamaschen, dabei weder Gewehre, noch Pistolen oder Pulver; seine einzige Waffe ist ein Stab von wildem Oliven- oder Tamarindenholz, 4 bis 5 Fuß lang und am Ende schwer gemacht. Man setzt sich erst in Marsch, wenn man von Reisenden, von einer Karawane oder besonders ausgeschickten Personen die Anwesenheit einer großen Anzahl Strauße

an einem bestimmten Punkt erfahren hat. Man trifft gewöhnlich die Strauße an Orten, wo es viel Gras gibt, und wo vor Kurzem viel Regen gefallen ist. Die Araber behaupten, sobald die Strauße die Blitze zucken und das Gewitter irgendwo heranziehen sehen, so rennen sie dahin, möge die Entfernung auch noch so groß sein; eine Entfernung von zehn Tagemärschen sei nichts für sie. In der Wüste sagt man von einem Menschen, der mit der Besorgung der Heerden vertraut ist, und ihnen das Nöthige aufzufinden weiß: „er ist wie der Strauß; wo er den Blitz zucken sieht, da kommt er hin."

Man macht sich Morgens auf den Weg. Wenn man nach ein- oder zweitägigem Marsch an der Stelle angekommen ist, wo die Strauße sich finden sollen, und wenn man ihre Spur bemerkt, so hält man an und schlägt ein Lager auf. Am nächsten Morgen werden zwei Diener völlig nackt, nur mit einem Tuch um die Lenden, auf Recognoscirung ausgeschickt; sie nehmen eine Bockshaut (Schibuta), die ihnen an der Seite hängt und etwas Brot mit, und gehen, bis sie die Strauße treffen, welche sich, wie die Araber sagen, stets an hohen Orten aufstellen. Sobald sie die Strauße bemerken, legen sie sich nieder und beobachten; dann bleibt einer liegen und der andere kehrt zu den Jägern zurück. Er hat manchmal 30, 40 bis 60 Strauße gesehen, denn es sollen Heerden (dschaliba) von dieser Stärke bestehen; zu andern Zeiten stößt man nur auf 3 bis 4 Paare.

Die Reiter, von dem Mann, der sie benachrichtigte, geführt, ziehen vorsichtig nach der Richtung hin, wo die Strauße sich befinden; je näher sie dem Hügel kommen, auf dem man die Strauße bemerkt hat, desto vorsichtiger ziehen sie, um nicht entdeckt zu werden; sind sie endlich vor der letzten Erhöhung des Bodens angekommen, welche sie noch verbergen kann, so steigen sie ab; und zwei bewegen sich kriechend vorwärts, um sich neuerdings zu versichern, ob die Strauße noch an derselben Stelle sind. Ist dies der Fall, so läßt Jeder sein Pferd mäßig trinken von dem Wasser, das die Kameele tragen, denn selten stößt man hier auf eine Stelle, wo Quellen sind. Jetzt wird da, wo angehalten wurde, alles Gepäck niedergelegt, ohne daß man einen Aufseher dabei läßt, so gewiß ist man, die Stelle wieder zu finden. Jeder Reiter trägt an seiner Seite eine Schibuta. Die Diener und Kameele folgen den Spuren der Pferde; jedes Kameel

trägt nur das Gerstenfutter des Pferdes, sein eignes Futter, und Wasser für Menschen und Thiere.

Hat man den Standort der Strauße gut in's Auge gefaßt, so beräth man sich; die zehn Reiter trennen sich und bilden einen Kreis von bedeutendem Durchmesser, um nicht bemerkt zu werden, denn der Strauß hat ein scharfes Gesicht. Die Diener warten, wo die Reiter sich getrennt haben, und diese rücken, sobald sie an ihren Posten angelangt sind, gerade vor. Die Strauße fliehen voll Schrecken, aber sie stoßen auf die Reiter, die für's erste sie blos in den Kreis zurücktreiben. Der Strauß fängt nun an in einem raschen Laufe sich zu erschöpfen. Unaufhörlich sucht er aus dem Kreis zu entkommen und stets kehrt er erschreckt vor den Reitern zurück. Beim ersten Zeichen von Mattigkeit jagen nun die Jäger auf sie los. Hierauf zerstreut sich die Heerde, und man sieht die geschwächten Strauße die Flügel öffnen; dies ist das Zeichen großer Mattigkeit; die Reiter, ihrer Beute jetzt sicher, hemmen den raschen Lauf ihrer Pferde; jeder Reiter sucht sich einen Strauß aus, jagt ihm nach, erreicht ihn von hinten oder von der Seite, und versetzt ihm mit dem oben erwähnten Stab einen Schlag auf den Kopf. Dieser ist kahl und empfindlich, die andern Theile des Körpers würden mehr Widerstand leisten. Ist der Strauß tüchtig getroffen, so fällt er, und der Reiter steigt eilig ab, um ihn bluten zu lassen, wobei er die Kehle abseits hält, damit das Blut nicht die Flügel beschmutze. Das Straußmännchen stößt, wenn man es bluten läßt, namentlich vor seinen Jungen, ein klägliches Geschrei aus; das Weibchen bleibt stumm. Wenn der Strauß beinahe vom Reiter schon erreicht ist, so sind seine Kräfte bereits so erschöpft, daß der Jäger, wenn er ihn nicht tödten will, ihm vermittelst seines Stabs die Richtung geben und ihn führen kann, denn derselbe vermag kaum zu gehen.

Sobald man den Strauß hat verbluten lassen, so streift man ihm das Fell ab, mit möglichster Vorsicht, um die Federn nicht zu verderben, dann breitet man die Haut auf einem Baume oder auf dem Pferde aus. Die Kameele kommen an, und man bestreut nun das Innere der Haut stark mit Salz. Die Diener zünden Feuer an, stellen die Töpfe auf, und lassen das Fett des Straußes bei starkem Feuer lang kochen. Sobald es sehr flüssig geworden ist, gießt man es in eine Art Schlauch aus der Haut des

Schenkels, an dem der untere Theil noch fest sitzt; in jedem andern Gefäß würde es verderben. Das Fett eines tüchtigen Straußes soll beide Beine füllen. Wenn der Strauß jedoch brütet, ist er sehr mager und hat bei weitem weniger Fett; man jagt ihn dann blos um der Federn willen. Das übrige Fleisch wird von den Jägern verzehrt, die es mit Pfeffer und Mehl gewürzt essen.

Die Diener lassen inzwischen die Pferde trinken und geben ihnen Gerste. Alles hat ausgeruht und man beeilt sich nun, wie groß auch die Ermüdung der Jagd sein mag, nach dem Platz zurückzukehren, wo man das Gepäck gelassen hat. Man bleibt hier 48 Stunden, um die Pferde ruhen zu lassen. Während dieser Zeit werden sie sorgfältigst gepflegt und dann kehrt man nach den Zelten zurück. Zuweilen schickt man den Ertrag der Jagd nach dem Duar, von wo die Diener Lebensmittel zurückbringen, neue Erkundigungen werden eingezogen und die Jagd beginnt abermals.

Das Fett der Strauße wird zur Bereitung der Nahrungsmittel, z. B. des Kuskussu, verwendet; auch ißt man es mit Brod. Die Araber bedienen sich desselben auch als Heilmittel bei vielen Krankheiten: beim Fieber macht man aus diesem Fett und Brodkrumen eine Art Paste und gibt sie dem Kranken, der an diesem Tag nicht trinken darf; bei Kreuzschmerzen und Rheumatismen reibt man den leidenden Theil damit, bis er davon durchdrungen ist; dann legt sich der Kranke in den glühenden Sand, wobei er den Kopf sorgfältig einhüllt, ein starker Schweiß stellt sich ein und die Heilung ist vollständig. Bei Gallenkrankheiten wird Straußenfett leicht erhitzt, so daß es wie Oel wird, dann etwas gesalzen und als Trank gegeben. Es erzeugt übermäßig starke Ausleerungen, so daß der Kranke außerordentlich mager wird. „Der Kranke wird von Allem, was er Schlimmes im Körper hat, befreit, gewinnt wieder eine eiserne Gesundheit und — dies grenzt an das Wunderbare — erhält ein vortreffliches Gesicht.“ Man verkauft Straußenfett auf dem Markte, und die Reichen legen Vorräthe an, um den Armen davon als Heilmittel zu geben. Uebrigens ist es nicht theuer, denn man gibt einen Topf Straußenfett gegen nur drei Töpfe Butter.

Die Federn werden in den Ksurs verkauft, zu Tuggurt, Laghuat und bei den Beni Mzab, die zur Zeit des Kornankaufs die Straußenfedern

bis in's Ufergebiet bringen. Bei den Ulad Sidi Schikh kostet die Haut eines Männchens 5 bis 6 Duros (spanische Piaster), die eines Weibchens 2 bis 3. Ehe die Franzosen in die Sahara kamen, benutzte man die Straußenfedern bloß, um die Zeltspitze oder die Strohhüte damit zu zieren.

Die Straußenjagd hat für den Araber den doppelten Reiz des Vergnügens und des Vortheils; es ist eine bei den Reitern der Sahara sehr beliebte Uebung, aber auch ein gewinnbringendes Unternehmen; der Preis der Federn und des Fetts ersetzt die Kosten reichlich. Trotz der mannichfachen Ausrüstung, die man zur Unternehmung einer Straußenjagd nothwendig hat, kann nicht bloß der Reiche sie ausführen; der Arme findet Mittel, sich den Straußenjägern anzuschließen, und kann bei den Reichen Pferde, Kameele und zwei Drittheile der nöthigen Lebensmittel entlehnen, der Ertrag der Jagd wird dann aber auch in gleichem Verhältnisse getheilt.

V.

Soldatenleben am Kap.

Graham's-Stadt ist ein höchst langweiliger Ort; er hat etwa 6000 Einwohner, welche fast sämmtlich Krämer sind. Dessenungeachtet brachten wir unsere Zeit leidlich genug zu. Wir spielten Billard, gingen auf die Jagd, wurden zu Mittagsessen eingeladen, besuchten Bälle und gaben selbst welche. Dabei war unser größter Trost, daß wir bei weitem besser daran seien, als manche andere arme Teufel auf viel schlechtern Stationen; — denn die größte Furcht (unter uns Subalternen) bestand darin, auf irgend einen Vorpostendienst gesendet zu werden.

Eines unglücklichen Tages meldete uns ein Brief des Fähnrichs Kaulquappe, er sei sehr ernstlich krank geworden auf dem „Blinkposten,“

wohin er mit einem Kommando von 15 Mann gesendet worden war. Die Bestürzung über diese dem Regimente sogleich mitgetheilte Nachricht war sehr groß, — nicht etwa aus irgend einer besondern Zuneigung zu Kaulquappe, obwohl wir den Gesellen recht gern hatten, — sondern weil jeden Lieutenant und jeden Fähnrich die Furcht beschlich, er möchte dazu auser-sehen werden, des Kranken Stelle auszufüllen. Der unglückliche Zufall wollte, daß das Loos auf mich fiel, und ich erhielt den Befehl, in Stell-vertretung des erkrankten Kaulquappe das Kommando des „Blinkposten" zu übernehmen; ich beschloß, mein Schicksal mit Gleichmuth zu ertragen und war am folgenden Morgen schon auf dem Wege von Graham's-Stadt, um das Kommando der „Truppen" des „Blinkpostens", etwa 50 (englische) Meilen entfernt von da, zu übernehmen. Diese 50 Meilen waren nur eine gewöhnliche Tagereise für ein Kap-Pferd, welches häufig 80—90 Meilen zwischen Sonnenauf- und Niedergang zurücklegt, ohne irgend etwas Anderes als Gras und Wasser zu erhalten, und noch dazu in einer Beschaffenheit, daß jeder englische Klepper es mit Entrüstung zurückweisen würde.

Der Weg war schlecht — halb wie der Bauhof eines Maurers, halb wie das Gehäge eines Kaninchens beschaffen — und lag seinem größten Theil nach in einer so dürren, eintönigen Gegend, wie nur je eines Menschen Auge gesehen. Endlich erreichte ich den Ort meiner Bestimmung. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß Kaulquappe, wie er da saß, seine kurze Pfeife rauchend und Pale-Ale dazu trinkend, nichts weniger als krank aussah.

„Ach, mein Lieber, ich freue mich, Dich zu sehen," sagte Kaulquappe, „wenn ich es andrerseits freilich bedaure! Oh, mein Bester, ich komme hier um!"

„Woran?" fragte ich, „an der Pfeife oder dem Bier? Wenn das Letztere der Fall ist, so solltest Du mir lieber die Flasche zukommen lassen, denn ich bin furchtbar durstig."

Demgemäß reichte Kaulquappe mir die Flasche, theilte mir aber dabei mit, daß es die Station sei, die ihn tödte. — Nie hatte der Mensch besser ausgesehen! Die ganze Geschichte war nur eine Erfindung; denn Herr Kaulquappe trug Verlangen, dem „Blinkposten" Lebewohl zu

sagen, ein Verlangen, das ich später vollkommen zu würdigen verstehen lernte.

„Was gibt's hier für eine Art Leute?" war meine Frage.

Kaulquappe sah mich verwundert an.

„Leute?" fragte er.

„Ja! — Leute!" wiederholte ich.

„Gar keine," erwiederte Kaulquappe kurz.

„Zum Henker, Mensch," entgegnete ich halb ärgerlich, „es muß doch irgend Jemand im Bereiche sein."

„Nun, da ist Jan Rens, der fette Boer*), der nicht englisch sprechen und den Anblick eines Soldaten nicht ertragen kann; er wohnt nur 13 Meilen entfernt; dann ist da Piet Botha, der schwarze Pferdezüchter; er lebt nur 7 Meilen von hier; der wird Dich sicher in den ersten Tagen besuchen."

„Wie? ein Schwarzer?" fragte ich mit Entrüstung. Es ist erstaunlich, welche Verachtung man im Lande ihrer Geburt gegen die Farbigen hat!

„Jawohl," erwiederte ganz ruhig der Fähnrich, „er kommt jeden zweiten oder dritten Tag hierher auf Besuch."

„Wenn er zu mir kommt, werde ich ihn hinauswerfen," betheuerte ich höchst aufgeregt.

„Nein, das wirst Du nicht thun," versetzte Kaulquappe mit seinem unerschütterlichen Gleichmuth. „Du wirst in Erfahrung bringen, daß er nur kommt, wenn er Dich zu einer Jagd abholen will, und Du mußt mitgehen, mit oder ohne Deinen Willen."

„Was zum Kuckuck meinst Du damit?" erwiederte ich halb im Aerger, halb voll Verwunderung.

„Nun, sieh', Piet Botha's Pferde werden stets von den Kaffern gestohlen. Sobald er nun ihren Verlust bemerkt, eilt er zu diesem Posten, und es gehört mit zu deiner Obliegenheit, hinauszugehen und die Spur zu verfolgen, verstehst Du?"

*) Holländischer Bauer, Ansiedler.

„Unerträglich!“ rief ich aus; „was! wir wären nichts Besseres als Spürhunde? Gibt es denn kein Mittel, mein Schicksal zu verbessern?“

„Meines Wissens gibt es nur zwei Wege, um hier wegzukommen,“ erwiederte Kaulquappe. „Der eine ist“ — hier blickte er mich sehr verschmitzt an — „so krank zu werden, wie ich; der andere: sich loszukaufen.“

„Ich fürchte, der erste Weg wird ein zweites Mal nicht ausreichen,“ sagte ich, „und an den zweiten kann nicht gedacht werden.“

Am folgenden Tage zog Kaulquappe ab und ließ mich im Kommando des „Blinkpostens“ zurück.

Ich fing jetzt an, die benachbarte Gegend zu durchsuchen; mit den allerwenigsten Worten kann man sie beschreiben: dichter Wald, felsige Hügel, dürrer Boden, kein Fluß, keine Bewohner, mit Ausnahme einiger Hottentotten, die sich in der Nähe des Postens angesiedelt hatten. Kaulquappe hatte sicherlich kein dunkleres Bild von dem Orte entworfen, als er verdient. Natürlich war von Gesellschaft gar keine Rede.

Der fette Holländer, der kein Englisch sprach und die Soldaten haßte, konnte gar nicht dazu gerechnet werden, insbesondere, da er 13 Meilen entfernt wohnte; der Schwarze war noch weniger zu beachten. Wie beneidete ich die Leute unter meinem Kommando, die doch unter einander plaudern und scherzen konnten!

Ich ging auf die Jagd; doch welches Wild konnte man auf diesen dürren Ebenen erwarten; ermüdet und mit leeren Händen kam ich zurück.

Ich erkundigte mich, ob es keine wilden Thiere in der Nähe gäbe. Man hatte große Vermuthung, daß in einigen Theilen des dichten Waldes Elephanten hausen müßten; aber wie, ums Himmelswillen, konnte man ihnen ankommen! Auf unserer Seite kamen sie nie hervor, und auf der andern Seite konnte nur ein Kaffer in diese Wälder eindringen. Auch glaubte man, daß Büffel darin sich aufhielten; aber auch sie waren gleich unerreichbar.

Verschiedene Umstände hatten mich verhindert, meine Bücher mitzunehmen, und es befand sich auch kein einziges auf der Station. Auf einen Reisenden war gleichfalls nie zu hoffen, denn der Posten lag ganz abseit von jedem Wege nach irgend einem Orte, obwohl äußerst gelegen

dafür, um in Kriegszeiten von einigen Hundert Kaffern, die plötzlich aus dem dunklen Walde hervorbrechen wollten, überwältigt zu werden.

Die ersten Tage verwandte ich zwei Stunden auf das Ankleiden, nicht aus Eitelkeit, sondern nur, um meine Zeit so viel als möglich zu verkürzen Ich verzehrte mein Frühstück so langsam, daß mein Kaffee kalt war, ehe ich damit noch zu Ende gekommen; ich rauchte wie ein Kalkofen und trank sogar (Schande über mich!) Branntwein wie ein — Holländer.

Doch alles dessen wurde ich bald überdrüssig; das Rasiren gab ich als überflüssigen Luxus auf; ich trug keine anderen Kleider, als ein Hemd, ein Paar Hosen, ein Paar Schuhe und Strümpfe. Ich trank nicht mehr, noch kleidete ich mich, noch aß, noch rauchte ich; ich lag den ganzen Tag und — vegetirte.

Etwa den fünften bis sechsten Tag — ich achtete wenig auf den Verlauf der Zeit — sah ich einen Reiter auf den Posten zukommen. Als er sich näherte, bemerkte ich, daß es der Schwarze war. Obwohl ich seinen Zweck schon errathen konnte, so war ich doch froh, ihn zu sehen, da ich überzeugt war, er würde meines Dienstes in einer oder der andern Weise bedürfen, was mich der fürchterlichen Einförmigkeit meines Lebens entziehen werde. Ich sprang auf und begrüßte ihn.

„Nun, was gibt's?“ rief ich ihm zu, als er heran kam.

„Wo ist der Herr?“ fragte er.

„Ich bin jetzt Herr hier, was wollt Ihr?“

„Ach, Herr, diese schwarzen Schufte (die Kaffern) haben drei meiner Pferde gestohlen.“

„Ich bin erfreut, Hurrah! rief ich aus, und setzte meinen breitrandigen Hut auf.

Der Schwarze sah mich ganz verwundert an.

„Nun weiter, sagt mir, was Ihr wollt.“

„Ich wünsche, daß der Herr durch seine Leute für mich die Spur verfolgen lassen möge, um zu sehen, ob wir die Schurken fangen können.“

„Ganz recht, Wache heraus! Holla!“

Ich war ein ganz neuer Mensch. Das vor Kurzem noch in meinen Adern stockende Blut lief nun wieder frei herum; die Schläfrigkeit, welche alle meine Sinne umnebelt zu haben schien, war verschwunden und alle

meine Thätigkeit war wieder aufgeweckt. Fort ging es; ich und Piet zu Pferd, die Mannschaften zu Fuß. Als wir Piet's Kraal erreicht hatten, zeigte er den Hottentotten die Richtung der Spur oder die Fährte der vermißten Pferde; dies Völkchen ging nun vorauf und wir folgten unter ihrer Leitung; denn nicht ein einziger von uns Europäern konnte auch nur das geringste Zeichen eines Huftrittes unterscheiden, während die Hottentotten und Piet sie allem Anscheine nach so deutlich sahen, als das Gras selbst. Etwa 1½ Meile von dem Kraal entfernt, verschwand die Spur im Walde, war also natürlich verloren, so auch die Pferde von Piet. Wären wir im Stande gewesen, sie bis über die Grenze irgend eines Kaffern-Häuptlings zu verfolgen, so wäre dieser Häuptling nach der halbjährlichen Abrechnung verpflichtet gewesen, sie zu ersetzen, indem er eine gleiche Zahl von Pferden, die auf diese Weise bis in sein Land aufgespürt waren, an das Gouvernement zurückgeben mußte. Da aber die Kaffern meist zu klug sind, als daß sie den ganzen Weg über das offene Feld zurücklegen und so eine Spur hinterlassen sollten, so vermögen sie neun Mal unter zehn Mal ihre Beute in Sicherheit zu bringen, ohne die geringste Furcht, daß dieselbe je zurückverlangt werden möchte; denn den Kolonisten ist es verboten, in das Kafferland einzudringen, um da ihr gestohlenes Vieh aufzusuchen, obgleich sie, wenn sie das thäten, wahrscheinlich ihr Vieh sicher und ruhig in dem nächsten Kaffern-Kraal im Besitze des Diebes selbst finden würden, der es eben erst gestohlen hat.

Nachdem wir unseren „tapfern Dienst" beendigt, gingen wir wieder nach unserer Station zurück, und nun schmeckte mir das zähe Fleisch und der Mais besser als je, denn — ich hatte wirklich an diesem Tage *etwas* gethan.

Am nächsten Morgen beschloß ich, zu dem alten Jan Rens, dem holländischen Soldatenhasser zu reiten; ich bestieg meinen Klepper, nahm mein Gewehr auf die Schulter und trabte weg. Nach einem Ritt von einigen Stunden befand ich mich an Jan's Wohnung, die auf einer ziemlich fruchtbar scheinenden Ebene lag. Das Haus selbst war, wie alle Häuser der Kap'schen Boer's, von Flechtwerk mit Mörtel beworfen, nebst einem Strohdache und einem Giebel in der Mitte desselben. In dessen Nähe lagen geräumige Kraals für das Vieh, einige Hottentotten-Hütten und ein Haufe

klaffender, hungeriger Hunde. Eine hohe, kräftige Figur stand in der Hausflur, die ich mit Recht für Jan selbst hielt.

„Guten Tag! Mynheer," sagte ich im besten Holländisch — ich kannte freilich nur fünfzig Worte dieser Sprache — und aus diesen eine Unterredung zusammen zu stoppeln, schien eben nichts Leichtes.

Mynheer war „mürrisch" anzusehen, doch bat er mich, abzusteigen und einzutreten; denn, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein holländischer Boer vergißt nie, gastfreundlich zu sein. Ich nahm seine Einladung an, und setzte mich in dem Vorhause oder großen Mittelraum des Hauses nieder.

Der Holländer fragte mich, wer ich sei? Ich bemerkte jedoch, daß ich in seiner Achtung eben nicht stieg, als ich ihm meinen Stand ankündigte. Ich versuchte den guten Alten mit jedem Gegenstande, für den ich nur ein Wort aufzufinden vermochte, zu unterhalten; doch mit geringem Erfolg, bis ich mich zuletzt nach der Jagd bei ihm erkundigte. Er sah mich groß an, als wollte er sagen: „Was, zum Henker, verstehst denn Du davon?" Dessenungeachtet ließ er sich herab, mir mitzutheilen, daß er gegenwärtig nicht selber mehr auf die Jagd gehe, wenn nicht etwa ein Löwe gejagt werde. Dazu sei er alle Tage bereit und hoffe, morgen einen Löwen erlegen zu helfen. In einem Anfall von Jagdlust sprang ich auf, faßte den alten Gesellen bei der Hand, und bestand darauf, ihn begleiten zu dürfen. Mit einem Male stieg ich mindestens sechs Fuß in seiner Achtung; er gab mir eine Pfeife und etwas Kap-Branntwein, hing, als ich fortritt, drei Melonen an meinen Sattel, und lud mich auf der Stelle für die morgende Löwenjagd ein.

An diesem Tage speiste ich mit dem Appetit eines Vielfraßes.

Ich habe die ganze Nacht gewiß nicht fünf Minuten geschlafen, so sehr erregte der Gedanke an die morgende Löwenjagd meinen Geist.

Um 10 Uhr des folgenden Morgens war ich wieder an des alten Jan Rens Thüre; jetzt aber begrüßte mich der gute Mann mit ächter Biederkeit, obgleich er mein Gewehr mit zweifelnden Blicken betrachtete; denn ein holländischer Boer vertraut nie auf irgend eine andere, als auf seine eigene lange Flinte, welche kaum kürzer als sechs Fuß ist, und wenig unter 100 Pfund wiegt.

Sechs oder acht Boers trafen beim Frühstück ein, und nach demselben brachen wir Alle mit etwa 20 Hottentotten und 50 Hunden auf, unter denen nicht ein einziger war, dessen Abstammung auch der kundigste Hundekenner herzuleiten vermocht hätte.

Nach einem Ritt von einer halben Stunde kamen wir zu dem Ort, wo man glaubte, daß der Monarch des Waldes sein Versteck habe; vor zwei Tagen hatte er einen jungen Ochsen weggeschleppt, und das Blut desselben war von dem alten Jan selbst bis zu dem Dickicht hin aufgespürt worden; dem wir uns eben näherten. Die Hunde wurden jetzt losgelassen und begannen furchtbar zu bellen, wie sie unaufhörlich thun, so daß man nie weiß, ob sie wirklich ein Wild aufgespürt haben oder nicht. In aller Eile wurde ein Kriegsrath gehalten, um unsern Angriffsplan festzusetzen; doch noch waren kaum zwei Worte von den Berathenden gesprochen, als einige unserer Pferde zu schnauben und zu zittern begannen, und ein alter Holländer ausrief: „Allmachtig!“ (Allmächtiger!)

Als wir unsern Blick in der Richtung der seinigen hinwandten, sahen wir etwa 90 Fuß von uns einen herrlichen Löwen gerade von einer Wendung des Pfades aus dem Walde hervorkommen, und uns ein wenig erstaunt, doch kaltblütig anschauen. Meinem eigenem Antriebe folgend, wollte ich sofort meinen Doppelläufer von der Schulter nehmen und auf ihn losbrennen; doch der alte Jan schrie mir zu, still zu bleiben. In demselben Augenblicke wandte sich der Löwe von uns ab und ging ruhig fort. Wir folgten ihm in gleicher Weise, doch bald beschleunigten einige der verwegensten unter den Jägern ihre Schritte, worauf Seine Majestät sich herumdrehte, und sagen zu wollen schien: „Laßt mich meines Weges gehen, so bekümmere ich mich nicht um euch; wenn ihr mir aber lästig werdet, — nehmt euch in Acht!“

In diesem Augenblicke sprangen die Hunde aus dem Wald und griffen ihn von hinten an. Einen Moment schien er in Zweifel, was zu thun sei, — in einem folgenden Augenblicke stürzte er mit einem furchtbaren Gebrüll, das ich bis zum letzten Augenblicke meines Lebens nicht vergessen werde, auf uns, — ja, auf mich los! Von dem, was weiter geschah, habe ich nichts als eine dunkele Erinnerung; ich weiß nur, daß ich meinen Lauf abschoß, ohne Zweifel wild genug; im nächsten Augenblicke hatte der Löwe

mit einem furchtbaren Sprung mich rückwärts auf die Erde niedergeworfen, empfing aber (wie ich später hörte), in demselben Moment von der nie fehlenden Hand des alten Jan Rens eine Kugel ins Herz.

Vierzehn Tage später erwachte ich aus einem tiefen Schlafe, und fand mich in der Besserung von einem Gehirnfieber, welches mir der Schlag auf den Kopf verursacht hatte, den ich bei meinem Sturze erhalten. Ich lag in des alten Jan Rens bestem Bette, und seine alte freundliche „Frouw" pflegte mich mit der Sorge und Freundlichkeit einer liebenden Mutter. Der alte Mann selbst zeigte mir, sobald ihm nur das Sprechen mit mir erlaubt war, die Löwenhaut, welche er für meine Trophäe erklärte, — obwohl der Himmel weiß, wie gering mein Anspruch darauf war. Dessenungeachtet nahm ich sie als Geschenk meines freundlichen Wirthes an — und bewahre sie um seinetwillen noch bis zu diesem Tage.

Ich war nicht eben traurig, als ich vernahm, daß ich in meinem Kommando des „Blink-Postens" ersetzt worden war und den Befehl erhalten hatte, sobald ich wieder hergestellt sei, nach Graham's-Stadt zurückzukehren. Wie sehr ich auch bedauerte, von den lieben Leuten mich trennen zu müssen, die mir doppelt das Leben gerettet, so konnte ich doch nicht umhin, zu denken, daß es wohl werth sei, ein Hirnfieber zu erhalten, wenn man dadurch von dem Kommando eines Kap'schen Vorpostens befreit werde.

VI.

Der wilde Hund in Südafrika.

Nicht selten stößt man auf den buschbedeckten Höhen des Kaplandes auf ein Rudel wilder Hunde oder Jagdwölfe, wie man sie hier nennt. Diese Thiere jagen in Rudeln von 10 bis 60, aber nur bei Nacht; bei Tage flößen sie den Antilopen, die sonst gewöhnlich ihre Beute sind, keine Unruhe ein; diese entfernen sich nur, wenn sie die Hunde merken, und grasen in einiger Entfernung wieder. Aber früh am Morgen oder spät am Abend sucht der Hund seine

Beute und ist in der That ein furchtbarer Feind. Ein Thier, das er einmal ausersehen hat, entgeht ihm selten, das starke Gnu und der flüchtige Springbock werden gleichmäßig seine Opfer. Vergebens drängt sich das verfolgte Thier in eine Heerde und sucht dadurch das Auge des Verfolgers zu täuschen, die wilden Hunde folgen durch Geruch und Auge der zuerst gewählten Beute mit unwandelbarer Sicherheit und geben keinen Augenblick Rast, bis das Opfer am Boden liegt. Zu dem Ende hat jedes Rudel einen Führer, der abgelöst wird, sobald er ermüdet ist, denn die andern schneiden Umwege ab, was der nach dem Geruch verfolgende Hund nicht thun kann. Sollte der Geruch durch den Zug einer zweiten Heerde über den Pfad verloren gehen, so zerstreuen sich die Hunde und spüren umher mit dem Scharfsinne eines wohldressirten Fuchshundes. Hat einer die rechte Spur wieder gefunden, so gibt er durch Bellen ein Zeichen; die übrigen versammeln sich dann um ihn, und haben sie sich der Richtigkeit der Spur versichert, so beginnt die Verfolgung aufs Neue. Sie fassen ihre Beute an den Hinterbeinen und durch wiederholte Bisse ist sie bald unfähig, ihre Flucht fortzusetzen; dann wird sie niedergerissen und in unglaublich kurzer Zeit aufgefressen. Einer meiner Freunde sah ein Rudel solcher Hunde einen Springbock verfolgen, setzte selbst nach, um den Ausgang der Jagd zu sehen, und nachdem er eine Meile geritten war, wurde der Bock niedergerissen. Obgleich mein Freund hart hinterherritt, fand er doch den Bock schon halb aufgefressen.

Ein höchst ungewöhnliches Schauspiel stieß mir bei einer Löwenjagd auf. Ich bemerkte eine große Bewegung unter einer Heerde Gnus, die ihrer Gewohnheit nach am frühen Morgen in die Ebene hinabstiegen, um zu grasen. Als ich sie durch ein Fernglas beobachtete, bemerkte ich ein großes Rudel wilder Hunde, die sich in einer Linie von etwa einer halben Stunde in der Länge ausdehnten, und wovon ein Theil dem andern das Wild entgegentrieb. Ein junges Gnu, das sich von der Heerde entfernte, ward bald niedergerissen und verschwand rasch unter ihrem eifrigen Gebiß. Da es nun an Nahrung für meine eigenen Hunde fehlte, so ritt ich rasch heran, trieb die wilden Hunde weg und ließ meine eigenen fressen. Die rechtmäßigen Eigenthümer drückten ihren Unwillen über diese widerrechtliche Anmaßung durch wiederholte Angriffe und wüthendes Bellen aus, da

sie aber sahen, daß wir uns nicht wegtreiben ließen, suchten sie eine andere Beute auf. Eine Heerde Gnus war in der Nähe; abermals breiteten sich die Hunde in langer Linie aus und versuchten dieselbe List, die ihnen bereits gelungen; dessenungeachtet aber wurden sie zurückgeschlagen, denn so bald die Gnus ihre Absicht entdeckten, rüsteten sie sich zur Vertheidigung. Ein altes Gnu, wahrscheinlich der Führer der Heerde, trieb sie sämmtlich zu einer festen Masse zusammen, die jungen in die Mitte, während die alten ein wahres Quarrée um sie her bildeten und dem anrückenden Feinde ihre Hörner entgegenstreckten; die Hunde griffen an, die Gnus aber standen fest und alle Angriffe wurden abgeschlagen. Endlich sammelten sich die Hunde wie zu einer Berathung, die aber gegen fernere Feindseligkeiten ausfiel, denn sie zogen sich alsbald, aber mit wahrem neidischen Blicke gegen die siegreichen Gnus, zurück.

Die Disciplin, welche hierin liegt, erstreckt sich auch darauf, daß sie besondere Jagddistrikte einhalten; jedes Rudel hat seine eigenen, auf die andere nicht kommen dürfen. Manchmal sieht man auch einen einzelnen Hund, wahrscheinlich aber nur, weil er wegen irgend eines Vergehens von den andern verjagt wurde, denn ihre Disciplin erstreckt sich augenscheinlich auch auf ihr häusliches Leben. Die holländischen Boeren erzählen, wenn irgend einer ihrer Hunde einen wilden anpacke, so wende sich das ganze Rudel gegen ihn, und wenn ihm sein Herr nicht zu Hülfe komme, werde er schnell überwältigt und ganz wörtlich in Stücke zerrissen.

Man sieht hieraus, daß diese Thiere zwar viel klüger und begabter als der Wolf, aber bei weitem schwächer und feiger sind, da sie selbst in Masse kein starkes Thier anzugreifen wagen und vor dem Menschen nach einigen kräftigen Stockschlägen fliehen. Auch sind sie bei weitem nicht so groß und körperlich ausgebildet wie die bessern Racen der gezähmten Hunde, von denen uns das Alterthum sowohl als die neuere Zeit unglaubliche Beispiele des Muthes und der Kraft erzählen. Der große in Pompeji ausgegrabene Windhund mit dem goldenen Halsbande rettete dessen Inschrift zufolge, seinem Herrn das Leben, indem er in Asien einen Tiger nach blutigem Kampfe überwand und erst nach langer Zeit von seinen Wunden glücklich genas. In Spanien dagegen gelang es 1781 einer langhaarigen und sowohl durch Klugheit als Stärke ausgezeichneten Dogge, einen

ausgewachsenen Bären, der einen Hirtenbuben verfolgte, nach halbstündigem Kampfe zu erwürgen. Dieser Hundeheros war nach der „Chronik von Sevilla“ 3 Fuß 5 Zoll hoch, graubraun, und hatte solche Kraft im Gebiß, daß er die Sprossen einer Leiter in wenigen Griffen zerbrach. Er zog einst ein achtjähriges Mädchen aus dem Guadalquivir, faßte es behutsam in den Gürtel und sprang damit, um schneller die Wohnung seines Herrn zu erreichen, über einen 7 Fuß breiten Graben, ohne dem Kinde, das sich seinem Retter um den Hals klammerte, irgend wehe zu thun.

VII.

Die Wirthschaft eines holländischen Boers.

Es war im Jahre 1820, als sich eine Gesellschaft brittischer Kolonisten, an deren Spitze Thomas Pringle stand, in dem Thal Glen-Lynden auf dem Kap niederließ. Da die Größe des Landgebiets, das der Gesellschaft angewiesen war, zur bequemen Einrichtung aller Familien nicht hinreichte, so ließ die Kolonialregierung ihr die Wahl zwischen einer weiteren Ausdehnung ihres gegenwärtigen Gebiets und einem andern Wohnplatz von größerem Umfang in dem untern Theile des Thales. Um sich mit einigen Freunden darüber zu berathen, unternahm Pringle einen weiteren Ausflug, von dem er folgende Schilderung entwirft.

Damals, erzählt Pringle, führte noch kein anderer Fahrweg aus dem Thale, als der gefährliche und mühsame Weg, den wir bei unserer Ankunft für die Packwagen uns neu gebahnt oder ausgebessert hatten. Da ich aber jetzt auf einem der leichten und dauerhaften Pferde des Landes ritt, einen raschen Hottentottenknaben als Führer hatte, der jeden Gebirgspaß und jeden Steig durch waldige Thäler kannte, kümmerten wir uns wenig um gebahnte Wege, und gingen über die Gebirge in gerader Richtung auf Cradock zu. Als wir auf den steilen und felsigen Gipfel der Gebirgskette

gekommen waren, welche das Thal Glen=Lynden von dem des Tarka trennt, war ich über den mir plötzlich geöffneten veränderten Anblick der Landschaft und ihrer Producte erstaunt. Hinter uns das Gebirg felsig und unfruchtbar dem Anscheine nach, doch hin und wieder, wenn auch dürftig, mit Gras bedeckt, während das Thal selbst, mit seinen Akazienhainen und grünen Wiesen gleich einem kleinen Gosen an Fruchtbarkeit und Schönheit erschien. Vor uns öffnete sich gegen Westen das Tarkathal in dunkler Ferne, mit seinen wilden unbebauten Schluchten, die sich durch Reihen düsterer Berge durchwanden, und welche, je näher sie dem Hauptthale kamen, in einzelne steile, dürre und felsige Spitzen ausliefen, und zuweilen seltsame, kegelförmige Gestalten annahmen, was der Gegend ein sonderbares, doch eintöniges Ansehen gab. Die niedern Abhänge dieser Berge waren hie und da mit niederm Strauchholz bewachsen. Außer dem Saum von Weiden und dornigen Mimosen, welche gewöhnlich die Ufer der Flüsse und Gebirgsströme begrenzen, waren keine Bäume da. Von Gras fand man wenig oder keine Spur, außer an einigen Schluchten und Abhängen der Berge. Die ganze Gegend erschien wie eine trostlose Wüste; selbst das angeschwemmte Land längs dem Flußufer bot den Anblick eines braunen Haidegrundes.

Auf einem steilen, steinichten Pfad, den Quaggas und anderes Hochwild gebahnt hatte, stiegen wir vom Rücken des Gebirgs herab, und folgten dem rauhen Bette eines Gebirgswassers, bis wir nach einem Ritt von drei Stunden den Hof Elands=Drift (d. h. Furth der Elenthiere) im Tarkathale erreichten. Dies war die Wohnung eines alten holländischen Boers, Namens Winzel Kötzer, zur Zeit unser nächster Nachbar. Da sein Haus, seine Wirthschaft und Lebensweise zugleich ein gutes Bild von der ganzen Klasse gewähren, die in der Nachbarschaft unseres Wohnorts sich befand, so will ich sie etwas genauer beschreiben.

Als wir auf den Ort zuritten, der aus drei oder vier mit Stroh gedeckten Häusern und einigen Rohrhütten (hartebeest huisjes) bestand, die von den Hottentotten=Dienern bewohnt waren, begegnete uns eine Schaar von zwanzig bis dreißig Hunden, welche im Schatten der Hütten gelegen hatten, und nun auf uns lossprangen mit offenem Maul und einem entsetzlichen Lärm, wie es in jedem Hofe gewöhnlich bei Annäherung eines

Fremden der Fall ist. Am Tage beschränken sich die knurrenden Wächter meistens auf geräuschvolle Demonstrationen, aber des Nachts ist die Annäherung an einen Hof nicht wenig gefährlich, denn viele dieser Thiere sind wild und stark, und greifen ohne Umstände einen Fremden an, der das Unglück hat, ihnen verdächtig zu erscheinen. Das Hundegebell brachte Arend Kötzer, einen der Söhne des Besitzers, aus dem Hauptwohnhause, einen offenen jungen Burschen, der uns schon früher in Glen-Lynden besucht hatte. Als er uns so belagert sah, kam er uns sogleich gegen das Hundegetümmel zu Hülfe, das er mit großer Heftigkeit auseinander trieb, indem er einige der halbabgenagten Knochen und Stierhörner, welche in Menge herumlagen, nach ihnen schleuderte. Der junge Boer freute sich mich zu sehen, und führte mich zu seiner Mutter und seinen Schwestern, einer Matrone von ruhigem Aeußern und zwei verschämten Mädchen, die eben aus dem Hause traten. Mein Begleiter war schon mit ihnen bekannt. „Wil Mynheer afzadel?“ (Will der Herr nicht absatteln) war die erste Frage. Ob es gleich noch früh am Tage war, willigte ich doch ein, die Nacht bei ihnen zuzubringen, um mit unsern ländlichen Nachbarn besser bekannt zu werden.

Beim Eintritt ins Haus fand ich den alten Boer noch nicht von seinem Mittagsschläfchen erwacht, eine Gewohnheit, die in der Kolonie durchgängig herrschend ist. Doch ließ er nicht lange auf sich warten, und nahm, als er uns mit rauher Herzlichkeit die Hände geschüttelt hatte, von einem Sims eine Flasche Branntwein herunter, und nöthigte mich, mit der Versicherung, es sei guter Branntwein, er habe ihn selbst aus eigenen Pfirsichen gezogen, einen Schnaps (zoopje) mit ihm zu trinken. Ich kostete den Spiritus, der farblos war und den Geschmack schlechten Whiskey's hatte, zog es aber vor, mich mit einer Tasse Thee zu erquicken, welcher unterdeß von der respectablen und thätigen Frau bereitet und für mich eingeschenkt worden war. Dies „Theewasser“ wird mehr durch Kochen als durch Aufgießen des chinesischen Blattes gemacht, und wenn es durch eine gewisse Masse kochenden Wassers verdünnt ist, wird es ohne Beimischung von Milch oder Zucker jedem Gaste angeboten, der im Laufe der Hitze des Tages zufällig eintreffen mag. Eine kleine Zinnbüchse mit Zuckerkant wird zuweilen mit dem „Theewasser“ herum gereicht, aus welcher Jeder ein

Stückchen nimmt, um es im Munde zu behalten, und so das Getränk, während er es trinkt, mäßig zu versüßen. Bei dieser Erfrischung führte ich die Unterhaltung mit meinem Wirth und seiner huisvrouw (Hausfrau) ziemlich fließend in gebrochenem Holländisch, und erfreute sie nicht wenig durch die Mittheilung der neuesten politischen Nachrichten, die ich aus Europa erhalten hatte, und nach denen der alte Kötzer sehr begierig war.

Die Wohnung meiner gastlichen Nachbarn war nicht berechnet, einem Engländer das Bild besonderer Behaglichkeit einzuflößen. Es war ein Haus ziemlich von der Größe und dem Ansehen einer altmodischen schottischen Scheune. Die Mauern waren dick und fest aus einer starken klebrigen Thonmasse gebaut, einem Material, das man, gut zubereitet, wie Backsteine in Lagern aufschichtet und das in diesem trocknen Klima schnell einen großen Grad von Härte erlangt, weshalb es der Haltbarkeit wegen den gebrannten Ziegeln nicht nachgesetzt wird. Diese Mauern, die ungefähr neun Fuß hoch und ziemlich glatt und gerade waren, hatte man von innen und außen mit einer Mischung Sand und Kuhmist abgerappt, und dies später mit einer Art Pfeifenthon oder Leim aus verbrannten Muscheln, weiß gewaschen, wodurch das Ganze ein recht reinliches und helles Ansehn bekam.

Das Dach war zierlich mit einer Art harter Binsen gedeckt, die man für dauerhafter und weniger feuerfangend hielt, als Stroh. Unter dem Dache war keine Decke, aber die Querbalken über uns waren mit einem bunten Allerlei von verschiedenen Arten Werkzeug und Lebensmitteln behangen, als Jagdgeräth, getrocknetes Fleisch von verschiedenem Wildpret, große Peitschen von Rhinoceros- und Hippopotamus-Leder (sjamboks genannt), Leoparden- und Löwen-Häute, Straußeneier und Federn, getrocknetes Obst, Zwiebelreihen, Tabakrollen, Bambus für Peitschenstöcke Flaschenkürbisse und eine Menge anderer Artikel. Ein großer Stoß selbstgemachter Seife schmückte den obern Theil einer Seitenwand.

Das Haus war in drei Gemächer getheilt; das eine, worin wir saßen, Voorhuis genannt, ging unmittelbar ins Freie hinaus und ist das Zimmer, worin die Familie sich stets aufhält, ißt und Besuche empfängt. Ein besonderes Zimmer (slaapkamer), wurde auf beiden Seiten dieser Halle durch Scheidewände derselben Höhe und Bauart wie die Außenwände

gebildet. Der Fußboden, wenn auch nur von Lehm, doch ungewöhnlich rein und hart, war, wie ich erfuhr, aus Ameisenhaufen gemacht, die zu Staub gestoßen und dann angefeuchtet und wohl gestampft, eine große Haltbarkeit und Festigkeit gewinnen. Wenn man solche Fußböden macht, darf man aber nur solche Ameisenhaufen dazu verwenden, die zerbrochen und von den Aard-vark (Ameisenfressern) bereits geplündert sind, und in Folge dessen von den überlebenden Insekten verlassen wurden; sonst möchte man, alles Zerstoßens ungeachtet, doch finden, daß einige der lästigen Thiere unter unsern Füßen sich einheimisch gemacht haben. Der Boden wird sorgfältig jeden Morgen mit Wasser, worunter man frischen Kuhmist mischt, gewaschen, um ihn kühl und frei von Ungeziefer, besonders von Fliegen zu erhalten, die in solchen Wohnungen oft eine unerträgliche Plage werden können.

Das Haus bekam das Licht durch vier viereckige Fenster von vorn — eines in jedem Schlafzimmer und zwei im Vorhaus — wie auch durch die Thür, welche, wie es schien, nur des Nachts geschlossen wurde. Die Thüre bestand aus Rohrstäben, die kunstlos an ein Weidengeflecht befestigt und durch Riemen aus Rindsleder an die Thürpfosten gebunden waren. Die Fenster waren ohne Glas und wurden des Nachts mit ungegerbten Quaggafellen verschlossen. Im ganzen Wohnhaus befand sich weder Ofen noch Kamin; die Küchengeschäfte wurden in einer kleinen kreisförmigen Hütte aus Thon und Rohr besorgt, die vor dem Hause stand. Die Mobilien des Wohnzimmers bestanden aus einigen hölzernen Tischen, einigen Stühlen, Schemeln und Wagenkasten; einem ungeheuern Butterfaß, worin alle Milch mit Ausnahme der für die Kälber, täglich hineingegossen und jeden Morgen gebuttert wurde; einem großen eisernen Topf zum Seifekochen, einigen hölzernen Krügen mit kupfernen sehr blank gescheuerten Reifen; einem Schenktisch mit dem Bedarf der Familie an hölzernen Schalen, Tellern, zinnernen Terrinen, Branntweinflaschen und einem ganzen Heer Flaschen voll holländischer Quacksalbereien. Ein Theegeschirr und ein kupferner Theekessel durch ein Kohlenbecken erwärmt — welcher mit einem Aufsatz holländischer Theetassen und einer großen, mit kupfernen Klappen versehenen holländischen Bibel, einen kleinen Tisch einnahmen, an welchem die Hausfrau präsidirte, machte das Inventarium vollständig.

In den Schlafzimmern, in denen ich mehr als einmal bei späteren Gelegenheiten schlief, befanden sich eine oder mehrere große Bettstellen, ohne Vorhänge und Bettpfosten, doch mit guten Federbetten, welche auf elastischen Flechten aus Rindslederriemen nach Art der Rohrstühle, ausgebreitet waren.

In einem Winkel der Halle hing an einem Balken ein Stück eines geschlachteten Schafes, und man sagte mir, daß täglich zwei, zuweilen auch mehrere Schafe für den Verbrauch der Familie geschlachtet würden; denn die Hottentottenhirten und ihre Familien nährten sich, wie des Hausherrn eigene Familie, größtentheils von Hammelfleisch, besonders im Sommer, wo das Rindfleisch nicht gut aufbewahrt werden konnte. Die geschlachteten Thiere schienen hauptsächlich zu Verhütung alles unnützen Verbrauchs an diesem Orte aufgehängt zu sein, weil sie hier stets unter dem Auge der Hausfrau waren, welche in diesem Lande statt des alten sächsischen Titels: „Brodgeberin" (hlaefdiga lavedy, woher der Name lady) eigentlich „Fleischgeberin" genannt werden könnte. Fleisch und nicht Brod ist hier die Stütze des Lebens; und diese Kolonisten finden es nicht seltsamer, ein geschlachtetes Schaf im Voorhuis aufgehängt zu haben, als eine Pächtersfrau in England das große Hausbackenbrod auf dem Tisch in ihrer Halle zu wissen, um zugleich davon mittheilen zu können. Und in der That war damals ein Pfund Weizenbrod in diesem Theile der Kolonie drei oder viermal theurer als ein Pfund Fleisch.

Die Kleidung hatte nichts besonderes Bemerkenswerthes. Die der Frauen glich bedeutend dem Costüme der Dorfbewohner Englands vor dreißig oder vierzig Jahren, nur war sie in gewisser Hinsicht unsauberer. Die Männer trugen lange weite Beinkleider von Schaf- oder Ziegenleder, das ihre Diener gerbten, und das in der Familie verarbeitet wurde. Ein Hemd von gewürfelter Leinewand, eine Jacke von grobem Frieß oder Baumwolle, je nach dem Wetter, und ein breitgekrämpter weißer Hut, vollendeten den Anzug. Schuhe und Strümpfe schienen nicht für wesentliche Bestandtheile des Anzuges bei beiden Geschlechtern zu gelten, und wurden nur selten getragen, außer wenn sie zur Kirche oder zu Lustbarkeiten (vrolykheids) gingen. Doch dienen eine Art Sandalen zum gewöhnlichen Gebrauch, die man Veld-schoehen (Feldschuhe) nennt und deren Gestalt,

wie ich glaube, ursprünglich von den Hottentotten entlehnt ist. Sie werden aus rohem Rindsleder mit einem Oberleder von gegerbtem Schaf- oder Ziegenleder gemacht, und nähern sich sehr den Holzschuhen der alten schottischen Hochländer.

Schon früher hatte ich gehört, daß die thätige Frau Kötzer zuweilen Lederanzüge zum Verkauf fertige, und bestellte daher eine Reise-Jacke und Beinkleider von gegerbtem Springbockleder, die Letztern mit Leopardenpelz besetzt; der Preis für das Ganze war dreizehn Fix-Dollars oder ungefähr ein Pf. St. Auch kaufte ich das Fell eines sehr schönen Leoparden, den einer der jungen Kötzer kürzlich geschossen hatte, für ein halbes Pfund Schießpulver.

Der alte Kötzer und seine Familie war, wie alle holländischen Kolonisten in den ferneren Gegenden, außerordentlich neugierig, und ich wurde mit einer Menge Fragen, meist über sehr geringfügige Gegenstände, überhäuft. Die Engländer fühlen sich hierbei bald gelangweilt, doch ohne genügenden Grund; denn ob es gleich Mangel an Erziehung verräth, so ist es doch keineswegs mit Rohheit und Grobheit verbunden; es ist nur die Folge der ungezügelten Neugier bei Menschen, welche in einem unangebauten schlecht bevölkerten Lande leben, denen der Anblick eines Fremden ein seltenes Ereigniß und Neuigkeiten jeder Art höchlich willkommen sind. Anstatt deßhalb hochmüthig und verdrossen das Entgegenkommen zu gegenseitigem Vertrauen zurückzuweisen, beantwortete ich ihre Fragen bereitwillig, die sich sogar auf mein Alter, auf die Zahl, die Namen und das Alter meiner Familie und meiner Verwandten, das Ziel und die Dauer meiner gegenwärtigen Reise und ähnliche Dinge bezogen. Meinerseits legte ich ihnen ähnliche und noch mannigfaltigere Fragen vor, welche sie sämmtlich mit der größten Offenheit beantworteten, und mit meiner Freimüthigkeit höchlich zufrieden schienen. Auf diese Weise erfuhr ich bald, daß mein Wirth acht oder zehn Brüder habe, alle tüchtige Grenzviehmäster wie er, alle mit zahlreichen Familien versehen. Seine eigne Familie bestand, wenn ich mich recht erinnere, aus sechs Söhnen und eben so viel Töchtern, von denen einige in der Nachbarschaft verheirathet und ansässig waren. Zwei seiner Söhne mit ihren Frauen und Familien lebten gegenwärtig bei ihm in Hütten, die neben seinem Hause waren.

Die alte Frau sagte mir, daß sie selbst aus einer französischen Hugenotten-Familie abstamme, die nach der Widerrufung des Edicts von Nantes sich in der Kolonie niedergelassen habe. Ihr Vater, sagte sie, habe französisch gesprochen, doch sie selbst kenne nur die holländische Sprache. Dessenungeachtet hatten ihre Manieren und ihr Benehmen etwas von französischer Feinheit und Anmuth behalten, das recht gut mit der batavischen Plumpheit ihres Mannes contrastirte.

Nachdem wir die gewöhnlichen Kapitel der Unterhaltung auf dem Lande erschöpft hatten, schlug ich einen Spaziergang in den Umgebungen vor, und wir machten uns auf, begleitet vom alten Winzel und seinem Sohne Arend. Sie führten mich zuerst in den Obstgarten, der von bedeutender Ausdehnung war und eine große Menge Obstbäume im gedeihlichsten Zustande enthielt. Die Pfirsichbäume, die in der Blüthe standen, waren die zahlreichsten; doch fand man auch Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-, Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäume in Menge, und ganze Alleen von Feigen und Granatäpfeln. Der äußere Zaun bestand aus einer hohen Hecke von Quitten. Auch war ein schönes Citronenwäldchen und einige junge Orangenbäume da. Die Letztern müssen im Winter geschützt werden, bis sie eine beträchtliche Höhe erreicht haben, da der Frost sie in diesem hochliegenden Thale leicht verderben kann. Alle andern Früchte werden mit Leichtigkeit aufgezogen; Pfirsichbäume tragen oft schon im dritten Jahre. Aus Mangel an Pflege jedoch, oder an Geschicklichkeit im Pfropfen, sind wenige dieser Früchte in diesem Theile der Kolonie von besonderer Güte oder zartem Geschmack. Die Pfirsiche besonders sind nur mittelmäßig; aber da sie meist nur gezogen werden, um Branntwein zu machen oder um sie getrocknet zu essen, sieht man auf ihren guten Geschmack nicht sehr. Einige Maulbeerbäume, die vor dem Hause standen, waren groß und blühend, und trugen, wie man mir sagte, eine große Menge Früchte. Es war nicht die wilde weiße Maulbeere, die man in Europa für die Seidenwürmer zieht, obwohl auch diese Sorte in den meisten Theilen der Kolonie ausgezeichnet gut fortkommt.

Dem Küchengarten fehlte die Reinlichkeit sehr; er enthielt aber eine große Menge nützlicher Pflanzen. Zwiebeln wurden in großer Fülle und in gleicher Güte wie die spanischen gezogen. Kürbisse, Gurken, Bisam-

und Wassermelonen baut man in Ueberfluß. Auch die liebe Kartoffel wächst hier.

Neben dem Obst- und Küchengarten war ein kleiner, aber gut erhaltener Weinberg, der eine Menge sehr schöner Trauben lieferte, welche man aber, wie die Pfirsiche, meistentheils zu Branntwein verwendet.

Den Obstgarten, Weinberg und Küchengarten nebst ungefähr zwanzig Morgen Getreideland, das daneben lag, bewässert ein kleiner Gebirgsbach, welcher vor dem Hause in einem künstlichen Kanal aufgehalten, dann in das Land geleitet wurde. Diese kleine Strecke Land war Alles, was bei einem Besitz von ungefähr sechstausend Morgen bebaut werden konnte; doch reichte es für die Bedürfnisse einer zahlreichen Familie völlig hin. Der eigentliche Reichthum des Guts aber, so weit er verkaufbare Waare betraf, bestand in den Schaf- und Rinderheerden, welche auf den großen Weideplätzen gezogen wurden. Dies gab der alte Winzel selbst zu verstehen, als er eine Lücke in dem Gartenzaun mit einem dornigen Mimosenaste verschloß, uns nach den Kraals oder Viehställen führte, und in heiterer Fröhlichkeit ausrief, während er auf eine entfernte Staubwolke zeigte, die sich das Thal aufwärts bewegte: „Maar daar koomt myn vee — de beste tuin.“ (Doch da kommt mein Vieh — der beste Garten.)

Als ich an die Viehställe kam, wunderte ich mich über die große Höhe der Hauptürde, die funfzehn bis zwanzig Fuß über die Oberfläche der Ebene sich erhob, und mein Erstaunen wurde noch vermehrt, als ich fand, daß der Damm, auf welchem die Hürde errichtet war, aus einer Masse harten, festen Düngers bestand, von dem Vieh des Hofes aufgehäuft, das seit einer langen Reihe von Jahren auf demselben Platze eingestallt war. Die Schafhürden waren zwar noch nicht so hoch und standen unter den Rinderkraals, waren aber doch auch auf der Spitze eines gleichen Dammes erbaut. Die verschiedenen Hürden, denn die der Schafe und Ziegen bestanden aus drei Abtheilungen, waren mit Hecken von Zweigen der dornigen Mimosa umschlossen, welche eine Art Wall um den Rand der Düngerhaufen bildeten, und sorgfältig hatte man ihre stachlichten Seiten nach außen gewendet, um die Hürden gegen die nächtlichen Angriffe der Hyänen, Leoparden und Schakals zu sichern. Gegen alle diese Raubthiere

konnten sich die Ochsen zwar selbst vertheidigen; aber für Kälber, Füllen, Schafe und Ziegen sind die Hyänen und Leoparden sehr gefährlich, wenn sie bei ihnen einbrechen können, was zuweilen, trotz der zahlreichen Wachthunde, die zu ihrem Schutz gehalten werden, geschieht, und der listige Schakal ist den jungen Lämmern und Ziegen nicht weniger verderblich.

Während wir hierüber noch sprachen, kamen die Staubwolken, die ich von drei verschiedenen Seiten aufsteigen sah, näher, und ich bemerkte, daß sie von zwei zahlreichen Schafheerden und einer großen Rinderheerde entstanden. Zuerst kamen die Widder, welche zum Verkauf aufgezogen, von den Fleischerknechten oft bis zur Kapstadt, siebenhundert Meilen weit, getrieben werden. Als diese in ihre Hürden gebracht waren, wurden zunächst die Schafe, Ziegen und Lämmer eingetrieben und sorgfältig eingepfercht; denn die, deren Junge noch sehr klein waren, wurden besonders aufbewahrt. Und endlich drängte sich bunt durcheinander die Rinderheerde herbei und nahm willkürlich ihren Stand auf der Spitze des wohlbewachten Dammes; die Milchkühe allein wurden abgesondert, um sie in einer kleinen Umzäunung näher bei den Häusern an Pfähle zu binden, wo sie von den Hottentottenhirten gemolken werden, sobald die Kälber, welche zu Hause geblieben sind, einige Zeit gesaugt haben. Nicht eine dieser Kühe, sagte man mir, würde sich melken lassen, ehe ihr Kalb zuvor gesaugt hätte. Wenn das Kalb stirbt, ist natürlich auch für diese Jahreszeit ihre Milch zu Ende. Gegen dreißig Kühe wurden gemolken; aber die Quantität, die man von ihnen erhielt, war kaum so groß, als man von acht oder zehn guten englischen Kühen erhalten würde.

Der Hausherr und seine Frau mit allen ihren Söhnen, Töchtern, Schwiegertöchtern und Enkeln, die sich hier befanden, waren eifrig beschäftigt, die Heerden bei ihrem Eintreiben im Vorübergehen und später, indem sie unter ihnen herumgingen, zu untersuchen, ob Alles in Ordnung sei. Man versicherte mich, daß man sie nicht häufig zählte und doch sogleich entdecken könne, ob ein Ochse fehle, oder ob bei den Schafheerden von Raubthieren oder sonst ein Verlust vorgekommen sei. Diese Geschicklichkeit, die ohne Zweifel das Resultat fortdauernder besonderer Aufmerksamkeit ist, bleibt dennoch sehr merkwürdig; denn die Rinderheerde belief sich im

Ganzen fast auf 700 Stück und die Schafe und Ziegen auf 5000. Dies heißt zwar ein recht achtbarer Viehstand, ist aber keineswegs etwas Außerordentliches für einen Viehzüchter im Tarkathal.

Jedes Individuum in der Familie eines afrikanischen Landmannes, bis herab zum Säugling an der Mutter Brust, hat ein Interesse an dem Gedeihen der Schafe und Rinder. Es ist nämlich Gebrauch, daß man, sobald ein Kind geboren ist, ihm eine Anzahl Jungvieh aussetzt, das mit den Jahren des Kindes zunimmt, und regelmäßig mit einem besondern Zeichen versehen, ein Kapital bildet, das man bei eingetretener Volljährigkeit als eine gute Mitgift für die Tochter eines wohlhabenden Landmannes ansehen kann, und das einen jungen Mann in den Stand setzt, in der Welt als ein ehrenwerther Vee Boer oder Viehzüchter zu erscheinen, wenn er auch keinen einzigen Dollar baares Geld besitzt.

Nachdem man das Vieh in die Hürden gebracht hatte, zeigte uns mein Wirth seine Kornmühle, die von geringer Größe und einfacher Bauart war. Das Wasserrad, das von dem kleinen Bewässerungskanal auf seinem Wege nach dem Obstgarten getrieben wurde, war nur fünf Fuß im Durchmesser und die Mühlsteine nur zwei Fuß. Eine dünne eiserne Achse, deren unteres Ende im Wasserrad befestigt war, ging durch ein kleines Loch in den Mittelpunkt des untern Mühlsteines und war in dem obern eingezapft, der dadurch in Bewegung gesetzt wurde. Das Korn ward in den obern Stein durch eine Oeffnung hineingebracht, und das Mehl durch eine kleine hölzerne Röhre in einen ledernen Sack geleitet; das war die ganze Maschinerie. Man sagte mir, daß sie in acht Stunden ungefähr einen Scheffel Weizen mahle.

Bei unserer Rückkehr in das Haus wurden die Füße der ganzen Familie, von Winzel und seiner Frau an, von einer alten Sklavin der Reihe nach gewaschen. Darauf wurde das Abendessen aufgetragen, das hauptsächlich aus gebratenem und gedämpftem Hammelfleisch mit trefflichem Weizenbrod, Butter, Milch und einigen Schalen Gemüse und getrockneten Früchten bestand. Das Abendessen (Avond-stuck) ist die Hauptmahlzeit durchgängig im Innern der Kolonie; die einzige regelmäßige Mahlzeit außerdem ist das Frühstück, das fast aus denselben Speisen besteht und gegen acht Uhr des Morgens eingenommen wird. Das Tischgebet vor

und nach der Mahlzeit wurde von einem der jüngern Mädchen, den Töchtern unsers Wirths, gesprochen.

Mein Begleiter und ich schliefen auf Federbetten, die man auf Matten im Voorhuis für uns zurecht gemacht hatte. Dies ist das gewöhnliche Schlafzimmer für Fremde in Häusern der Art, wo man selten besondere Betten und Schlafzimmer antrifft.

In den nächsten Tagen kam ich noch bei vielen wohlhabenden Höfen vorbei, die mit Obstgärten, Weinbergen und Kornfeldern und mit kleinen Anpflanzungen europäischer Bäume, besonders Eicheln und Pappeln umgeben waren, und hielt zum Frühstück nach der Sitte des Landes bei einem derselben an. Denn hier sind keine Wirthshäuser, und die zu Pferde Reisenden suchen gewöhnlich, wo möglich, vor der Essenszeit einen Hof zu erreichen; wenn auch ganz fremd, finden sie stets einen Platz am Tische. Dies ist der allgemeine Gebrauch, außer auf den großen Straßen. Gegen diese Art von Gastfreiheit in den entfernten Distrikten zu fehlen, würde für schändlich gelten; und nur einige der ärmsten Boers nahmen eine Vergütung an Geld für meine Bedürfnisse, doch war es gebräuchlich, für die Pferde eine ordentliche Rechnung für Futter zu machen. Ein kleines Geschenk für die Kinder schien die schicklichste Weise, sich für solche Verbindlichkeiten zu bedanken — die aber in einem Lande nicht sehr drückend sind, wo ein Schaf nur eine halbe Krone gilt. Die häuslichen Einrichtungen der Landleute in dieser Gegend waren im Allgemeinen weit besser als die Winzel Kötzers und anderer der Grenze näher wohnenden Boers; denn das Land war länger bewohnt, und das Eigenthum sicherer.

VIII.

Elephantenjagd am Kap.

Während meines Aufenthalts in Eildon, erzählt Thomas Pringle, machte ich mehrere Ausflüge, um das weite Land, das zwischen unserm Thal und der neuen Kafferküste liegt, und das, seit die eingeborenen

Bewohner im Jahre 1819 daraus vertrieben waren, ganz unbewohnt geblieben war, kennen zu lernen. Dieser Strich war bei seiner ersten Erwerbung das neutrale Land, später das abgetretene Gebiet, vom Colonialgouvernement genannt worden. Es umfaßt eine unregelmäßige Fläche von ungefähr 2800 Quadratmeilen oder $1\frac{1}{2}$ Millionen Morgen Landes, von denen der obere Theil, unmittelbar an unsern Wohnplatz sich anschließend, eine Gebirgsgegend ist, von tiefen Thälern durchschnitten und reich an Wasser, Holz und Weideplätzen. Die Gewässer, welche aus diesen Thälern und ihren zahlreichen Nebenschluchten hervorquellen, bilden den Kat- und Kunapfluß.

Auf einer meiner Wanderungen in dieser Gegend war ich von einer Jagdgesellschaft unserer Hottentotten-Mulatten begleitet, und während sie mit der Jagd des Elen, Gnu und Hartebeest sich auf den untern Weideplätzen beschäftigten, bestieg ich den Winterberg, das höchste und merkwürdigste Gebirg in diesem Theile des Landes. So steil es ist, kann man es doch zu Pferde bis zu 1500 oder 1800 Fuß von seinem Gipfel ersteigen, von wo man dann die abschüssigen Felsen auf der westlichen Seite erklettern muß; denn auf allen andern Seiten ist der abgeplattete Gipfel von einer senkrechten Mauer von Basaltfelsen gleich dem Wall einer Festung umgeben. An vielen Stellen lösten sich gigantische natürliche Säulen von diesem Felsenwall, wie Seitenthürme und Bastionen, die häufig durch tiefe Spalten von den übrigen Klippen ganz getrennt waren. Auf diesen unzugänglichen Thürmen bemerkten wir die Nester von mehreren Gattungen Adler und Geier. Der Fuß des Felsens war mit einem Gürtel von Zwergbambus umgeben, der in der untern Gegend nicht gefunden ward.

Man nimmt im Allgemeinen an, daß die Höhe des Winterbergs wenigstens 6000 Fuß über den Meeresspiegel beträgt. Einige Ingenieur-Offiziere, welche ihn bald nach mir bestiegen, schätzten seine Erhebung auf ungefähr 8000 Fuß; doch glaube ich, sie hatten keine Instrumente, um diese Schätzung wissenschaftlich zu begründen, und aus andern Umständen bin ich ziemlich geneigt, diese Annahme als übertrieben zu betrachten. Die Aussicht vom Gipfel aus ist aber nach allen Richtungen hin sehr ausgedehnt. Man kann bei heiterm Wetter gegen Südosten einen großen

Theil des Omakosagebiets, mit dem Ocean im Hintergrunde, sehen; und ich bemerkte deutlich die sonderbaren Spitzen des Winterhoek nahe bei den Quellen des Zwartkopsflusses, die volle 120 Meilen nach dem Krähenfluge entfernt sind. Die Spitze des Winterbergs ist gewöhnlich fast drei Monate des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, von welchem Umstande er auch ohne Zweifel seinen Namen erhalten hat. Seine unmittelbare Höhe aber von der ihn umgebenden Berggegend ist nicht sehr bedeutend — sie scheint nicht mehr als 1500—1800 Fuß zu betragen. In einer Schlucht auf seinem Gipfel entdeckten wir, wie wir aus den Fragmenten von Fellen, Knochen und zerbrochenen Pfeilen schlossen, den Aufenthaltsort eines Buschmanns, der, dem Anscheine nach, vor nicht sehr langer Zeit noch bewohnt war. Diesem Geschlechte wilder Jäger, das mit einem außerordentlich scharfen Gesicht versehen ist, muß ein so hoher Wachtthurm das Aufspüren des Wildes, das sie verfolgen, oder der Feinde, die sie vermeiden wollen, sehr erleichtern.

Bei spätern Gelegenheiten machte ich Exkursionen durch andere Theile des abgetretenen Gebiets. Eine von ihnen unternahm ich, um das Thal des Manazana zu durchforschen, das jetzt „Glen-Pringle“ heißt. Eine Nacht schliefen wir an dem Ausgange eines Nebenthales, das ich Elephantenthal nannte, weil seine waldigen Vertiefungen damals durch eine Truppe dieser gigantischen Thiere bewohnt waren, deren seltsames wildes Geschrei die ganze Nacht hindurch, welche wir am Flusse zubrachten, von uns gehört wurde, und das wie Trompeten in den mondbeleuchteten Gebirgen erklang.

Die Landschaft dieses und anderer Hauptzweige des Kunapflusses war sehr interessant. Der Anblick des Landes, wenn auch wild, war reich und schön. Es war von zahlreichen Bächen bewässert, und bot abwechselnd bald hohe Berge, bald sich hinschlängelnde Thäler dar, mit malerischen Felsen und bunten Schlingpflanzen, offenen hochliegenden Weideplätzen und fruchtbaren Wiesen längs der Flußufer, die wie gewöhnlich mit Weiden, Akazien, und hie und da mit Gruppen stattlichen Gelbholzes besetzt waren. Viele Seiten und Schluchten des Gebirges waren mit hochstämmigen Wäldern bekleidet. In der Zeit, von welcher ich spreche, war diese ganze Landesstrecke seit einigen Jahren zum unbe-

strittenen Besitz den wilden Thieren überlassen worden, welche demnach in großer Anzahl aus den umliegenden Districten hierher zogen. In keinem andern Theile Südafrikas habe ich jemals so viele der größern Antilopenarten gesehen, und auch der Elephant, das Rhinoceros und der Büffel sollten in den Wäldern getroffen werden, ob wir gleich diesmal keines dieser Thiere sahen.

Auf einem andern Ausfluge hatte ich das Glück, einem Trupp Elephanten zu begegnen — ein wahrhaft prächtiges Schauspiel, von dem ich versuchen will, durch eine genauere Beschreibung einen Begriff zu geben.

Im April 1822 kamen Lieutenant Rivers und Pettingal, zwei Ingenieur-Offiziere, begleitet vom Hauptmann Fox und sechs oder acht Mann des Cavallerie-Corps vom Kap, auf einer Untersuchungsreise nach Glen-Lynden und übernachteten bei mir in meiner Rohrhütte. Ich ritt mit ihnen am folgenden Tage in das abgetretene Gebiet, und während sie den Winterberg bestiegen, erbaute ich am Saum eines Waldes mit Hülfe der Hottentotten-Soldaten eine Art Bude oder Schirmdach zum Schutze für die Nacht, in einem schönen grünen Thal am Fuße des Gebirgs, rings belebt von der fröhlichen Geschwätzigkeit der Affen und Papageien. Der Anblick des Winterbergs war von dieser Seite sehr großartig mit seiner Krone von Felsen, seiner umhüllten Stirn und den steilen mit Gras bewachsenen Abhängen, mit wuchernden, theilweise vom Feuer beschädigten Waldungen bestreut. Da es in der Nachbarschaft viele Löwen gab, so sorgten wir ein leuchtendes Wachtfeuer zu unterhalten, und ein Paar Wachen wurden zu unserm Schutz für die Nacht ausgestellt. Doch wurden wir nicht gestört und brachten einen sehr angenehmen Abend in unserer „grünen Laube" zu.

Am nächsten Tage folgten wir dem Laufe des Kunap über sanft sich erhebende grüne Hügel, bis die zunehmende Schroffheit der Schluchten und das vorherrschende Schlingkraut uns nöthigte, einen Kaffernweg zu verfolgen, der jetzt nur durch den Durchgang der wilden Thiere, längs dem Flußufer offen gehalten wurde. Während des Vormittags hatten wir viele Heerden Quaggas und verschiedene Arten Antilopen gesehen; aber Nachmittags stießen wir auf frische Spuren eines Elephantentrupps.

Ihre ungeheueren Fußstapfen waren überall sichtbar; und in den sumpfigen Stellen der Ufer konnte man wahrnehmen, daß einige von ihnen sich höchlich ergötzt hatten, ihre unförmlichen Körper im Schmutz und Schlamm herumzuwälzen. Aber in den Wäldern und Dickichten von Kriech- und Schlingkraut hatten sie die bedeutendsten Beweise ihrer Gegenwart und besonderen Gewohnheiten zurückgelassen. An vielen Stellen waren mitten durch dichte, dornichte, sonst undurchdringliche Wälder Fußpfade gebahnt worden. Sie schienen diese Pfade mit großer Ueberlegung geöffnet zu haben, da sie stets den besten und kürzesten Weg zur nächsten offenen Savannah oder Furth des Flusses nahmen; und so waren ihre Arbeiten für uns von dem größten Nutzen, indem sie uns den Weg durch das schwierigste Land vorzeichneten, das noch nie mit Wagen durchreist worden war, und von dem ein großer Theil selbst zu Pferde nicht leicht zugänglich blieb. An solchen Stellen geht der größte Elephant stets voran, bricht durch das Dickicht wie ein Stier durch ein Hopfenfeld, tritt das Strauchholz nieder, bricht mit seinem Rüssel die größern Zweige ab, welche den Durchgang hindern, während die Weibchen und der jüngere Theil der Heerde seiner Spur folgen.

Unter den Mimosabäumen, die in den Wiesen und niedrigern Gründen hin und wieder standen, waren die Spuren ihrer Arbeiten nicht weniger sichtbar. Eine ungeheure Anzahl dieser Bäume war aus der Erde gerissen und in umgekehrter Richtung hingelegt worden, damit die Thiere mit Bequemlichkeit an ihren saftigen Wurzeln nagen konnten, was eine Lieblingsnahrung für sie bildet. An mehreren Stellen bemerkte ich, daß, wenn die Bäume von beträchtlicher Höhe waren, der Elephant einen seiner Fangzähne angewendet hatte — gerade wie wir eine Brechstange brauchen würden — um ihn unter die Wurzeln zu schieben und sie von der Erde abzulösen, ehe er sie mit seinem Rüssel herauszuziehen versuchte. Viele der größern Mimosabäume hatten allen ihren Anstrengungen widerstanden, und in der That nur nach heftigem Regen, wenn der Boden locker und weich ist, können sie diese Arbeit mit Erfolg versuchen.

Während wir diese und andere Zeichen der Kraft und Klugheit des Elephanten noch bewunderten, fanden wir uns beim Heraustreten aus einem waldigen Defilé mitten in einer zahlreichen Heerde dieser Thiere.

Keines von ihnen war aber nahe bei uns, sondern wir sahen sie in Gruppen zerstreut über dem Grunde und den Seiten eines zwei bis drei Meilen langen Thales. Einige weideten am saftigen Spekboom, welcher die Abhänge der Berge auf beiden Seiten bedeckte; andere waren unter den jungen Mimosen und Immergrün auf den Wiesen beschäftigt. Wie wir vorsichtig weiter gingen, wurden manche der Gruppen sichtbarer. Sie bestanden häufig dem Anschein nach aus verschiedenen Familien: Männchen, Weibchen und Jungen von verschiedener Größe, und die riesenhafte Größe des Hauptanführers trat mehr und mehr hervor. Die Ruhe und stolze Gelassenheit ihrer Haltung war ebenso bemerkenswerth. Ob wir gleich eine Gesellschaft von fast zwölf Jägern waren, wenn wir unsre Hottentottendiener mitrechneten, so schienen sie uns entweder nicht zu bemerken, oder unsern Marsch in das Thal herab ganz zu übersehen.

Hauptmann Fox, der erst kürzlich aus England angekommen war, wünschte sehr eine Elephantenjagd zu sehen, und die Hottentotten, welche wohl erfahren in solcher Belustigung waren, baten lebhaft um die Erlaubniß, eine Gruppe, die ungefähr ¼ Meile von uns in einem Dickicht weidete, angreifen zu dürfen; doch hielt man es für eben so unklug als nutzlos, einen solchen Versuch zu machen. Die Sonne sank schnell am Horizonte hinunter; wir hatten erst kürzlich eine lange Reihe schwieriger und verwickelter Difiléen passirt; ein Weg derselben Art lag gerade vor uns, und auf beiden Seiten erhoben sich die Berge steil, schroff und mit einem undurchdringlichen Wald von Immergrün bewachsen. In einer solchen Stellung mit unsern kleinen Flinten und bleiernen Kugeln einen Angriff auf irgend einen Theil der Heerde, deren Gesammtzahl mehr als fünfzig Elephanten betrug, anzufangen, würde nicht allein erfolglos, sondern auch im höchsten Grade gefährlich gewesen sein. Auch gestehe ich, wenn ich auf diese edlen, stolzen Thiere umherblickte, die in ruhiger Sicherheit in der Tiefe dieses abgeschlossenen Thales weideten, zu friedfertig um zu beleidigen, und zu mächtig um irgend ein anderes lebendes Geschöpf zu fürchten — fühlte ich, es würde fast frevelhaft sein, ihre Vernichtung zu versuchen, nur um dem großen Zerstörer, Mensch, einen Zeitvertreib zu geben, und ich war froh, als nach kurzer Berathung es einmüthig beschlossen ward, sie unbelästigt zu lassen.

Während wir noch hierüber sprachen, bemerkte ich, als wir langsam durch eine Wiese, dicht mit Gruppen hohen Immergrüns bewachsen, ritten, etwas, das sich oben über ein Gebüsch, fast eine Kopflänge über uns hin und her bewegte, und hatte nur noch Zeit, zu einem Manne neben mir zu sagen: „Sehen Sie! dort!" als wir um die Buschecke bogen und einen ungeheuern männlichen Elephanten sahen, der gerade in unserm Wege in einer Entfernung von nicht ganz hundert Schritt stand. Wir hielten und betrachteten ihn einige Minuten lang in schweigender Bewunderung und Erstaunen. Er war in der That ein herrliches, mächtiges Thier. Die beiden Ingenieur-Offiziere, die mit dem Anblick eines Elephanten in seinem wilden Zustande schon vertraut waren, meinten, daß das Thier vor uns wenigstens vierzehn Fuß hoch sei, und unsre Hottentotten flüsterten in ihrem gebrochenen Holländisch, das sei „een groot gruwzaam karl — bania, bania! groot!" — oder, wie es Einer von ihnen übersetzte, ein ungeheurer fürchterlicher Kerl, vollauf, vollauf groß!

Der Elephant schien uns anfangs nicht zu bemerken, denn das Gesicht des Thieres ist nicht sehr scharf, und da der Wind ziemlich stark und wir unter dem Winde waren, so hatte er trotz der Schärfe seines Gehörs und Geruchs unsere Annäherung nicht bemerkt. Aber als wir im Galopp umwandten und einen Umweg durch das Gebüsch machten, um eine Collision mit ihm zu vermeiden, wurde er durch den Schall der Hufe unsrer Pferde aufgeschreckt und wandte sich in einer sehr drohenden Stellung gegen uns, indem er seine ungeheuern Ohren aufrichtete und seinen Rüssel in die Luft hob, als wollte er auf uns losstürzen. Hätte er es gethan, so würden wahrscheinlich Einige von uns umgekommen sein, denn der Elephant holt einen guten Reiter in kurzer Zeit ein, und außerdem war nicht weit vor uns ein anderer häßlicher Hohlweg, wo der einzige Durchgang ein schwieriger Weg durch das Dickicht war, den auf der einen Seite ein Abhang, auf der andern ein waldiges Gebirge bildete. Doch der „gruwzaam karl" hielt es glücklicherweise für nicht geeignet, auf uns Jagd zu machen, sondern blieb auf demselben Flecke, starr uns nachblickend, stehen — wahrscheinlich zufrieden, unsre Gesellschaft los zu sein und seine ganze Familie unbeschädigt um sich zu sehen. Diese

bestand aus zwei oder drei Weibchen und ebenso viel Jungen, welche, als der Schall unserer Cavalcade ihr ruhiges Thal aufschreckte, eilig sich vom Flußufer hinter ihn sammelten, wie wenn sie seinen Schutz anriefen.

Im Ganzen zählte ich drei und fünfzig in der Heerde, und wahrscheinlich waren noch mehrere in dem hohen Schlagholze verborgen.

Nachdem wir bei den Elephanten vorüber waren, erweiterte sich nach und nach das Thal, wie es aus den Bergen emporstieg und breitete sich in weite offene Ebenen und Savannen aus, in deren Mitte wir am Einfluß des Golabachs die Fahrstraße von Somerset nach Fort Beaufort erreichten, wo wir die Wagen und Zelte unserer Reisegefährten trafen.

Um dem Leser eine Idee von der Gefahr zu geben, einem afrikanischen Elephanten, wenn er wüthend ist, zu begegnen, will ich hier die folgende Erzählung meines Freundes, des Lieutenants Moodie einrücken, wie er nur wenige Monate vor der Zeit der obigen Reise den Füßen eines Elephanten merkwürdiger Weise entkam.

„Im Jahre 1821 hatte ich die erst vor Kurzem gebildete, halbmilitärische Niederlassung Fredericksburg auf den malerischen Ufern des Golana, jenseits des großen Fischflusses erreicht. In diesem Orte hatte unsere Gesellschaft (die hauptsächlich aus den entlassenen Offizieren und Soldaten des königlichen afrikanischen Corps bestand) schon viele Elephanten geschossen, an welchen zu jener Zeit das Land reich war. Den Tag vor meiner Ankunft hatte ich zum ersten Mal einer Elephantenjagd beigewohnt. Bei dieser Gelegenheit wurde ein großer weiblicher Elephant getödtet, nachdem man einige hundert Schüsse auf ihn gethan hatte. Anfangs schienen die Kugeln wenig Wirkung hervorzubringen, aber endlich erhielt er mehrere Schüsse in den Rüssel und die Augen, die ihn ganz unfähig machten, Widerstand zu leisten oder zu entfliehen, und er fiel eine leichte Beute für seine Angreifer.

„Am folgenden Tage kam einer unserer Diener mit der Nachricht, daß ein großer Trupp Elephanten in der Nähe der Niederlassung sei, und daß mehrere unserer Leute schon auf dem Wege seien, sie anzugreifen. Ich eilte sogleich fort, mich den Jägern anzuschließen; weil ich aber im Dickicht, durch welches ich gehen mußte, den Weg verlor, kam ich erst zu ihnen, als sie die Elephanten aus ihrem ersten Standorte vertrieben hatten. Beim

Heraustreten aus dem Dickicht wollte ich eben über eine offene Wiese an den Ufern des Golana auf den Ort zugehen, wo ich das Gewehrfeuer hörte, als ich plötzlich vor einer nahenden Gefahr gewarnt wurde durch den lauten Ruf: „Pas op!“ — „Paß auf!“ — der auf Holländisch und Englisch mit meinem Namen sich vereinigte, und die furchtbaren Töne der zornigen Stimmen der Elephanten vernahm, die an dem abhängigen Ufer wiederhallten. Unmittelbar darauf brach ein großer weiblicher Elephant, begleitet von drei andern von kleinerer Statur, aus dem Saume des Dickichts hervor, das die Flußufer begrenzte. Da sie nicht mehr als zweihundert Schritt entfernt waren und gerade auf mich losgingen, hatte ich nicht viel Zeit, über meine Bewegungen nachzudenken. Allein und mitten auf einer kleinen offenen Ebene sah ich, daß ich unvermeidlich eingeholt werden mußte, wenn ich in dieser Lage schießen und mein Schuß fehlen sollte. Deshalb ging ich eilig aus ihrem geraden Weg heraus, und glaubte, sie würden mich nicht bemerken, bis ich eine bessere Gelegenheit finden könnte, sie anzugreifen. Aber hierin irrte ich, denn indem ich zurück sah, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß sie ihre erste Richtung verlassen hatten, heftig mich verfolgten und mir Raum abgewannen. Unter diesen Umständen beschloß ich, meinen Schuß zur letzten Hülfe aufzusparen, und indem ich mich in rechten Winkeln nach der entgegengesetzten Seite wandte, eilte ich nach den Ufern des kleinen Flusses, in der Absicht, unter den Felsen der andern Seite eine Zuflucht zu suchen, wo ich sicher gewesen wäre. Aber ich war noch fünfzig Schritt vom Ufer entfernt, als die Elephanten schon zwanzig Schritte hinter mir waren, in der Mitte das Weibchen und die drei andern an beiden Seiten, augenscheinlich in der Absicht, mich einzuholen; und Alle schrieen so fürchterlich, daß ich von dem Lärm fast die Sinne verlor. Ich wandte mich sogleich um, spannte mein Gewehr und zielte nach dem Kopf des größten — des Weibchens. Aber unglücklicher Weise versagte die Flinte wegen des feuchten Pulvers, bis ich sie von der Achsel wegnehmen wollte, wo sie losging und die Kugel nur die Seite des Kopfes streifte. Nur einen Augenblick hielt das Thier, dann stürzte es wieder wüthend vorwärts. Ich fiel — ob vom Rüssel niedergeschlagen oder nicht, kann ich nicht sagen. Darauf stieß sie nach mir mit ihrem Fangzahn. Zum Glück für mich hatte sie nur einen, der zu meinem

größern Glücke sein Ziel verfehlte'; doch furchte er einen oder zwei Zoll von meinem Körper die Erde auf. Dann ergriff sie mich mit dem Rüssel um den Leib — warf mich zwischen ihre Vorderfüße — und stieß mich mit ihnen herum in kurzen Pausen. — Ich war kaum im Stande, die Zahl der Minuten oder Sekunden genau zu berechnen. Einmal drückte sie ihren Fuß mit solcher Kraft auf meine Brust, daß ich wirklich die Knochen unter der Last sich beugen fühlte; ein andermal trat sie mir mitten auf den Arm, der damals glücklicher Weise flach auf dem Boden lag. Doch während dieser entsetzlichen Lage verlor ich nie ganz meine Besinnung, sonst würde ich gewiß meine Rechnung mit dieser Welt geschlossen haben. Aber Dank ihrem gerundeten Fuße, ich hielt mich im Allgemeinen so, daß ich durch verschiedene Wendungen meines Körpers und meiner Glieder dem geraden Auftreten entschlüpfte. Während ich noch unter ihren Fußtritten lag, waren Lieutenant Chisholm von den königlichen Truppen des Kaps und der Hottentott Diederick herangekommen und schossen mehrere Male nach ihr, wobei der Eine sie in die Schulter traf, und da zugleich ihre Gefährten oder Jungen sich zurückzogen und von dem Saume des Waldes nach ihr schrieen, verließ sie mich mit Widerstreben, gab mir aber noch im Weggehen ein oder zwei Püffe mit ihren Hinterfüßen. Ich stand auf, nahm meine Flinte und hinkte, so schnell es meine schmerzenden Knochen erlauben wollten, davon; als ich aber bemerkte, daß sie sich umwandte und nach mir zurückblickte, ehe ich noch in das Gebüsch gekommen war, legte ich mich in das hohe Gras, wodurch ich ihrer Beobachtung entging.

„Als ich die Höhe des steilen Flußufers erreichte, begegnete ich meinem Bruder, der an diesem Tage nicht bei der Jagd gewesen, aber herausgelaufen war, weil einer der Männer ihm gesagt hatte, er habe mich todt gesehen. Er war nicht wenig erstaunt, als er mich allein und mit heiler Haut, obgleich von Kopf bis zu Fuß mit Schmutz überzogen, antraf. Während er, Herr Knight und ich noch über mein Abenteuer sprachen, zog ein unglücklicher Soldat von dem königlichen afrikanischen Corps, Namens M'Clane, die Aufmerksamkeit eines großen männlichen Elephanten auf sich, den man nach dem Dorfe getrieben hatte. Das wüthende Thier machte Jagd auf ihn und erreichte ihn gerade unter der

Höhe, wo wir standen — trug ihn eine Strecke weit in seinem Rüssel — warf ihn dann nieder und nachdem er seine vier Füße vereinigt hatte, trat und stampfte er ziemlich lange auf ihm herum, bis er ganz todt war. Er verließ den Leichnam ein wenig, kam aber dann wieder, als wollte er sich von seiner Zerstörung ganz überzeugen, knieete nieder und zerstieß und knetete den Körper mit seinen Vorderfüßen. Dann ergriff er ihn wieder mit seinem Rüssel, trug ihn an den Saum des Dickichts und warf ihn unter das Gebüsch. Während diese Tragödie vor sich ging, kletterten mein Bruder und ich, so weit wir konnten, das Ufer herab und feuerten auf das wüthende Thier, doch waren wir in zu großer Entfernung, um dem unglücklichen Mann von einigem Nutzen zu sein, der fast zu Brei zerdrückt war.

„Kurz nach dieser Katastrophe zerschmetterte ein Schuß eines unsrer Leute den Vorderfuß dieses männlichen Elephanten, der ihn völlig am Laufen hinderte. Bei dieser Gelegenheit wurden wir Zeugen eines rührenden Beispiels von Zuneigung und Scharfsinn beim Elephanten, den ich nicht unterlassen kann zu erzählen, da er den Charakter dieses edlen Thieres in ein so helles Licht setzt. Als der vorhin erwähnte weibliche Elephant (mein persönlicher Feind) die Gefahr und Noth ihres Gefährten sah, verließ sie, ohne ihre eigene Gefahr zu bedenken, ihren Zufluchtsort im Gebüsch, stürzte heraus zu seinem Beistand herbei, ging rund um ihn herum, jagte die Angreifer weg und kehrte stets zu ihm zurück und liebkoste ihn, und als er zu gehen versuchte, stellte sie ihre Seite unter die verwundete Stelle und unterstützte ihn. Diese Scene dauerte fast eine halbe Stunde, bis das Weibchen von Herrn Mackenzie schwer verwundet wurde, was sie wieder nach dem Gebüsch trieb; das Männchen erhielt bald nachher ebenfalls eine tödtliche Wuude von demselben Offizier.

„So endete unsere Elephantenjagd; und ich darf wohl sagen, was wir bei dieser Gelegenheit von der Unerschrockenheit und Wildheit dieser mächtigen Thiere als Augenzeugen sahen, machte uns für die Zukunft in unserm Benehmen gegen sie vorsichtiger.“

IX.

Reise durch die Wüste von Suez nach Kairo.

Der Transport der Reisenden durch die Wüste von Suez geschieht in zweiräderigen Wagen, in deren jedem sechs Mann Platz haben. Damit sich die Zahl der Reisenden auf den kleinen Stationen, die in der Wüste liegen, nicht zu sehr anhäufe, so werden jedesmal nur vier Wagen zugleich befördert und die verschiedenen Züge oder Transporte, deren Zahl sich nach der Zahl der Reisenden regelt, folgen einander in Zwischenzeiten von 1½ bis 2 Stunden. Da ich erst um 4 Uhr Morgens reiste, hatte ich Zeit genug zu einem nächtlichen Spaziergange.

So glühend die Hitze ist, welche die Sonnenstrahlen über Tag auf der Oberfläche von Sand und Fels hervorrufen, so groß ist die Abkühlung der starren Wüste des Nachts. Die Kälte war daher empfindlich und ich bedauerte, meine leichte, indische Kleidung nicht sogleich mit wärmerer, europäischer Kleidung verwechseln zu können. Der Mond schien so hell durch die heitere Wüstenluft herab, daß auch im Schatten der Mauern alle Gegenstände deutlich sichtbar waren. Die Todtenstille, in welcher die Stadt dalag, machte einen tiefen Eindruck auf mich, der ich so eben erst das lärmende, von Leben wimmelnde Gasthaus verlassen hatte. Ich sah auf dem Kai und in den benachbarten Straßen Hunderte von plumpen Massen liegen, die mit den Mauern der Gebäude und dem Sande, woraus der Boden bestand, so vollkommen ein und dieselbe fahlgraue Farbe hatten, daß ich sie für Felsblöcke oder große Waarensäcke hielt. Zwischen ihnen waren hier und da pyramidenförmige oder längliche Gestalten von völlig weißer Farbe sichtbar, die wie Gespenster und schweigsam wie diese hin und herschlichen. — Alles war still. — Man konnte kein Athmen, kein Geräusch hören, und erst, als ich mich mitten unter diesen plumpen „Felsblöcken" oder „Säcken" befand, und als lange, gebogene Körper wie krumme Baumstämme und höher, als ich selber war, emporragten, da erkannte ich erst, daß jene schleichenden Gestalten Beduinen mit ihren weißen Mänteln waren, aus deren Kappe oben ein schwarzer Bart und zwei funkelnde

Augen hervorguckten, — und ich erschrak fast, als einer von jenen lang emporgereckten Körpern an seiner Spitze anfing, sich langsam zu bewegen; und mir — einen Kopf zudrehte mit Augen darin und einem käuenden Gebiß — — —; ich schritt zwischen Kameelen, dem Bilde der Geduld, dahin. Diese Thiere, Dromedare oder einbucklige Kameele, lagen in der That ebenso unbeweglich wie Felsblöcke im Sande hingestreckt, und der einzige Theil ihres Körpers, an dem man zuweilen eine leise Bewegung spüren konnte, war der Kopf, den sie langsam zur Seite drehten, wenn ein Araber oder ein fremder Reisender vorüberschlich.

Ich wandelte durch die engen Straßen zwischen den Häusern dahin, die schmutzig-grau oder bräunlich wie der Sand des Bodens sind, platt von oben, kahl und einförmig an ihren Wänden, die aber durch ihre kleinen, sehr vereinzelten, regellos angebrachten und dann noch gewöhnlich mit Gitterwerk geschlossenen Fensteröffnungen ein fremdes, geheimnißvolles Ansehen erhalten. Manche Gassen sind so eng, daß nicht zwei Menschen neben einander gehen können. Alles war kahl und staubig. Nur hier und da blickte aus dem innern Hofraume, deren ein jedes größere Haus einen hat, eine Dattelpalme hervor, und in dem Hintergrunde einer schmalen Gasse machte sich zuweilen die weiße, unheimliche Gestalt eines Beduinen kenntlich, die schnell hinter der Ecke verschwand. Sonst war Alles einförmig und bewegungslos. Nackte äußere Wände der Häuser mit kleinen vergitterten Gucklöchern, — viereckige innere Hofräume, nach welchen die Fensteröffnungen hingerichtet sind, — Zisternen in diesen Höfen, — hier und da die Minarets einer Moschee, ähnlich den cylindrischen Schornsteinen europäischer Fabriken, — platte Dächer, — Alkoran und Harem! — das sind hier unzertrennliche Sachen.

Auf meinem Spaziergange durch dieses Chaos, diesen regellosen und schmutzigen Schutthaufen von Mauern, (als solcher erscheint die Stadt dem Reisenden auf den ersten Blick), empfanden auch meine Geruchsnerven den bündigen und anhaltenden Beweis, daß das Wort schmutzig kein unverdientes Prädikat von Suez sei. Denn Kothhaufen und todte Ratten waren aller Ecken zu sehen, halb verfaulte Kadaver von Eseln lagen hier und da umher, sogar ein todtes Kameel zwang mich zur Rückkehr aus einer von den engen Gassen, die es ganz versperrte; vielleicht lagen auch menschliche

Leichen, die an der Cholera gestorben waren, noch unbegraben in den Häusern oder nur lose verscharrt unter dem Sande, und ein gräulicher, allerwidrigster, süß-fauler Gestank erfüllte, als ein nicht unpassender Duft für das Heimathland der Pest, weit und breit alle Räume der Stadt.

Doch hatte die Landschaft und Stadt mit der eigenthümlichen Bauart ihrer Häuser, mit ihren Kameel- und Beduinengestalten, ihren regellos angehäuften Transportwaaren und Kisten, und ebenso regellos umhergestellten zweirädrigen Karren und mit ihrem klosterartig abgesonderten Hôtel, worin mehr als 300 Fremdlinge durcheinanderwogten, so wie sie da lag bei nächtlicher Weile, hell vom Monde beschienen, einen, wo nicht schönen, doch desto eigenthümlicheren Reiz.

Für unsere Bagage brauchten wir nicht zu sorgen; diese wurde ohne unser Zuthun an's Land geschafft und auf Kameelen durch die Wüste transportirt. In den Wagen aber während der Reise durch die Wüste war es den Passagieren nicht erlaubt, mehr als ein kleines Päckchen, so viel nämlich ein Jeder unter der Bank zwischen seinen Füßen verbergen konnte, bei sich zu behalten. Die Wagen, die sich auf zwei Rädern bewegen, sind auf allen Seiten mit Fenstern versehen, die man nach Belieben aufschieben oder schließen kann, und haben in ihrem Innern für sechs Reisende Platz, enthalten nämlich zwei Bänke zur Seite, auf deren jeder drei Personen, also einander gegenüber, Gesicht gegen Gesicht, zu sitzen kommen; die Räume sind aber so eng, daß man des Gepäcks wegen, wovon ein Jeder gern so viel wie möglich mitnimmt, sehr gedrängt sitzt. Die Thüröffnung befindet sich also auf der hintern Seite, zu welcher man auf einer Art von Treppe hinansteigt.

Endlich war der größte Theil der Nacht verflossen, und die Zeit unserer Erlösung aus Suez rückte heran. Es war vier Uhr Morgens, als wir das öde Suez verließen, und von Staubwolken umhüllt, hinein in die noch ödere Wüste rollten. Einem jedem Wagen wurden vier tüchtige arabische Pferde vorgespannt, und diese flogen mit uns in vollem Galopp dahin.

„Todt und starr liegt die Wüste hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.“

Dies würde eine passende Inschrift sein für die Pfeiler des offenen

Thores von Suez, durch welches man in die Wüste hineinfährt. Denn je mehr der Tag graute, desto deutlicher und abschreckender zeigte sich die Wüste in ihrer ganzen traurigen Oede. Sie bestand bald nur aus feinem beweglichen Sande, in welchen die Räder tief einschnitten, dann keuchten die Pferde, — bald aus gröberm, oder aus Steingereibsel vermengten Sande, — bald herrschte das Steingereibsel vor, dann rollten die Wagen leichter darüber hin und flogen nur zuweilen in die Höhe, um uns durch einen zeitig angebrachten sanften Stoß vor zu großer Schläfrigkeit zu bewahren; — bald war die Wüste vollkommen horizontal, bald wellenförmig gehoben und gesenkt, ja hier und da hügelig, dünenartig, aber überall war sie gleich dürr.

Kahl, nackt, öde, todt, starr, aller Dammerde entblößt, allen Pflanzenwuchses beraubt, ohne Wasser, ohne Bewegung, ohne Leben, voll Sand voll Staub, glühend heiß, verschmachtend, einförmig, unendlich, ermüdend für's Auge, trostlos für's Herz! — das ist die Wüste.

Unsere Reise dauerte von Suez bis Kairo 15½ Stunden; da hiervon aber 3½ Stunden Halt abgezogen werden müssen, so hatten wir zum Durchfahren der Wüste, das in der Richtung fast genau von Ost nach West und jederzeit im vollen Galopp geschah, nur 12 Stunden nöthig. Ist nun das ganze Traject 100 englische Meilen lang, so legten wir 8 solcher Meilen in einer Stunde zurück. In Abständen von 5 bis 6 englischen Meilen waren durch die ganze Wüste bis nach Kairo Pferdeställe nebst Wohnungen für die Aufseher erbaut, — Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden. Diese standen mit Geschirr und Allem angethan, jederzeit schon bereit, wenn wir ankamen. Es läuft nämlich in der Richtung des Weges eine Linie von Telegraphen durch die Wüste, auf kleinen Thürmen angebracht, die öfters auf Erhöhungen des Bodens stehen, da, wo sich deren finden und deren äußerste Punkte Suez und Kairo sind. Der Hauptdienst dieser Telegraphen ist, die Ankunft der Schiffe zu Suez und der Transporte von Reisenden durch die Wüste hin und her zu melden. Aber nur an drei Stationen, wo sich kleine Gasthäuser befinden, wurde für längere Zeit Halt gemacht, und hier hatte ich Gelegenheit, den unersättlich-musterhaften Appetit der Engländer zu bewundern, die an allen diesen Orten tüchtig aßen und tranken. Die Tafeln waren bei der Ankunft der Transporte

schon gedeckt und mit dem Auftragen der Speisen wurde nur so lange gewartet, als die Reisenden in kleinen Nebenzimmern, wo Waschtafeln standen, beschäftigt waren, sich Gesicht und Hände vom Staube zu reinigen, und das Haupt abzukühlen. Die Speisen bestanden hauptsächlich aus Suppe, Reis, Hühner- und Schöpsenfleisch, das auf verschiedene Art zubereitet war, auch waren Kartoffeln, Gemüse, Brod und Zwieback vorhanden, und den Bier- und Weinflaschen wurde fleißig zugesprochen. Nach Tische wurde Kaffee gereicht, gewöhnlich in kleinen Nebenzimmern, welche die Ueberschrift „Rauchkammer" trugen. Andere Nebenzimmer waren mit Betten versehen, zur Bequemlichkeit der kränklichen Reisenden oder der Damen, die etwa wünschen möchten, auszuruhen. Auch muß ich Mehemed Ali, der es eigentlich war, welcher uns zufolge seines mit unserer Gesellschaft geschlossenen Contractes hier bewirthete, die Gerechtigkeit widerfahren lassen und bezeugen, daß wir in seinen Hôtels in der Wüste besser aßen und tranken, wie in dem ersten Gasthofe zu Kairo, obgleich alle Bedürfnisse, das Wasser nicht ausgenommen, aus weitentfernten Gegenden hierher geschafft werden müssen. Die Hôtels, die nur ein Stockwerk hatten, waren aus Stein, gewöhnlich auf plattenförmig erhöhten Räumen erbaut, und waren auch an der größern Höhe, die sie selbst hatten, schon aus der Ferne von den Pferdeställen zu unterscheiden, die ihnen zur Seite standen. Alle Gebäude waren aber, wie überhaupt in Aegypten, platt von oben und glichen ihrer Form nach viereckigen Kasten. Das größte unter ihnen war das Hôtel, in welchem wir von 12 bis halb 2 Uhr unsere Hauptmahlzeit hielten, und das sich auf einem 12 Fuß hohen Plafond erhob. Man mußte auf Treppen hinaufschreiten, und genoß auf der Vorgallerie eine freie Aussicht über die angrenzenden Räume der Wüste. Außer diesen kleinen Poststationen bot uns die Wüste auch noch einige andere Abwechselung dar. Ein eigentlicher Weg, eine Spur von Rädern oder Kameeltritten war freilich nirgends zu sehen und selbst die Steinhaufen oder Pyramiden, welche in manchen sehr gleichförmigen Gegenden der Wüste in gewissen Abständen angehäuft worden waren, um die Richtung des Weges zu bezeichnen, waren zum Theil wieder vom Sande verweht und überschüttet. Dasselbe war der Fall mit den gefallenen Kameelen, die wir häufig sahen und die bald noch frische Kadaver waren, bald abgenagte Gerippe, die nur halb aus dem

Sande hervorragten. Aber die vielen Karawanen und beladenen Kameel-Heerden, an denen wir öfters vorbeiflogen, gaben der Wüste zu dieser Zeit der Landtransporte doch ein gewisses belebtes Ansehen. Auch unsere Kutscher verschafften sich selbst und uns durch den Wettstreit, den sie mit einander im Schnellfahren hielten, einige Belustigung, — bald hielten unsere Wagen lange Zeit mit einander gleichen Schritt und fuhren alle vier in stetem Tempo neben einander dahin durch den weiten Raum, bald rannte uns der eine voraus und war einige Minuten später am fernen Saume der Wüste nur noch an den Staubwolken erkennbar, die ihn begleiteten; — bald verschwand ein anderer hinter uns, der im Sande stecken blieb, und uns erst später wieder einholte; — zwei Erscheinungen aber waren es hauptsächlich, die mehr als die eben genannten meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und mehr als andere dazu beitrugen, das Bild der Wüste in meiner Phantasie unauslöschbar zu machen.

Auf der so einförmigen, gestaltlosen Oberfläche der Wüste fielen alle Gegenstände, welche die Gleichförmigkeit in etwas unterbrachen, — ein Stein, der ein wenig größer war als die andern, — ein Gerippe, auf das man bei einer anderen Oertlichkeit kaum geachtet haben würde, — sogleich in die Augen; der Mangel aller andern Gegenstände aber, die zu Anhaltpunkten, zur Vergleichung bei der Beurtheilung hätten dienen können, war die Ursache, daß man hinsichtlich der Schätzung der Größe sowohl als der Entfernung solcher Körper, die man sah, in die größten Irrthümer verfiel. Schon mehrmals waren wir an Sandabhängen vorbeigekommen, und hatten auf dem Rande dieser abschüssigen Stellen ziemlich große Körper gesehen, die fast in gleichen Abständen von einander dastanden, ohne daß wir die Natur derselben kannten. Auch um 12 Uhr, als wir in der Haupt-Station auf der Hälfte des Weges, also in der Mitte der Wüste angekommen waren, sahen wir auf dem Rande eines erhöhten Sandwulstes, nicht weit vom Hause, eben solche Körper wieder hingepflanzt. Sie standen da wie in einer Reihe neben einander und ihre Zahl betrug meistens fünfzig. Wir vermochten nicht zu erkennen, ob es Menschen waren (Beduinen), die da standen, oder Schafe, oder Sträucher, oder Felsblöcke; — das Letztere war noch das Wahrscheinlichste, denn sie waren ganz unbeweglich und graubraun von Farbe, wie Alles umher. Sie standen aber in so regel-

mäßigen Abständen, wie man Felsen selten sieht, und waren alle von vollkommen gleicher Größe. Es war ganz unmöglich, diese Größe zu beurtheilen und zu sagen, ob sie drei oder zehn Fuß groß waren oder noch mehr, und ebenso unmöglich war es uns, mit dem bloßen Auge zu ermessen, ob sie sich in der Entfernung von nur 100 oder von 1000 Fuß oder mehr von uns befanden.

Ich beschloß mir Sicherheit zu verschaffen, und ging darauf los. Als ich näher gekommen war, so unterschied ich zu meinem nicht geringen Erstaunen die regelmäßige Form von ungeheuer großen Raubvögeln, die, wie es schien, ausgestopft, und vom Besitzer des Hôtels zum Trocknen dahingestellt waren, denn auch kein einziger davon ließ auch nur die geringste Bewegung spüren; sie standen alle da in gleichen Abständen von einander, sie hatten alle eine vollkommen gleiche Stellung und waren mit ihrem Vordertheile dem Abhange zugekehrt; ich kam ihnen auf 25 Fuß nahe, aber wie erschrak ich, als nun plötzlich diese ungeheuern Vögel, alle auf einmal und wie auf einen Schlag, aufflogen und dahinsausten durch die Wüste, in der sie sich auf einen andern Sandhügel, in derselben Stellung wie vorher und ebenso unbeweglich, wieder niederließen. Es war der gemeine große Wüstengeier, Vultur fulvus, der sich besonders vom Fleische der gefallenen Kameele nährt, sich daher gern in der Nähe der Karawanenstraßen aufhält und diese von seinem Standpunkte, nämlich den Sandhügeln herab, überblickt, in einer der Straße stets zugekehrten Stellung.

Die zweite Erscheinung, die, ebenso eigenthümlich wie die Geier und die Kameele, zur Wüste gehört, war die sogenannte Luftspiegelung, mirage, Sehrab der Araber. Ihr Sichtbarwerden ist abhängig vom Grade der Erhitzung der Wüste durch die Sonne, sie ist daher zur Zeit der größten Hitze von 12 bis 2 Uhr am lebhaftesten, wird nicht vor 8 Uhr des Morgens sichtbar und verschwindet allmälig wieder gegen 5 Uhr des Abends. Wir hatten daher Gelegenheit, uns fast einen ganzen Tag lang an diesem optischen Phänomen zu belustigen, das der Wüste einen merkwürdigen, zauberhaften Reiz verlieh. Wir sahen es zuweilen nur an einer, meistens aber an zwei bis drei, ja fünf und mehreren Stellen auf verschiedenen Seiten zugleich; wenn es an der einen von diesen Stellen verschwand, so erschien es an einer andern Stelle wieder wie hingezaubert, und so dauerte das

Spiel den ganzen Tag lang — des Mittags aber am schönsten und häufigsten — fort, indem es die öde Sandwüste in eine Steppe voll von Seen, Wassertümpeln und schlängelnden Flüssen verwandelte. Manche Stellen der Wüste nämlich, die vorher wie alles Andere rundum in ihrer bräunlich-gelben, matten Farbe dagelegen hatten, fingen, wenn wir uns ihnen bis zu einer gewissen Entfernung genähert hatten, an zu glänzen; sie wurden gleichsam, so schien es, in einen Spiegel verwandelt, der die Farbe und das Licht des Himmels bläulich-weiß zurückstrahlte, und dadurch das Bild einer Wasserfläche hervorrief; er war aber so blinkend wie diese, am Saume zitternd und dadurch den Wellenschlag so deutlich nachahmend, daß wir oft anfingen, zu zweifeln, ob wir nicht das wirkliche Wasser kleiner Seen vor uns erblickten. Weil nämlich der Saum der erhitzten Wüste im aufsteigenden Luftstrome wellenförmig zitterte und die Grenzlinie, die er mit dem scheinbaren See bildete, dadurch zerrissen wurde, so veranlaßte er durch seine Spiegelung im Pseudowasser das Sichtbarwerden von länglichen Gestalten, wie von Palmenstämmen, die man am Ufer zu sehen glaubte, oder das spiegelnde umgekehrte Bild wirklicher in der Nähe liegender Felsblöcke oder anderer Unebenheiten in der Wüste wurde verlängert. Oft sah man sie mitten in der Wüste, dann waren sie an allen Seiten von dunkler gefärbten, matten Ufern umgeben und sie schienen in sanften Vertiefungen der Wüste zu liegen; am häufigsten aber zeigten sie sich in der Nähe des Randes oder im Rande selbst der Wüste, und dann floß ihr jenseitiger Rand ununterscheidbar mit der Helle des Himmels, dessen Farbe sie hatten, zusammen.

Meine Begleiter und ich wurden denn auch den ganzen Tag lang nicht müde, diese Erscheinung, die der starren Fläche ein gewisses Leben, eine gewisse Bewegung verlieh, zu betrachten und zu bewundern. Dennoch geschah es zuweilen bei unserer Ankunft an einer Station, wenn wir einen neuen See vor uns erblickten, daß verschiedene Engländer mit andern ihrer Landsleute um mehrere Pfund Sterling wetteten, diesmal wirkliches Wasser vor sich zu haben. Da lag, wie es schien, in einer sanften und muldenförmigen Vertiefung der Wüste ein schöner blinkender See, sein Wasser bewegte sich zitternd in sanften Wellen, und von seinem Ufer zogen sich ebenfalls lange Gegenstände, sich spiegelnd, herab in's wogende Wasser,

gerade so, wie man es an wirklichen Seen bemerkt, über deren Spiegel ein sanfter Wind hinwegstreicht. Die Täuschung war so vollkommen, daß ich wohl hätte mitwetten mögen, wenn ich von der Unmöglichkeit von vorhandenem Wasser in dieser Erdgegend nicht so sehr überzeugt gewesen wäre. Viele der Passagiere glaubten es aber steif und fest und schritten, um die Wette zu gewinnen und dabei zugleich ein erfrischendes Bad im Wasser zu nehmen, muthig darauf los. Aber als wir uns dem Phänomen bis auf einen gewissen Abstand genähert hatten, wurde es zuerst schmäler, streifenförmiger und dann verschwand es, und zwar ziemlich schnell, vor unsern Blicken.

Nachdem ich diese sogenannte Luftspiegelung gesehen und, so oft sie sich zeigte, mit immer erneuter Bewunderung betrachtet hatte, so mußte ich gestehen, daß doch auch die Wüste ihre Schönheiten besaß.

Auch der Abend, nachdem er gefallen war, nachdem sich schon ein zweifelhaftes Dämmerlicht über den Sandocean verbreitet hatte, bestätigte dies. Wir befanden uns in der vorletzten Poststation, als uns einige Passagiere, die draußen standen, zuriefen, daß wir hinaus ins Freie kommen möchten, weil ein wundervolles Schauspiel sichtbar werde. Draußen angekommen und auf einem Sandhügel postirt, sahen wir eine ungeheuer große Kugel — sie war oben halb fleischroth, halb isabellfarben — und glaubten, daß es ein Luftballon sei, den man in ein bis zwei englischen Meilen Entfernung von uns in der Sandfläche aufsteigen ließ, und wir hatten einige Zeit nöthig, um uns zu überzeugen, daß das, was wir sahen, — der volle Mond war, der sich langsam wie ein ungeheures Gespenst über den Saum der bräunlich-falben Wüste erhob. Er schien so ungeheuer groß, daß wir hätten glauben mögen, sein Durchmesser betrage mehr wie gewöhnlich, was natürlich nicht der Fall war, und so erhielten wir einen neuen, schlagenden Beweis, wie trügerisch alle Schätzungen über die Verhältnisse von Größe und Entfernung der Gegenstände in einer Wüstenfläche sind.

Der letzte, westlichste Theil des „Thales der Verirrungen,"*) den wir durchschnitten, war viel unebener, wellenförmig-hügeliger als alle frühern,

*) Dies ist einer von den Namen, welche der Küstenstrich zwischen Suez und Kairo bei den Arabern führt.

doch senkte er sich im Allgemeinen zum tiefer liegenden Nilthale herab. Er blieb in seiner Beschaffenheit dem vorigen gleich, nämlich ebenso kahl wie diese, und erst als wir die nordöstliche Vorstadt von Kairo hindurchgefahren waren, und aus dem Wirrwarr von elenden aus Erde gebauten Hütten, woraus diese besteht, in's Frankenquartier der Stadt, wo größere Wohnungen standen, gekommen waren, befanden wir uns im fruchtbaren Thale des Nil, und hielten um halb 8 Uhr des Abends vor dem Oriental-Hôtel in Kairo still.

Asien.

I.

Reiseerinnerungen aus Sibirien.

Der norwegische Physiker, Professor Hansteen zu Christiania, unternahm im Jahre 1830 in Begleitung des norwegischen Marine-Lieutenants Due, auf Kosten der schwedischen Regierung eine Reise nach Sibirien, um Untersuchungen über den Erdmagnetismus anzustellen. Kaiser Nikolaus hatte zu diesem Zweck an alle Ober- und Unterbeamten der Gegenden, wo die Reise stattfinden sollte, Befehle gesandt, worin ihnen zur Pflicht gemacht wurde, die Reisenden auf alle Weise zu unterstützen, und zwei Briefe ähnlichen Inhalts wurden Letzteren in Petersburg selbst eingehändigt. Einen Theil dieser Reise schildert Hansteen in den nachfolgenden Reisebildern:

Am 14. Jänner 1830 verließen wir Orenburg, begleitet von dem Sekretair des Kirgisen-Khans, Namens Karelin, in dessen Hause wir beinahe zwei Monate einen gastfreien und angenehmen Aufenthalt gehabt hatten. Karelin fuhr in einem großen Schlitten mit dem Dolmetscher des Khans, einem handfesten Russen, der die Sprache der Kirgisen verstand;

wir in unserer Britschke, die, wie unser Packwagen, noch auf Rädern ging, da in diesen südlichen Gegenden selten tiefer Schnee fällt, obwohl die Kälte oft 25 Grad übersteigt. Der Weg führt längs dem Flusse Ural, der von Orenburg bis zur Stadt Uralsk ziemlich gerade nach Westen geht, sich von da nach Süden wendet und bei der Stadt Gurief in das Kaspische Meer mündet. Diesen fischreichen Fluß entlang befindet sich eine Reihe Festungen und Redouten, welche von Uralischen Kosaken besetzt sind und als eine Vormauer gegen die beiden wilden Kirgisenhorden dienen, welche auf den großen Steppen östlich vom Flusse ein nomadisirendes Leben führen. Man erhält deshalb hier immer eine Eskorte von 2, 4 bis 6 bewaffneten Kosaken. Am 20. und 21. hielten wir uns in der hübschen Stadt Uralsk, dem Hauptsitze dieser Kosaken und der Residenz ihres Oberhetmans, auf.

Die Kirgisen werden in drei Horden, die große, die mittlere und die kleine eingetheilt. Als die Russen Sibirien erobert hatten, lernten sie zuerst dieses umherschweifende Nomadenvolk als eine Plage für die südlichen sibirischen Landstriche kennen. Es zeichnete sich durch Aufruhr, Unterdrückung der Bruderstämme, durch Räubereien, Treulosigkeit, Grausamkeit, kurz durch alle die üblen Gewohnheiten aus, die seit grauen Vorzeiten rohen und ungebundenen Steppenvölkern eigen zu sein pflegen. Schon im Jahre 1606 wurden die Kirgisen zugleich mit den Barabinzen den Russen unterworfen; aber ihr oben erwähnter Charakter machte ihre Treue oft sehr veränderlich. Die große Horde zieht jetzt außerhalb den Grenzen des Reiches umher; die mittlere und kleine Horde wurden zugleich mit den Songaren im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ihrer Zuchtlosigkeit wegen zur Auswanderung aus Sibirien gezwungen, worauf sie die Steppen östlich vom Ural einnahmen, die sie noch jetzt besitzen. Im Jahre 1734 erbat sich Abul Chair, Khan der kleinen Horde, wiederum freiwillig den russischen Schutz, um sich gegen die Unterdrückungen der Songaren zu sichern, und leistete im Jahre 1738 zu Orenburg mit seinen Großen förmlich den Eid der Treue.

Khan Dschanger's Großvater, welcher sich noch mit seiner Horde auf der Ostseite des Urals aufhielt, ist als Geschichtsschreiber berühmt, indem er die Geschichte seines Volkes selber verfaßt hat. Dieselbe ist in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden. Wegen Uneinigkeit mit den anderen

Stämmen zog sein Sohn Nuralei Khan, Dschanger's Vater, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit 40,000 Kirgisen auf die Westseite des Urals hinüber, und bekam von Katharina II. die Erlaubniß, sich auf der öden Steppe zwischen Ural und Wolga niederzulassen, woselbst sein Stamm noch umherzieht. Dieser Nuralei Khan hatte 12 Frauen und mit ihnen 40 Söhne und 60 Töchter. Zwar heißt jeder Sohn eines Khan's Sultan, jedoch ist sein Ansehen sonst nicht bedeutend. Da diese große Steppe, die etwa zwischen 46¾ und 50 Grad der Breite, und von 64½ bis 68¾ Grad östlicher Länge von Ferro liegt, früher unbewohnt war, und Rußland einen sehr vortheilhaften Handel mit dem Nomadenvolke treibt, dessen rohe Produkte es sich für die einfachsten Artikel erhandelt, suchte sich die Regierung, aus Besorgniß vor seinem unruhigen Charakter, das Verbleiben desselben auf der Steppe dadurch zu sichern, daß sie den Uralischen Kosaken einen breiten Strich Landes zwischen dem Flusse Ural und dem an die Kirgisen überlassenen Theil der Steppe überließ, wogegen sie dieselben bewachen und daran verhindern sollten, auf die Ostseite des Urals zurückzuziehen. Im Anfange dieses Jahrhunderts begannen sie zu ahnen, daß sie nicht länger ein ganz unabhängiges Volk wären, und beluden ihre Kameele mit ihren Kibitken, um nach Osten über den Ural zu ziehen; da sie aber auf ihrem Zuge einen Kordon berührten, welcher gut bewaffnet war, so kehrten sie um und verhielten sich fernerhin ruhig.

Im Uralflusse finden sich eine große Menge Knorpelfische vom Störgeschlecht: der weiße Stör oder Hausen, der Sterlet, der gemeine Stör und mehrere andere. Diese Fische gehen im Anfange des Jahres aus dem Kaspischen Meere in den Uralfluß hinauf, um dort ihren Roggen abzusetzen, aus welchem man den bekannten Kaviar gewinnt, wie aus ihrer Schwimmblase die sogenannte Hausenblase. Da ihr Fleisch wohlschmeckend ist, so stehen die größeren Arten hoch im Preise, und der Fang dieser Fische bildet die Grundlage zu dem Reichthume der Uralischen Kosaken. Es soll Kosaken geben, welche 40,000 Rubel und darüber besitzen. Die Frau des reichen Kosaken trägt, wenn sie im vollen Staate ist, als Kopfbedeckung eine Art Haube in Gestalt eines Helms, welcher auswendig ganz dicht mit großen echten Perlen bedeckt ist, die fast so groß wie eine Kaffeebohne sind und einen Werth von fast tausend Rubeln haben. Eine solche Haube

wurde uns von dem reichen Kosakenoffizier gezeigt, bei dem wir in Uralsk den 21. und 22. Jänner wohnten. Da wir von ihm erfuhren, daß nach einigen Tagen die jährliche Winterfischerei auf dem Flusse in der Nähe des Vorpostens Mergenev stattfinden sollte, so begaben wir uns dorthin. In der Nähe des Orts fanden wir mehrere Kosakenschlitten beladen mit einer Menge theils kürzerer, theils längerer weißer Stäbe, an deren dickerem Ende ein starker und spitziger eiserner Haken, etwa wie ein Schiffshaken, befestigt war. Als wir am 24. des Morgens an der bezeichneten Stelle ankamen, fanden wir etwa 4000 Kosaken beisammen, und an dem hohen Ufer des Flusses war eine zwölfpfündige Kanone aufgestellt. Um 9 Uhr Vormittags ließ der kommandirende Kosakenoffizier einen Signalschuß mit der Kanone geben, zum Zeichen, daß die Fischerei ihren Anfang nehmen sollte. Jetzt stürzten die Kosaken auf den Fluß zu und stellten sich an einem Orte, wo die Fische, wie man wußte, sich sammelten, in vier, etwa 3 bis 400 Schritt von einander entfernten Reihen quer über den Fluß auf. Mit eisernen Hacken hieben sie nun in bestimmten, kaum ein Paar Ellen abstehenden Entfernungen Löcher in das Eis, die etwa einen Fuß im Durchmesser hatten. An jedem Loche standen zwei oder drei Kosaken; und da dieses in wenigen Minuten fertig war, so wurde ein Fischhaken in jedes Loch bis etwa einen Fuß vom Grunde hineingesteckt. Da die vielen weißen Stäbe, welche gleichsam vier Zäune quer über den Fluß bilden, dem Fische Schrecken einjagen, so sucht er nach einer von den Seiten zu entfliehen — vielleicht wird er auch von Neugier gelockt und stößt dabei gegen einen oder den andern Haken. Sobald der Kosak diesen Stoß fühlt, bewegt er den Haken auf und ab, und dreht den Stab allmälig in den Händen herum, damit die Spitze des Widerhakens den Leib des Fisches treffen kann. Fühlt er, daß der Widerhaken gefaßt hat, so ruft er seine Kameraden zu Hilfe. Diese erweitern das Loch, welches gewöhnlich nicht groß genug ist, um den mächtigen Fisch hindurch zu bringen, mit eisernen Hacken, während er selbst alle seine Kräfte anspannt, den arbeitenden Fisch dicht unter der Fläche des Eises festzuhalten. Hat der Widerhaken den Fisch nah am Kopfe oder Schwanze gefaßt, so wird er durch die vereinigten Kräfte von drei Männern heraufgezogen. Hat er sich dagegen an der Mitte des Leibes befestigt, so geht dies nicht an. Derjenige, welcher den Fisch hält, führt dann den

Stab nach der einen Seite des Loches, worauf ein Gehülfe einen andern Haken an der entgegengesetzten Seite hinabsteckt, um seinen Widerhaken an einer andern Stelle des Leibes des Fisches, näher am Kopfe oder Schwanze desselben, zu befestigen. Wenn dieser fühlt, daß er sicher gefaßt hat, so macht der Erste seinen Haken los, und der Andere führt den Stab gegen die Seite des Loches hin, wo der Erste war; dies wird nun wechselweise fortgesetzt, bis man endlich dem Kopfe oder Schwanze so nahe gekommen ist, daß der Fisch durch das Loch gezogen werden kann. In weniger als zwei Stunden hatte man nach der Aussage des Offiziers für mehr als 400,000 Rubel Fische gefangen. Viele russische Kaufleute und Kleinhändler hielten mit ihren Schlitten auf dem Eise, kauften die größten Störe und bezahlten sie baar, um, wenn sie die Fuhre voll hatten, augenblicklich nach Moskau oder Petersburg zu fahren. Die Russen halten nämlich den Kaviar nicht für ganz delikat, wenn er über acht Tage alt ist. Die einzelnen Eier sind von der Größe einer mittelmäßigen gelben Erbse, ganz klar und durchsichtig, jedoch mit einem kleinen graulichen halbdurchsichtigen Fleck auf der einen Seite. Der Rogen wird in einen Trog gelegt und ein wenig feines Salz darauf gestreut, worauf er vorsichtig umgerührt wird, doch ohne daß die Eier zerrissen werden und kann dann nach einigen Tagen genossen werden. Er ist sehr wenig gesalzen und so weit angenehmer als der feinste und fetteste norwegische Häring; man findet ihn auf dem Frühstücktisch eines jeden wohlhabenden Russen.

Der befehlende Kosakenoffizier wollte einige von den Kosaken überreden, uns ein Paar Fischhaken zu überlassen, um unser Glück zu versuchen; wir lehnten es jedoch ab, von dieser Höflichkeit Gebrauch zu machen. Indessen nahm unser Dolmetscher, Gustav Rosenlund, das Anerbieten an, und war glücklich genug, einen ziemlich großen Stör zu fangen, dessen Werth auf 50 Rubel angeschlagen wurde; doch war er so bescheiden, ihn an den Besitzer des Fischhakens gegen ein Paar kleinere einzutauschen, die er augenblicklich einem Händler für 25 Rubel verkaufte. Dieser Stör ist kreideweiß unter dem Bauche, und hat daher den Namen Bjeluga oder Weißfisch bekommen. Die größten, die wir sahen, waren sechs bis acht Fuß lang und um den Leib von der Dicke eines Mannes; der Preis eines solchen könnte sich, sagte man, auf 200 Rubel belaufen. Derselbe hat eine

langzugespitzte Schnautze und ein breites Maul, welches von der Spitze der Schnautze ziemlich entfernt ist. Der Sterlet ist viel kleiner, zwischen 1 und 1³/₄ Fuß lang, hat ein gelbliches Fleisch, ist fett und sehr wohlschmeckend. Er findet sich auch in den Flüssen, die von dem nördlichen Sibirien in's Eismeer münden, im Ob- und Jenisei.

Gleich nach Beendung der Fischerei werden einige der größten Fische ausgewählt und mit einer Deputation von drei Kosakenoffizieren zum Kaiser nach Petersburg geschickt. In der bei dieser stattfindenden Audienz wird dem Führer der Deputation ein inwendig vergoldeter Pokal, in Gestalt einer ziemlich weiten flachen Vase auf einem mäßig hohen Fuße, mit Dukaten gefüllt überreicht. In einem Glasschrank, der einiges Silberzeug enthielt, zeigte uns unser Wirth in Uralsk drei solche Pokale, welche er als Führer solcher Deputationen zu verschiedenen Zeiten erhalten hatte. Das Einzige, was nach seiner Aussage bei diesen Audienzen beschwerlich fiel, war dies, daß er nach den Regeln der Hofetikette seinen gewöhnlich langen dicken Bart abrasiren mußte, wodurch er sich auf der winterlichen Heimreise jedesmal Zahnschmerzen zuzog, bis der Bart wieder gewachsen war.

Wir verließen nun den Fluß und machten drei kleine Tagereisen über die Steppe in südwestlicher Richtung, bis wir zu drei Kosakenposten gelangten, welche isolirt auf der überaus großen Fläche liegen. Den 26. Jänner verweilten wir bei dem letzten Glinänui (Lehmposten), der sich auf der Grenze des den Kirgisen überlassenen Theiles der Steppe befindet. Diese Posten sind nicht Anderes als eine Art Erd- oder Lehmhütten und halb unter der Erde gelegen. Bäume oder Buschwerk gibt es auf der ganzen Steppe nicht. Als Brennmaterial gebraucht man das Schilf, das an einzelnen feuchten Stellen wächst, und gedörrten Kuhmist. Ueberall ist die Erde salzhaltig, so daß das Brunnenwasser unbrauchbar ist. Frisches Wasser wird aus geschmolzenem Schnee, wovon im Winter stets eine Fuhre im Hofe steht, oder von aufgefangenem Regen gewonnen. Zäune und Nebengebäude sind aus Reisholz und Schilf geflochten. Der Glinänui war indeß etwas ansehnlicher; außer dem hölzernen Hause, worin wir wohnten, gab es noch ein anderes, das von einem Kosaken-Lieutenant, Iwan Loginow, bewohnt wurde, welcher mit Ekatarina Karamsin, einer

Brudertochter von Rußlands berühmtem Geschichtsschreiber, vermählt war. Wir blieben hier sechs Tage, während Karelin vorausreiste, um sich und unsere Ankunft dem Khan anzumelden, und zu erfahren, ob er uns einladen würde, ihn in seinem Palast zu besuchen. Diese Zeit benützten wir zu unsern gewöhnlichen wissenschaftlichen Beobachtungen, theils zu einigen Besuchen bei dem Lieutenant Loginow. Letzterer verstand selbst nichts als Russisch; da ich indessen bemerkte, daß seine Frau so viel Französisch wußte, um sie in dieser Sprache anreden zu können, wurde die Unterhaltung bedeutend erleichtert, wenngleich sie nicht zu überreden war, in einer andern als ihrer Muttersprache zu antworten. Zur Erinnerung schrieben sie Beide einige freundliche Zeilen auf ein weißes Blatt in meinem Kalender. Ein Besuch von Fremden auf der Kirgisensteppe ist nämlich eine seltene Begebenheit, die sich nicht in jedem Menschenalter wiederholt. Der Kriegsgouverneur in Orenburg, General von Essen, hatte den Khan ersucht, dafür zu sorgen, daß wir über die Steppe von Astrachan gebracht würden, und der Khan hatte wieder seinen älteren Halbbruder, den Khan Tauke, beauftragt, uns mit zwei Kibitken (eine Art großer Filzzelte, worunter die Kirgisen Sommer und Winter leben, und der nöthigen Anzahl von Kameelen zum Tragen derselben über die Steppe zu begleiten. Der Oheim des Khans, Namens Tschuke Nuraleitsch, und sein Halbbruder Tauke, welche in der Nähe von Glinänui wohnten, besuchten uns auch täglich, um sich mit uns zu unterhalten und zu fragen, ob wir etwas zu befehlen hätten. Sie setzten sich auf einen Teppich am Boden mit übereinandergeschlagenen Beinen; doch pflegte die Unterhaltung nur mühsam von Statten zu gehen, da sie nicht viel besser Russisch sprachen als wir. Eines Tages besuchten wir den Oheim, welcher im Winter in einem kleinen hölzernen Hause wohnt, und wurden mit Thee bewirthet. Hierbei glückte es uns, seine Frau in ihrer ganzen Pracht in rothem Sammtkleide und mit Perlen verzierten Kopfschmuck zu sehen. Seine Mutter, die sich an diese neumodische Sitte und die abgesperrte Luft in einem geschlossenen Hause nicht gewöhnen konnte, lebte das ganze Jahr über in ihrer Kibitke, wo wir sie auf Polster sitzend fanden.

Während dieses Aufenthaltes machte uns ein Zufall mit einer besondern Strenge in den Sitten der Kirgisen bekannt. Einem jüngern

erwachsenen Frauenzimmer ist es nämlich nicht gestattet, ihr Gesicht einem älteren Manne der Familie, den Vater ausgenommen, zu zeigen. So darf ein Mann nicht seine Schwiegertochter oder die Frau seines Neffen oder jüngeren Bruders, dagegen wohl seine Tante sehen. Als wir den Sultan Tschuke Nuraleitsch in seinem Hause besuchten, ließ er auf unsern Wunsch seine beiden Töchter und seine Schwiegertochter ihre besten Kleider anlegen und sich in den Hintergrund einer Kibitke stellen; er selbst aber blieb draußen stehen, während wir hineingingen. Weshalb er nicht mit uns hineinging, konnten wir damals nicht einsehen. Als ihn Lieutenant Due später besuchte, um sein Porträt in seiner vollständigen Tracht zu zeichnen, und ihm dies auch ziemlich gelang, äußerte derselbe den Wunsch, auch ein Porträt von seiner Schwiegertochter zu zeichnen. Er bat deshalb den Schwiegervater, als Dolmetscher zugegen zu sein, da sie nicht Russisch verstehe. Dies, erwiederte der Sultan, ließe sich nicht thun; denn er dürfte sie, ihren Sitten zufolge, nicht sehen, und theilte ihm dabei mit, daß er selbst sie niemals gesehen hätte. Hier war nun guter Rath theuer, denn der Zeichner mußte ihre Stellung anordnen und sie daher bitten, den Kopf bisweilen mehr nach der einen oder andern Seite zu wenden u. s. w. Nach vielem Ueberlegen fand man endlich folgende Auskunft. Der Sultan ließ in seiner Stube einen großen Teppich aufhängen, der einen Theil derselben von der andern trennte. Hinter denselben stellte er sich, während sich die Schwiegertochter auf einen Stuhl niederließ, und in einiger Entfernung Due an einem Tische saß und zeichnete. Der Schwiegervater hinter dem Teppich diente als Sprachrohr. Wenn Due also auf Russisch rief: „Bitten Sie Ihre Schwiegertochter, den Kopf mehr nach links zu drehen," so wiederholte der Sultan hinter dem Teppich diesen Wunsch seiner Tochter auf Kirgisisch. Bei dieser Gelegenheit erzählte der Sultan, wie er sich etwa 4 Jahre vor unserer Ankunft, bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in Moskau, im Jahre 1826 in einer ähnlichen schwierigen Lage befunden hätte. Der Kaiser hatte nämlich den Khan Dschanger, seine Gemahlin Fatime und seinen Onkel Tschuke zur Krönungsfeier eingeladen. Da der Sultan die Frau seines Neffen nicht sehen durfte, waren sie bei der Präsentation vor dem Kaiser in der größten Verlegenheit, indem diese drei Personen zugleich

vorgestellt werden sollten. Aus dieser Verlegenheit half man sich folgendermaßen. Die Khanin Fatime trat in Begleitung des Khans und des Sultans, während ihr Gesicht von einem langen, dichten, weißen Schleier verhüllt war, in den Audienzsaal ein. In dem Augenblicke, wo der Kaiser sich dieser Gruppe näherte, stellte sich der Onkel rasch hinter den Rücken der Khanin, welche den Schleier zurückschlug, während der Kaiser mit ihnen redete. Als er sie entließ, schlug sie den Schleier wieder herab und der Sultan Tschuke trat vor und machte dem Kaiser sein Kompliment. Als wir später zu dem Palaste des Khans kamen und Fatime hörte, daß Due ein Porträt von dem Oheim ihres Gemahls mitbrächte, bat sie ihn, es ihr zu leihen, um doch eine Vorstellung von seinem Aussehen zu bekommen.

Es gibt in Rußland mehrere Sekten der griechisch-katholischen Religion. Unter diesen ist eine, deren Mitglieder sich Starie veri (Altgläubige) nennen — eine Art streng Orthodoxer, die unter andern Eigenheiten auch die haben, daß sie das Tabakrauchen für eine sündliche Beschäftigung halten, wobei der Mensch nicht nur sich selbst befleckt, sondern auch jedes Zimmer, worin es geschehen ist, entweiht. Die Leute, bei welchen wir in Glinänui wohnten, gehörten zu dieser Sekte, und da wir in unserer kleinen Kammer Tabak rauchten, hatten sie einen solchen Abscheu selbst vor unsern Bedienten, daß sie ihnen nicht erlaubten, in der Küche aus der Wassertonne in demselben Gefäße zu schöpfen, welches sie selbst benutzten, sondern ihnen ein anderes gaben, welches, sobald wir fort wären, vernichtet zu werden bestimmt war. Die Stube, die wir bewohnt hatten, sollte nach unserer Abreise gereinigt und mit Weihwasser bespritzt werden. Der bekannte englische Fußreisende, Kapitän Cochrane, welcher einige Jahre vor uns Sibirien bis nach Kamschatka durchstreifte, erzählte unter anderm, daß, als er einst in Sibirien zu einer Bauernfrau von dieser Sekte ging, um einen Holzspan für seine Pfeife anzuzünden, die Frau ein Stück Holz nahm und damit seinen Rücken so kräftig bearbeitete, daß er die Flucht ergreifen mußte, wobei er noch ein Stück vor dem Hause mit Hieben verfolgt wurde. Die mündlichen Komplimente verstand er nicht. Wir kamen indeß gnädiger davon.

Endlich gelangte ein kirgisischer Expresser zu Pferde an, welcher folgendes in russischer Sprache abgefaßte artige Einladungsschreiben des Khan überbrachte, das in wörtlicher Uebersetzung also lautete:

Geneigter Herr Christoph Christophorowitsch!

Da ich die Nachricht erhalten habe, daß Sie, geneigter Herr, mit Herrn Lieutenant Due beschlossen haben, über die mir untergebene Steppe nach Astrachan zu gehen, so eile ich Sie einzuladen, den Weg nach dieser Stadt durch meinen Wohnsitz zu nehmen. So angenehm es mir sein wird, Sie von den Beschwerden einer langen und mühsamen Reise zu befreien, so lieb ist es mir, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Zur Bequemlichkeit Ihrer Reise habe ich meinem Bruder, dem Sultan Tauke Bukejewsky, Befehl ertheilt, Sie während der Reise mit Kibitken, den nöthigen Wegweisern und überhaupt allem Dem zu versehen, was auf einer so beschwerlichen Reise zum Nutzen und Vergnügen dienen kann. In Erwartung Ihrer Ankunft empfangen Sie die Versicherung der Achtung und Ergebenheit und mit der größten Ehre stets zu sein, geneigter Herr,

Ihr

Dschaskus Sandsteppe. ehrerbietigster Diener
Januar, 17 Tag 1830 Jahr. Dschanger.

In Betreff der Ueberschrift ist zu merken, daß, wenn die Russen die beschwerliche Titulatur Vysoko Prävoschoditelstvo (hohe Excellenz), Vysoko Blagorodie (Hochwohlgeboren), u. s. w. vermeiden wollen, sie nur den Taufnamen der Person und den Taufnamen ihres Vaters mit der Endung „witsch" (Sohn) zu nennen brauchen. So heißt der jetzige russische Kaiser Nikolai Pawlowitsch (Nikolai Paulssohn). Da nun der Khan den Vornamen Johannes nicht kannte, so dachte er wohl, daß es möglicherweise wohl auch Christoph heißen konnte; eigentlich hätte ich daher Christoph Iwanowitsch genannt werden sollen. Wenn die Russen einen einfachen Mann, dessen Name ihnen unbekannt ist, nennen wollen, so brauchen sie gern Iwan Iwanowitsch, indem Iwan (Johann) unter den russischen Bauern ein allgemeiner Name ist. Das Siegel des Khans hat die Gestalt eines Herzens, auf dessen Umkreis mit russischen Buchstaben

steht: Petschat*), Chana Dschangera, Bukejewa (Siegel Khan Dschangers Bukejewsky). Innerhalb dieses Umkreises befindet sich eine Inschrift mit goldenen Buchstaben.

Sultan Tauke brachte nun 4 Kameele zusammen, welche mit dem Holzwerk und den Filzdecken nebst Kissen und Bucharischen Teppichen zu Kibitken, worin wir unterwegs übernachten sollten, beladen wurden. Das Holzwerk besteht hauptsächlich aus dünnen gespaltenen Baumzweigen, wie man sie zu Tonnenbändern gebraucht. Diese werden kreuzweise über einander gelegt, und auf allen den Punkten, wo die Stäbe einander berühren, sind sie durchbohrt und durch Nägel von steifem Leder, welches an den entgegengesetzten Enden einen Knoten hat, mit einander verbunden. Auf diese Weise hat man 10 bis 12 Stücke von leichtem viereckigen Flechtwerk, von ungefähr 5 Fuß Höhe und 6 Fuß Länge, gebildet. Diese werden in einen Kreis zusammengestellt und durch Schnüre zusammengebunden, wodurch sie einen runden Zaun, gleichsam ein grobes Netz mit viereckigen Maschen bilden. So wird der unterste Theil oder die Wand der Kibitke, welche etwa 20 Fuß im Durchmesser hat, zusammengesetzt. Der oberste Theil des Daches hat die Form eines Rades, indem es aus einem Holzring von 6 bis 8 Fuß Durchmesser besteht, der mittels dünner Speichen mit einer Holzscheibe verbunden ist, die in der Mitte ein dünnes Loch hat. In die Kante des Rades, oder den Umfang des Holzringes, sind sehr viele kleine Löcher gebohrt, in welche dünne, am obersten Ende zugespitzte Haselgerten gesteckt werden, deren unterstes Ende mit Schnüren an den oberen Rand des Zauns oder der Wand der Kibitke festgebunden werden. Diese krümmen sich vermöge des Gewichts des Ringes und bilden einen halbkugelartigen Korb über dem untersten cylindrischen Theil der Kibitke, welche jedoch nach oben einen weit geringeren Umfang hat, als nach unten. Dieser Korb wird darauf auswendig mit dicken groben Filzdecken bedeckt, und bildet so eine für den Wind undurchdringliche

---

*) Petschat ist das deutsche Wort Petschaft, indem alle Worte, welche Dinge oder Vorstellungen bezeichnen, die nur in gebildeten Lebensverhältnissen vorkommen, theils aus der schwedischen, besonders aber aus der deutschen Sprache mit geringer Anpassung an die russische Zunge entlehnt sind.

Wohnung. Da sich die Stäbe, aus welchen das Flechtwerk besteht, um die Nägel, womit sie verbunden sind, drehen können, so können sie zusammengelegt werden, so wie man ein Messer zumacht. Hierdurch bekommen die Stücke Flechtwerk die Form eines schrägen Vierecks, welches geringere Breite hat, und können so leichter in Bündeln an den Sattel zur Seite des Kameeles gehängt werden. Oben auf seinem Rücken liegt das Rad und ein Haufen Stäbe, welche das Rad tragen. Um eine Kibitke fortzuschaffen, sind 2 Kameele erforderlich, deren eines das Holzwerk, das andere die Filzdecken und Kissen trägt.

Am Tage vor unserer Abreise von dem Vorposten Glinänui wurden die vier Kameele mit zwei Kibitken nach einem 70 Werst entfernten Punkte auf der Steppe, wo wir übernachten sollten, abgeschickt. Wir und die beiden Sultane fuhren den nächsten Morgen in zwei Schlitten und überließen unsere Räderwagen den Kosaken, welche sie später gemächlich zum Palaste des Khan bringen sollten. Da die Steppe so gänzlich flach ist wie die Oberfläche des Meeres und sich auf derselben weder Häuser, noch Bäume, noch selbst Gebüsche finden, die als Wegweiser dienen könnten, so ist es im Winter sehr schwierig, besonders wenn man in der Entfernung von 70 Werst an einem bestimmtem Punkte eintreffen soll, wo kein erhöhter Gegenstand zu erblicken ist, den rechten Weg zu finden. Kommt noch Schneetreiben (auf Russisch Buran) hinzu, so ist man sogar in Lebensgefahr, indem jede Spur im Schnee vertilgt wird und nirgends Schutz zu finden ist. Der Dolmetscher des Khans erzählte, daß er bei einem Ritt über die Steppe von einem Buran überfallen worden wäre. Um in der strengen, schneienden Kälte sein Leben zu retten, mußte er einen hohen Heuschober aufsuchen, deren die Kirgisen hie und da in der Steppe aufstellen. Als er endlich einen gefunden, stieg er auf den Rücken des Pferdes, um die Spitze des Schobers zu erreichen, arbeitete sich darauf in denselben hinein und deckte die Oeffnung von oben her zu. So blieb er die ganze Nacht, bis der Buran aufgehört hatte und es wieder hell wurde. Ist Jemand kurz zuvor desselben Weges gefahren oder geritten und die Spur nicht vom Winde oder von frischgefallenem Schnee ausgewischt, so folgt man ihr getrost. Ist dagegen die Spur unsichtbar, so hält der Schlitten still, und ein Kosak wird zur Linken, ein=

anderer zur rechten Seite ausgeschickt. Diese gehen dann seitwärts und machen im Schnee ganz kleine Schritte, um zu erfahren, ob der Schnee irgendwo härter ist als gewöhnlich. Findet der Eine eine solche Stelle, so ruft er der Reisegesellschaft zu, daß er die Spur aufgefunden habe, und hierin besitzen die Kirgisen und Kosaken eine solche Uebung, daß sie sich selten irren. Ja sogar einzelne ihrer Pferde haben denselben Instinkt, so daß, wenn ein solches Pferd wahrnimmt, wie der Schnee weicher ist, als zuvor, es daraus merkt, daß es außer der Spur ist, und das andere nach der richtigen Seite drängt. Auf der Steppe hat man eben so guten Grund, sich des Kompasses zu bedienen, wie auf dem offenen Meere. Wir waren gewöhnlich etwas ängstlich, sobald eine solche Untersuchung für nothwendig gehalten wurde. Endlich langten wir des Abends an einer bestimmten Stelle in der Nähe eines kleinen Sumpfes an, worin Schilf, das nothwendige Brennmaterial, wuchs. Unsere Kameele waren kurz zuvor angekommen. Durch ein Loch in den Nasenknorpel des Kameels hat man einen runden Pflock gesteckt, dessen eines Ende einen Knopf trägt, während das andere ein Loch hat, in welchem ein dünnes Tau befestigt ist. Mit diesem lenkt der Treiber sein Kameel und zieht, wenn er will, daß es sich niederlege, um seine Bürde abzuladen, das Tau an, worauf das Kameel, ganz allmälich, abwechselnd auf den Vorder- und Hinterbeinen niederkniet, bis es auf dem Bauche ruht. Jetzt kamen einige Kirgisenweiber aus den nahe liegenden Kibitken, um uns bei der Aufstellung der unsrigen zu helfen, womit man binnen einer halben Stunde vollständig fertig war. Die Kirgisen setzten sich nun rings um das Feuer und wärmten sich Hände und Füße. Unser norwegischer Bedienter, Anders Nielsen, stand vor der Thür mit dem Samovar, der mit Schnee vollgepackt war, um Theewasser zu kochen. Da sich auf der Steppe kein Brennholz außer Schilf befindet, welches in dieser Hinsicht unbrauchbar ist, so hatten wir in Glinänui einen Sack mit Holzkohlen und eine alte Kufe gekauft, welche in flache Stücke zerhauen wurde, um uns auf der Steppe als Brennholz zu dienen. In der andern Kibitke, wo die Kosaken und Kirgisen niederen Ranges sich aufhielten, war ein tüchtiges Feuer angemacht worden, bei welchem unser russischer Dolmetscher, Gustav Rosenlund, Fische für unser Abendbrot kochte. Wir rauchten Taback und tranken



Reiseerinnerungen aus Sibirien.

Thee, nahmen dann unsre Abendmahlzeit ein und tranken Toddy, kurz wir fanden unser Nomadenleben ganz angenehm und gemüthlich.

Bei unserer Ankunft hatte der Sultan Tschuke den Befehl ertheilt, zwei Schafe zu schlachten. Das eine wurde für die Kirgisen, das andere für die uns begleitenden Kosaken gekocht. In der andern Kibitke stellte man drei oben zusammengebundene Stäbe über das Feuer und hängte daran einen großen, mit Schnee und dem eben geschlachteten Schaffleische angefüllten eisernen Topf. Nachdem wir unsern Thee getrunken hatten, gingen wir in diese Kibitke, um die Mahlzeit der Kirgisen mit anzusehen. Diese saßen in der Ecke in einem Kreise rings um das Feuer; das Fleisch wurde aus dem Topfe genommen, mit den Händen in Stücke zerrissen und in Holznäpfen an die Gäste vertheilt. Diese nahmen das Fleisch mit den Fingern und verzehrten es ohne Brod und Salz, und wenn ein Mann das meiste Fleisch von einem Knochen abgenagt hatte, so reichte er ihn über den Kopf weg einem der Kirgisenweiber, welche hinter dem Rücken der Männer standen und gierig den Rest abnagten. Nachdem das Fleisch verzehrt war, wurden die hölzernen Näpfe an den Koch oder Vorleger zurückgeliefert, welcher dieselben mit Suppe anfüllte, die als zweites Gericht getrunken wurde. Da das Fleisch ohne Salz gekocht wird, und die Suppe nicht schäumt, so hatte sie eine schmutzig graue Farbe. Dies ist die tägliche Kost der Kirgisen und nach einer solchen Mahlzeit brauchen sie in vier und zwanzig Stunden keine Nahrung.

Wenn, wie hier, ein vornehmer Kirgise bei der Mahlzeit zugegen ist, so erweist er den Uebrigen durch folgende sonderbare und lächerliche Ceremonie eine große Ehre. Alle übrig gebliebenen Fleischüberreste wurden nämlich dem alten Sultan hingesetzt. Er wusch seine Hände, nahm dann ein Messer, womit er das Fleisch in kleine Würfel zerschnitt und füllte damit einen hölzernen Napf. Von diesen wählte er eine Mischung fetter und magerer Stücke aus, die auf der inneren Fläche der rechten Hand — so viel als ohne herunter zu rollen liegen konnte — in einer Pyramide aufgestapelt wurden. Jetzt aber sagte er zu dem nächstsitzenden Kirgisen: „Atschad!" (Komm her), worauf dieser auf Händen und Füßen zu ihm kroch und den Kopf mit weit aufgesperrtem Munde über den Fleischhaufen hielt, während der Sultan ihn gleich einer Gans so lange nudelte, bis er

ihm den zugedachten Antheil in den Mund gepfropft hatte. Der so Gefütterte kroch darauf zurück und suchte das Fleisch zu kauen und zu verschlucken. Dies wurde so lange fortgesetzt, bis Jeder im Kreise seine Portion erhalten hatte. Es soll einige Uebung dazu gehören, so wohl diese Menge einem Manne in den Mund zu bringen, als dieselbe aufzunehmen, denn es darf kein Stück verloren gehen, und es bleibt mir unbegreiflich, wie der Mund eines Menschen eine so große Masse fassen und noch unbegreiflicher, wie dieselbe hinunter geschluckt werden kann. Denn das Fleisch bei einem so angefüllten Munde zu kauen ist unmöglich. Viele von ihnen wandten sich auch um, nachdem sie an ihren Ort zurückgekommen waren, hielten beide Hände vor den Mund und leerten die Fleischstücke aus, um sie gemächlich zu kauen und hiunnterzuschlucken. So sind die höflichen Tafelgebräuche der Kirgisen beschaffen.

Nachdem unsere eigene Mahlzeit beendigt war, legten wir uns auf unsere Matratzen, die Füße gegen das Feuer, den Kopf nach der Wand der Kitbitke gekehrt. Die dieselbe bildende Filzdecke reichte gerade bis an den Schnee, der von außen rings um die Kibitke so zusammengescharrt war, daß er mehrere Zoll über die unterste Kante der Decke hinaufreichte. Ein Kirgise war dazu bestellt, auf das Feuer Acht zu geben und ein Bund Schilf nach dem andern hinzuthun. Zuletzt wurden einige Kuchen von gepreßtem und gedörrtem Kuhmist, der eine größere Hitze als das Schilf geben soll, an das Feuer gelegt, und als dasselbe nicht mehr brannte, ging er hinaus und zog die Decke, die zuvor nur einen Theil des Rauchloches bedeckt hatte, über die ganze Oeffnung. Der Rauch hielt sich im obersten Theil der Kibitke in mehr als Manneshöhe von der Decke, und unterhielt eine angenehme Wärme.

Am nächsten Morgen, nach einem ruhigen und erquickenden Schlafe, tranken wir unsern Thee, während die Kirgisen die Ueberreste des Schaffleisches verzehrten, worauf die Kibitke abgebrochen wurde. Einige Weiber fanden sich mit Haselstöcken ein, klopften die großen Reifblumen von der Außenseite der Decken ab und rollten sie zusammen; dann wurden sie mit dem Holzwerk auf die Kameele geladen. Leider waren unsere Kameele ermattet und ihre Füße von dem gestrigen Marsche auf dem holperigen Schnee wund. Als wir daher am Abend an der bestimmten Stelle

anlangten, waren die Kameele noch nicht angekommen und wir sahen uns genöthigt, in einer schwarz geräucherten Kibitke bei einer armen Kirgisin, deren Mann abwesend war, unser Nachtquartier zu nehmen. Unsere ganze Karawane konnte aber darin nicht untergebracht werden, so daß der größte Theil unter freiem Himmel bivouakiren mußte; nur die beiden Sultane, Due, ich, Anders N. und die Kirgisin mit ihrem zweijährigen Sohn, so wie der Bote des Khans, brachten die Nacht in der Kibitke zu.

Es sah nicht ganz übel aus, wie die Kirgisin ihren Sultan begrüßte, den sie länger als ein Jahr nicht gesehen hatte. Sie kam in die Kibitke, ging gerade auf ihn zu und umarmte ihn, d. h. sie schlang den rechten Arm um seinen Hals, den linken um seinen Leib. Aehnliche Gesten machte der Sultan. Dann wechselte man die Arme. Nach dieser herzlichen doppelten Umarmung trat der Sultan ein wenig zurück und streckte seine flache rechte Hand vor, so daß der Daumen oben, der kleine Finger unten lag, worauf sie ihre beiden flachen Hände an seinen beiden Seiten zusam=sammenschlug, während einige Beglückwünschungen gesprochen wurden. Dies ist das Ceremoniell nach einer längeren Trennung. Hat man sich dagegen erst kürzlich gesehen, so wird nur, ohne weitere Umarmung, „Amambasis" (Friede sei mit Dir!) gesagt. Die Nacht verging ganz leidlich. Die gewöhnlichen Kirgisen tragen kein Linnen, sondern nur einen Schafspelz mit der Wolle nach innen auf dem bloßen Leibe. Die Mutter zog ihrem kleinen Jungen den ledernen Pelz ab, wobei sein von Rauch und Ruß geschwärzter Rücken zum Vorschein kam und legte ihn neben sich unter den ledernen Pelz. Unsere Sultane hielten mich noch eine Stunde mit ihrem muhamedanischen Gottesdienste munter, der vom Monde beleuchtet wurde, welcher hell durch das Rauchloch der Kibitke schien. Sie knieten nieder, berührten die Decke mehrmals mit der Stirn, deklamirten in singendem Tone einige Stellen vermuthlich aus dem Koran, riefen „Allah hegebér!" (Gott sei gepriesen!), strichen sich den Bart und kehrten das Gesicht nach der linken Schulter. Dieses Ceremoniell wurde nächsten Morgen früh wiederholt, worauf wir weiter reisten.

Die Sultane hatten ein Paar kleine kirgisische Pferde mitgenommen, und als wir ein Stück gefahren waren, ließ der Jüngere, Tauke, einen Sattel auf eins derselben legen, um zur Abwechslung einige Stunden zu

reiten. Als er sich daran ein Genüge gethan hatte, äußerte ich den Wunsch, auch zu reiten und bestieg das eine, Gustav Rosenlund das andere Pferd. Wollen die Kirgisen ihre Pferde im stärksten Galopp laufen lassen, so stoßen sie einen eigenthümlichen schneidenden Schrei aus. Von Lieutenant Due vielleicht aufgefordert, kamen sie jetzt auf den Gedanken, uns zu drillen und unsere Reitfertigkeit auf die Probe zu stellen, indem sie diesen Schrei ausstießen, wobei die Pferde wie rasend zu laufen anfingen. Obwohl das kirgisische Pferd stark und ganz sicher auf den Füßen ist, hätte dieser unzeitige Spaß doch leicht ein Menschenleben kosten können. Ich ritt neben dem vordersten Schlitten, und Gustav zwischen beiden. Den Lauf meines Pferdes aufzuhalten, war unmöglich, obwohl ich alle meine Kräfte an den Zügeln anwandte. Nach einiger Zeit hörte ich ein Geschrei, Gustav war vom Pferde gestürzt, der Schlitten, der seinem Pferde auf den Fersen folgte, ging über ihn und ich erwartete, ihn todt auf dem Boden liegen zu sehen. Aber zu meiner Verwunderung sah ich ihn sich auf die Knie erheben und eben so erstaunt als erschrocken umsehen, als wollte er erfahren, wo er wäre und ob er noch lebte. Er war gerade vor die Schlittenpferde gefallen, diese aber hatten es vermieden, auf ihn zu treten, und da er glücklicherweise nach der Länge des Weges gefallen war, und der Schlitten hoch über den Kufen stand, so war er fast gar nicht von ihm berührt worden. Ich konnte nicht unterlassen, meinem Zorne gegen den alten Sultan Luft zu machen, indem ich ihm, auf so gut Russisch, als ich konnte, sagte, daß ich geglaubt hätte, mit alten, vernünftigen Leuten zu thun zu haben, jetzt aber sehe, daß er sich wie ein junger Geck betrage.

Gustav hatte nun von dem Ritte genug bekommen; ich aber setzte die Reise zu Pferde fort, bis wir am Nachmittage an einem einsam stehenden Hause, wo ein tatarischer Kaufmann sich niedergelassen hatte, etwa sieben Werst von der Residenz des Khans, anlangten. Von hier aus schickten wir mit einem Kirgisen ein Billet an Karelin, rasirten und putzten uns, tranken Thee u. s. w. Unterdeß kam Karelin in einem prächtigen Schlitten des Khans mit zwei kirgisischen Pferden bespannt an und führte uns zur Residenz.

Dschanger's Vorfahren verbrachten wie die übrigen Kirgisen Sommer

und Winter in Kibitken; sein Vater aber baute sich in höherem Alter ein ziemlich ansehnliches hölzernes Haus, worin er im Winter Schutz gegen die strenge Kälte suchte. Kaiser Nikolaus, der den jetzigen Khan und seine Gemahlin Fatime, die, wie erwähnt, bei der Krönung in Moskau zugegen waren, besonders begünstigte, baute ihm diese schöne Residenz, die er jedoch nur als Winterwohnung benutzt. Im Sommer lebt er als Nomade in einer Kibitke und zieht von einer Stelle zur andern umher, denn wenn die Filzdecken, welche den untersten Theil der Kibitke verdecken, weggenommen werden, so ist sie im Sommer weit luftiger als ein Haus von Stein und Holz. Vom Hofe führte eine kleine Treppe in ein großes Vorzimmer, das durch einen Gang mit den oberen Zimmern verbunden wurde, von wo man in einen großen Saal mit vier Fenstern gelangte, der nach der Steppe zu lag. Hier wurde fünfmal täglich Gottesdienst gehalten und hier verweilten auch die Rathgeber des Khans, (Starschiner oder Aelteste) wie andere Kirgisen, die auf ihren Wanderungen zufällig vorbei kamen. Auf der rechten Seite dieses Saales und der Vorstube lagen vier Zimmer, zwei nach der Steppe und zwei nach dem Hofe; von diesen hatte die Wohnstube des Kahns ihren Eingang vom großen Saale her, die übrigen wurden von der Khanin Fatime benutzt. Auf der linken Seite waren gleichfalls vier Zimmer, von denen die beiden nach der Steppe gelegenen uns eingeräumt waren, während die zwei nach dem Hofe gelegenen von der kirgisischen Frau des Kahns bewohnt wurden. Die größte Stube nach der Steppe war unsere Wohnstube und zugleich mein Schlafzimmer; die entlegenste war ein Billardzimmer und diente Due als Schlafzimmer. Im Hofe waren einige Nebengebäude, welche die Wohnung und das Komptoir für den Secretär, ferner die Küche und die Wohnstube für die Dienstleute enthielten. Die Zimmer waren gut tapezirt und mit stattlichen Mahagonimöbeln und großen Spiegeln geschmückt, während die Fußböden mit schönen persischen Teppichen belegt waren. In unserer Wohnung stand das Fortepiano der Khanin, in Due's Kammer ein gut unterhaltenes Billard.

Bei unserer Ankunft war der Khan etwas unwohl, indessen wurden wir ihm doch einige Zeit nach unserer Ankunft vorgestellt. Wir fanden in ihm einen sehr höflichen, gutmüthig-verständigen jungen Mann von

27 Jahren, welcher vielen Anstand und ein recht interessantes Gesicht besaß, das hinsichtlich der Augenlage und der Farbe der Haut ein wenig an seinen mongolischen Ursprung erinnerte. Er hatte seine Erziehung in einem Institute in Astrachan erhalten, und sprach und schrieb Kirgisisch (Tatarisch), Arabisch, Persisch und Russisch, welcher letzteren Sprache wir uns allein bedienen konnten. Daß er mit der Geographie und selbst ein wenig mit der Astronomie bekannt war, bewies ein Atlas und ein kleiner Himmelsglobus von Kupfer, beide mit arabischen Schriftzügen, die ich später zu Gesichte bekam. Seine Tracht war asiatisch; er trug weite Hosen von violettem Sammet mit breiten goldenen Tressen an den Seiten und an seinen kleinen Füßen Stiefel nach europäischer Manier. Die obere Hälfte des Körpers bedeckte ein Halbkaftan von derselben Farbe in Sammt mit Tressen vorn und an den Rändern; darüber trug er einen zweiten langen Sammtkaftan mit einem Gürtel, worin ein kleines Schwert hing, dessen Handgriff mit großen Edelsteinen geziert war. Der Kopf, dessen Haar alle Kirgisen glatt abrasiren, wurde mit einer spitzen mit Zobel verbrämten Mütze bedeckt. Um den Hals trug er an einem breiten rothen Bande eine große goldene Medaille, die auf der Vorderseite das Porträt des Kaisers zeigte, und deren Rand ringsum mit großen Brillanten besetzt war.

Der Khan hatte sich zuerst mit einer Kirgisin verheirathet, die ihm einen Sohn geboren, bald darauf aber gestorben war. Jetzt hatte er sich mit ihrer Schwester vermählt. Seine liebste Gemahlin, an der er mit der größten Innigkeit hing, und in deren Zimmer er sich fast den ganzen Tag aufhielt, war aber Fatime, die Tochter eines tatarischen Mufti (vornehmen Geistlichen) von Kasan. Diese hatte eine Erzieherin aus der deutschen Kolonie Sarepta an der Wolga, etwa 55 deutsche Meilen nordwestlich von Astrachan, gehabt, und daher deutsch sprechen gelernt, so wie sie auch außer ihrer tatarischen Muttersprache russisch verstand. Sie wurde uns als eine sehr gutmüthige liebenswürdige Dame gerühmt. Karelin nannte nie ihren Namen, ohne hinzuzufügen: „ah! comme elle est aimable!“ Leider war sie zu schüchtern, um sich vor uns sehen zu lassen; da sie Deutsch verstand, hätten wir leicht mit ihr reden und sie in der Unterhaltung mit dem Khan als anmuthige Vermittlerin brauchen können.

Die kirgisische Gemahlin hatte der Khan nehmen müssen, um bei seinen Landsleuten nicht anzustoßen; da sie aber eine Kirgisin wie alle andern war, geboren und erzogen in einer Kibitke, und eben so unwissend und roh wie ihre Schwestern, war sie ihm vollkommen gleichgültig.

Der Khan besuchte uns täglich wiederholt in unseren Zimmern, unterhielt sich mit uns und spielte Billard mit Lieutenant Due und Karelin, worin er viel Fertigkeit hatte. Er verstand es sehr gut, seine Würde als regierender Fürst mit einer gewissen Bescheidenheit, einem Paar Repräsentanten europäischer Wissenschaft gegenüber, zu vereinigen. Von Astrachan hatte er verschiedene Weine für uns holen lassen, da die Muhamedaner selbst keinen Wein trinken dürfen; auch besaß er einen russischen Koch, der in der Zubereitung europäischer Speisen erfahren war. Wir hatten daher eine wohlversehene Tafel, und Karelin versicherte, daß er gern mit uns gespeist hätte, wenn er nicht gerade zu der Zeit etwas unpäßlich gewesen wäre. Vielleicht fürchtete er auch den gemeinen Kirgisen dadurch einigen Anstoß zu geben. Zum Frühstücke wurde uns beispielsweise mit einer Art Knackwürste von Pferdefleisch aufgewartet, welche ebenso appetitlich aussahen, als sie wohlschmeckend waren.

Die Kirgisen haben einen guten natürlichen Verstand und viel Romantisches in ihrem Charakter. Sie sind Freunde von Abenteuern, stolz, bequem, freundlich und eigentlich nicht blutdürstig. Die Sitten der kleinen Horde, von der hier vornehmlich die Rede ist, sind durch die nähere Verbindung und den Handel mit Rußland merklich verbessert worden. Das weibliche Geschlecht wird wegen seiner Gutmüthigkeit und Häuslichkeit gerühmt. Da sie von der Viehzucht leben, so haben sie nichts anderes zu thun, als auf Schafe, Rindvieh, Pferde und Kameele zu achten. Ist eine Gegend abgeweidet, so wird die Kibitke nach einer andern grasreichen Stelle versetzt. Sie leben demnach in großer Bequemlichkeit, und um die Zeit zu vertreiben, reiten sie auf der Steppe umher, besuchen einander, setzen sich in der fremden Kibitke nieder, wo sie jederzeit willkommen sind, und lassen sich bewirthen und Abenteuer, oder irgend etwas Neues erzählen, das sich in ihrer Nähe zugetragen hat. Die geringste Begebenheit, die an einem Ende der Steppe vorfällt, z. B. unsere Reise zum Khan, ist binnen wenigen Tagen auf der ganzen Steppe bekannt.

Es ist dies ein einfaches Ersatzmittel für unsere Tagesblätter. So sah auch jeder vorbeireitende Kirgise den großen Versammlungssaal des Khan für eine Kibitke an, wo er hineinzog, sich in einen Winkel auf den Boden setzte, Neues erzählte oder sich erzählen ließ, und nach Gutdünken kürzere oder längere Zeit verweilte. Zur Mittagszeit brachte man eine Menge hölzerner Schüsseln mit gekochtem Hammelfleisch für diese rings an den Wänden umhersitzenden fremden Gäste sowohl, wie für die Starschinen des Khan herein. Der Khan ging dann umher und sprach mit jedem Einzelnen. Während der Nacht schliefen sie auf dem Boden. Wenn man unter diesen unverkünstelten Menschen lebt, wird man in die Vorzeit der Patriarchen, wie wir sie aus dem alten Testamente kennen, lebhaft zurückversetzt. Das Nomadenleben scheint in der vergangenen Reihe von Jahrtausenden nicht die geringste Veränderung erfahren zu haben. Selbst den Befehlen des Khans gehorchen sie nur in sofern, als es ihnen genehm ist. Als Richter dagegen hat er mit seinen Starschinen eine größere Autorität, indem Jeder die Hand dazu bietet, die unter ihnen angenommenen Sitten aufrecht zu erhalten. Ich fragte einst den Khan, ob er nach Gesetzen, oder nach seinem Gutdünken richte. Er antwortete: „Nur nach meinem Willen." Das Gutachten der Starschinen scheint jedoch für ihn maßgebend zu sein. Als in einer Audienz bei König Karl Johann in Stockholm im Jahre 1830, bald nach unserer Rückkehr aus Rußland, von unserem Aufenthalte bei den Kirgisen die Rede war, fragte mich der König, ob unter den Kirgisen mehr Verbrechen herrschten, als unter den europäischen Nationen. Da ich dies verneinend beantwortete, indem ich bemerkte, daß unter ihnen weder Diebstahl, noch Raub und Betrug vorkämen, so daß sie wie eine große friedliche Familie zusammenlebten, brach er mit Eifer in die Worte aus: „voilà l'effet de la civilisation!" Ich bemerkte hierauf, daß die Civilisation die Fähigkeiten des Menschen entwickelt, und ihn also geschickter macht, sowohl das Gute als das Böse auszuführen.

Bei derselben Audienz erzählte ich dem Könige, daß der Khan sich darüber beklagt hätte, daß er nicht Französisch verstünde, wodurch er besser mit uns hätte reden können, und daß er in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes von Karelin gelernt hätte, uns mit den französischen Worten: „bon jour!" zu begrüßen.

Mit seiner bekannten gutmüthigen Ironie rief der König aus: „Ma foi! il a bien avancé!“

In dem großen Saale wurden täglich fünf Mal Gebete gehalten; der Khan verrichtete oft selbst den Dienst; doch geschah es gewöhnlich von einem Mollah (muhamedanischen Geistlichen). Während des Gottesdienstes nahmen die Kirgisen ihre spitzen Mützen ab, und setzten einen Turban auf. Es war uns nicht verwehrt, während des Gottesdienstes durch den Saal zu gehen; nur wünschte man, wir möchten nicht an den Gesichtern der Kirgisen vorübergehen, welche alle nach den Fenstern zugekehrt waren. Bei dieser Gelegenheit sah ich einmal, wie ein kirgisischer Diener des Khan heimlich hinter den Rücken der Andern eine Weinflasche nahm, die von unserem Frühstücktisch gestohlen war, sie an den Mund setzte, und einen tüchtigen Schluck daraus that, was sonst den Muhamedanern verboten ist. Auch der Genuß des Schweinefleisches ist ihnen untersagt, und hierauf wird so streng gehalten, daß, als der Khan einmal einige Lebensmittel von Orenburg hatte kommen lassen, und Frau Karelin ihrem Mann ein Paar Schinken mitschickte, welche durch die Nachlässigkeit des russischen Kommissionärs in dieselbe Kiste mit den übrigen Waaren gepackt waren, diese sämmtlich als verunreinigt von ihm kassirt wurden.

Eines Nachmittags lud uns der Khan ein, in seiner Wohnstube Thee zu trinken. Als ich neben ihm auf dem Sopha saß, fragte ich Karelin, ob er wohl glaubte, daß es den Khan unterhalten möchte, wenn wir ihm einige Leibesübungen, einen norwegischen Bauerntanz u. s. w. zeigten. Mit Vergnügen wurde das Anerbieten vom Khan angenommen. Das Fortepiano, welches ich am Vormittage so gut wie möglich zu stimmen versucht hatte, wurde jetzt hereingetragen. Ich verlangte nun zuerst eine Flasche, legte sie auf den Fußteppich, und setzte mich auf dieselbe so, daß der Hals der Flasche nach den Füßen gekehrt war; zugleich ruhte die rechte Ferse auf dem Boden, die linke auf den Zehen des rechten Fußes. In dieser balancirenden Stellung nahm ich in jede Hand einen silbernen Leuchter mit einem Wachslicht, von welchen das eine angezündet war, und das andere ohne sonstige Stütze auf dem Boden, als die oben erwähnte, angezündet werden sollte. Nach einigen vergeblichen Versuchen glückte es. Tauke, der ältere Halbbruder des Khan, versuchte dies nachzuahmen, und

machte dabei recht gelungen den Bajazzo. Nachdem er mehrere Mal bald den einen, bald den andern Leuchter gegen den Boden gestoßen, und das brennende Licht ausgelöscht hatte, stieß er es endlich gegen seine Nase, löschte es aus und ließ es auf den Boden rollen.

Darauf balancirte ich mit dem einen Arm auf dem Sitze eines Stuhles und schwang die Beine über die Stuhllehne, ging auf den Händen, und machte Sprünge vor- und rückwärts u. s. w. Mehrere von diesen Uebungen machte Lieutenant Due glücklich nach; aber Sultan Tauke erweckte als Bajazzo allgemeine Heiterkeit. Er war klein, untersetzt, hatte breite Schultern und einen dicken Bauch. Um bei diesen ihm ungewohnten Uebungen ganz ungenirt zu sein, zog er seinen Kaftan ab. Wir hatten nun das vollständige Bild eines europäischen Bajazzo vor uns, indem ein kurzes manchesternes Wamms auf seine mit weißen Leinewandhosen bedeckten, in ein Paar grobe Stiefel mündenden dicken Lenden halb herabreichte, während seine spitze Mütze das Bild vervollständigte. Bei jedem seiner plumpen Versuche, die er indessen mit einer gewissen komischen Laune ausführte, rollte er kopfüber, und die spitze Mütze fiel von dem glattrasirtem Kopf, wobei der Khan dermaßen lachte, daß er sich den Bauch halten mußte. Es war für uns Alle eine belustigende Scene. Als die Kirgisen, die in dem großen Saal versammelt waren, das Geräusch dieser Scene hörten, glotzten sie an der Thür in des Khans Zimmer hinein, krochen, um etwas zu sehen, einander auf die Schultern und rollten vor Lachen bisweilen herab, wodurch unsere Fröhlichkeit noch vermehrt wurde. Endlich bat ich Lieutenant Due, sich an das Fortepiano zu setzen, und einen hübschen norwegischen Hallingstanz zu spielen. Als Schulknabe hatte ich zur Marktzeit bisweilen die Bauern Halling tanzen sehen, und kannte einige der kunstreichen Sprünge, die darin vorkamen. Diese versuchte ich, so gut es mir möglich war, nachzumachen. Als dieser Tanz zu Ende war, kam Karelin zu mir und bat mich, denselben noch einmal zu wiederholen. Ich fragte nach der Ursache, und bekam zur Antwort, daß er mir dies nicht sagen könnte, ich aber doch seine Bitte erfüllen möchte. Ich war dazu bereit und bemerkte während des Tanzes, daß die Thür zur Stube der Khanin Fatime angelehnt stand; auch nahm ich in der dunklen Stube den Schimmer von einer weißen Gestalt wahr. Tags darauf erzählte Karelin, daß die

Khanin einen Lehnstuhl an die Thüre hätte setzen lassen, welche so weit geöffnet wurde, daß sie dadurch heimlich den norwegischen Hallingstanz sehen konnte. Die Musik zu diesem Tanze fand an allen Orten Sibiriens, wo man sie zu hören bekam, vielen Beifall. So lernte sie die Obristin Murawieff in Irkutzk und ihre kleine Tochter Sophie spielen; ebenso wurde sie von den Töchtern des Berghauptmanns von Achte in der Bergstadt Slatoust, von Frau Karelin und einer Generalin Okuneff in Orenburg, und endlich hier in der Residenz des Kirgisenkhans gespielt. Es gibt einen russischen Bauerntanz, der viel Aehnlichkeit mit dem Halling hat.

Da ich nicht Billard spielen und nur wenig Russisch sprechen konnte, obschon es mit dem Lesen recht gut ging, benutzte ich meinen fünftägigen Aufenthalt bei dem Khan dazu, in dem Hofe und dicht davor auf der Steppe die magnetischen Beobachtungen, so wie die zur Bestimmung der geographischen Lage der Residenz des Khans (Breite und Länge) nöthigen astronomischen Beobachtungen anzustellen, während Due den gesellschaftlichen Pflichten bei dem Khan und seinem Sekretär Karelin genügte. Die Lage dieser Residenz, welche früher nicht bestimmt war, sah ich später auf deutschen Karten dieses Theiles des russischen Reiches richtig angegeben.

Bei den vornehmen Kirgisen ist es Sitte, dem abreisenden Gaste ein Geschenk zur Erinnerung an seinen Aufenthalt mitzugeben. Dschanger berieth nun mit Karelin lange, welcher Art dasselbe sein sollte. Daß es ein echt kirgisisches Produkt sein müßte, darin waren sie sofort einig. Der Khan äußerte, daß er uns ein Paar Hengste aus der Kabardei zum Geschenk machen wollte. Es sind dies eine Art leichter und feingebauter schwarzer Pferde, welche Argamak heißen und in ihrer Gestalt sehr einer Dogge gleichen, während ihnen an Schnelligkeit kaum ein englischer Wettrenner gleich kommen dürfte. Aber Karelin stellte ihm vor, wie schwer es für uns sein würde, sie wohlbehalten nach unserer Heimath zu bringen. Er verehrte mir daher einen weiß und blaugestreiften Kalat (eine Art eleganten seidenen Kaftans oder Schlafrocks), den er selbst einige Mal getragen hatte. Zugleich nahm er vom Kopfe seines ältesten neunjährigen Sohnes eine spitze rothe Mütze mit Goldtressen und Streifen von Zobelfell, und setzte mir sie auf. Als er aber sah, daß sie mir zu klein war, nahm er seine eigene goldbrokatene Mütze vom Kopfe und wollte sie mir aufsetzen,

und da ich mich weigerte, meinte er recht ki dlich, daß er sich ja eine neue machen lassen könnte. Als ich ihn nun bat, daß es bei der ersten verbleiben möchte, äußerte er, daß sie vielleicht meinem ältesten Sohne passen könnte. Dem Lieutenant Due schenkte er eine vollständige Kirgisentracht, bis auf einen mit dem metallenen Knopfe versehenen Kantschuh oder Peitsche, womit sie ihre Pferde antreiben, und sich schlimmsten Falls vertheidigen.

Unseren interessanten Aufenthalt beim Khan verließen wir am 9. Februar in Begleitung eines Kosakenoffiziers, welchem er befohlen hatte, uns bis Astrachan das Geleit zu geben. Wir zogen an einem Paar merkwürdigen großen Salzseen auf der Steppe vorbei, kamen nach drei Tagen nach Tschernoi-Jarr an der Wolga, und reisten in südöstlicher Richtung an diesem Flusse entlang bis nach Astrachan. Der Khan hatte uns gebeten, einen seiner Freunde zu besuchen, einen kalmückischen Knäs oder Fürsten, Namens Tiumén, welcher auf einer Wolgainsel, etwa 12 Meilen nördlich von Astrachan residirt, und einen Stamm von Kalmücken regiert, welche den westlichen Theil der Steppe bevölkern, während deren östlicher von den Kirgisen besetzt ist.

Auf der Station, die diesem Ort zunächst liegt, traf ich den Professor Parrot aus Dorpat, der mit einem Studenten derselben Universität, Namens Maximilian Behagen, beschäftigt gewesen war, mittelst zweier Barometer den Höhenunterschied zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere zu bestimmen. Es ist nämlich eine merkwürdige Erscheinung, daß, obwohl das Kaspische Meer ein Binnensee ist, der keinen Ausgang nach dem Meere hat, und die große Wolga, der Ural und mehrere kleine Flüsse in denselben münden, dennoch die Oberfläche desselben niedriger liegt, als die des Schwarzen Meeres. Dieses Phänomen läßt sich allein daraus erklären, daß ein großer Theil des zufließenden Wassers von den umliegenden Sandflächen eingesogen wird und verdunstet.*) Parrot kam aus Grusien und hatte mich vergebens in Baku, Tiflis und Astrachan zu finden gehofft, woran mein durch die Cholera in Orenburg verzögerter Aufenthalt Schuld

*) Durch genaue geometrische Messungen hat man im Jahre 1837 gefunden, daß die Oberfläche des Kaspischen Meeres 83$^2/_3$ englische Fuß unter der Oberfläche des Asow'schen liegt.

gewesen war. Ich überredete ihn, die 10 bis 12 Werst zum Knäs Tiumén mit mir zurückzukehren, dem ich mich hatte anmelden lassen, damit wir so Gelegenheit erhielten, einander das Resultat unserer Reisebeobachtungen mitzutheilen. Dies machte meinen Aufenthalt daselbst weit angenehmer, zumal ich ihn als Dolmetscher bei dem Knäs brauchen konnte, der das Russische eben so gut wie Parrot verstand. Knäs Tiumén war ein großer starker Mann, hatte als Obrist die Kriege gegen Napoleon mitgemacht und König Karl Johann gesehen, als dieser noch als Kronprinz von Schweden und Norwegen Kriegsoperationen in Deutschland leitete. Er war der gastfreieste, höflichste und liebenswürdigste Wirth von der Welt, dessen Tafel ganz den europäischen Sitten gemäß eingerichtet war. Er zeigte uns unter seinen Waffen einen von den berühmten damascirten saracenischen Säbeln, deren ungewöhnliche Schärfe unter anderm Walter Scott im „Talisman“ beschreibt. Der Knäs behauptete, daß man mit demselben einen Schiffsnagel zerhauen könne, ohne daß er eine Scharte bekäme. Ich hatte ein hübsches Kongsberger Gartenmesser bei mir, mit welchem ich Späne von einem Nagel schneiden konnte. Dies setzte ihn in Erstaunen, und als ich mich erbot, mit meinem Messer einen Span von seinem Saracenersäbel zu schneiden, hielt er dies für eine Unmöglichkeit. Ich bewies ihm indeß, daß, wenn ein Säbel einen starken Hieb aushalten soll, und man mit einem Gartenmesser ein dickes Stück Holz spalten oder mit einem Hammer auf dasselbe schlagen wolle, es nicht aus einfach gehärtetem Stahl bestehen dürfe, sondern auf den Seiten der mittelsten Stahlplatte, welche die Schneide bildet, zwei Platten von weichem Eisen angeschweißt sein müßten. Ich nahm daher den Säbel, setzte die Schneide des Messers auf die Kante des breiten Säbelrückens und schnitt einen merklichen Span ab. Dies setzte ihn höchlich in Erstaunen; indeß brachte ich später, als er gerade nicht darauf achtete, das Messer auf die Schneide des Säbels, wo es, wie ich voraussehen konnte, wie auf Glas abglitt. Später verehrte er uns zum Andenken einige kalmückische Kleinigkeiten, von denen ich eine große schwarze Lederflasche mit erhabenen Figuren, welche an den Sattelknopf gehängt wird, erhielt. Zur Erwiderung schenkte ich ihm mein Gartenmesser und einen hübschen Feuerstahl von Eskildstuna, auf dessen einer Seite das Stockholmer Schloß abgebildet war. Eines Tages unterhielt

uns sein jüngerer Bruder durch einen kalmückischen Tanz, insofern man es „Tanz“ nennen kann, wenn einer auf ein und derselben Stelle bleibt, die Arme und Finger telegraphenartig nach dem Takte bewegt und höchstens zuweilen mit den Füßen ein wenig scharrt.

Die Kalmücken gehören wie die Buräten in der Nähe von Irkutsk, zu dem mongolischen Stamme und bekennen sich wie diese, zur lamaischen und buddhistischen Religion. Sie unterscheiden sich von unserer kaukasischen Raçe durch die Gestalt des Hirnschädels, stark hervortretende Backenknochen, schief geschnittene Augen und eine gelbe Gesichtsfarbe. Sie sind Nomaden wie die Kirgisen, und führen ganz dieselbe Lebensweise. Ihr Aufbruch von einer abgeweideten Grasfläche ward uns als eine sehr lebhafte Scene geschildert. So weit das Auge reicht, ist die Steppe mit Pferden, Rindern und Schafen bedeckt. Männer, gewöhnlich mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, reiten, von ihren Hunden begleitet, um die Horde, und halten den Zug in Ordnung, Andere reiten in Gesellschaft von jungen Weibern, Knaben und Mädchen und bilden Gruppen, deren Munterkeit sich in lautem Jubel äußert. Dann folgen Kameele, welche Matronen und Frauen mit kleinen Kindern tragen; die letzteren hängen gewöhnlich in Körben; noch andere Kameele sind mit Filzen und dem übrigen Zubehör der Kibitken, als Kessel und Lebensmittel u. s. w. beladen. Die Kalmücken sind flinke Jäger, und verzehren fast alle Arten Thiere, Hunde ausgenommen, weil diese — des Menschen Freunde sind. Brod essen sie gern, wenn sie es von den Russen bekommen, backen es aber nicht selbst. Erhält der gewöhnliche Kalmücke etwas Mehl, so rührt er es in warmem Wasser um, und trinkt diesen dünnen Brei. Die Vornehmen aber backen sogar Kuchen und trinken gern und viel Thee.

Eines Nachmittags führte uns der Knäs in einen großen stattlichen Tempel, den er nicht weit von seinem Hause hatte erbauen lassen. Auf seinen Befehl wurde ein vollständiger Gottesdienst nach dem lamaischen Ritus von wenigstens 40 Lamas (Priestern), in ihrer eigenthümlichen Tracht ausgeführt.

Wir hatten den Knäs ersucht, uns Gelegenheit zu verschaffen, einige kalmückische Frauenzimmer in ihrer vollständigen Tracht zu sehen. Am nächsten Morgen vor dem Frühstück führte er uns zunächst in seinen Hof,

und ließ seine trefflichen Pferde, unter denen sich ein Paar reizende Armagnacs befanden, vorführen. Darauf bat er uns, ihm nach einer Kibitke in der Nähe des Hauses zu folgen. Hier sahen wir zwölf Frauen in einer Reihe sitzen, während ein großes Feuer in der Mitte brannte. Wir setzten uns in eine Ecke, ihnen gegenüber, und betrachteten sie. Sie trugen kostbare Sammtkleider von verschiedenen Farben, doch waren ihre Gesichtszüge überaus steif und auch ihre Figur schien schlecht zu sein. Sie waren klein und hatten nicht die runden, vollen Formen, welche wir an einer hübschen, weiblichen Figur lieben. Die Männer kamen uns weit weniger häßlich vor, vielleicht aber nur darum, weil man an die Schönheit eines Mannes im Allgemeinen höchst mäßige Forderungen zu machen pflegt. Der Knäs selbst war ein sehr ansehnlicher Mann, dessen Gesichtszüge nicht in dem Grade von den europäischen abwichen, daß er in einer Gesellschaft von Europäern Aufmerksamkeit erregt hätte. Zur Unterhaltung kam es nicht, da diese Dämen nicht Russisch verstanden.

Zum Frühstück ließ er uns erst Kaviar und dazu ein echt kalmückisches Getränk, Kumiß, eine Art Branntwein reichen, der von Pferdemilch bereitet, und auf einer flachen Porzellantasse dargeboten wird. Der berühmte Kumiß sah wie unklare Molken aus und hatte einen unangenehmen Fuselgeschmack. Demnächst wurden gut zubereitete Fleischspeisen aufgetragen. Beim Abschiede gab er uns eine in mongolischer Sprache geschriebene Empfehlungsordre an den Verwalter eines Gutes mit großen Gartenanlagen, welches er an der Wolga, einige Werst südlich von seiner Residenz, besaß. Die Umstände gestatteten uns aber nicht, davon Gebrauch zu machen. Es ist der mongolischen Schrift eigenthümlich, daß die Linien nicht wie bei anderen Sprachen horizontal, sondern vertikal geschrieben sind. Dies rührt daher, weil die Mongolen als Nomaden nicht Tische oder andere feste Hausgeräthe kennen, sondern das Papier auf den Schenkel legen und vom Knie aus nach dem Leibe hin schreiben. Endlich langten wir am Abend des 15. Februar in der großen, in vieler Hinsicht merkwürdigen Stadt Astrachan an, wo wir nach zwei bis drei Monate langem, sehnsüchtigen Harren eine Menge Briefe aus der Heimath vorfanden.

II.

Die ewigen Flammen bei Baku.

Das ewige Feuer auf der Halbinsel Apscheron ist vielleicht das einzige Naturwunder seiner Art auf der ganzen Erde. Es brennt in einer länglichen Grube von unregelmäßiger Gestalt, welche 120 Fuß lang und nicht über 9 Fuß tief ist. Der Grund in dieser Grube besteht mehr aus Felsen als aus Erde. Das Feuer brennt nicht überall gleich hoch; die größten Flammen erheben sich nicht über 18 Fuß; die Grube wird nicht tiefer durch das beständige Feuer und die Grundsteine werden nicht morscher, obschon die Kalksteine über der Erde bald davon verzehrt werden und in Stücke zerfallen. Dieses ewige Feuer brennt ohne Rauch und Geruch. Die ganze Gegend in einem Umfang von $1/4$ Meile enthält den Stoff zu diesem Feuer. Jede Vertiefung, die man in die Erde gräbt und anzündet, brennt so lange mit starker Flamme, bis man sie mit Erde zudeckt. Die große Grube kann wahrscheinlich in derselben Weise ausgelöscht, aber auch sogleich wieder angezündet werden. Merkwürdig ist es, daß am Rande dieser beständig brennenden Feuergrube Gras wächst, und daß sich 500 Fuß davon entfernt 2 Brunnen mit gutem Wasser und ein großer fruchtbarer Garten befinden. Bei diesem Feuer halten sich beständig einige Feueranbeter, Geber, Nachkommen der alten Perser, welche das Feuer im Allgemeinen als ein Symbol der Gottheit betrachten, und einige fromme Hindus, auf. Rings um die brennende Grube, 12 bis 18 Fuß von derselben, wohnen diese Leute in kleinen Hütten. Mitten in einer solchen Hütte ist eine kleine Vertiefung gegraben, um welche 2 oder 3 Steine gelegt sind, auf die ein Kessel zum Kochen der Speisen gesetzt wird. Zu dem Ende nehmen sie ein Paar Grashalme oder trockenes Gras, zünden es draußen an der ewigen Flamme an und werfen es unter den Kessel; die Höhlung entzündet sich sogleich, brennt hell ohne Rauch und Geruch, und die Speise wird schneller gekocht als mit Holz. Bedeckt man das Loch mit

einem Stück Filz, so erlischt die Flamme. Bei dieser brennenden Vertiefung wärmen sich die Einsiedler im Winter, und gebrauchen kein Licht in ihren Hütten. Jeder steckt eine Röhre von der Länge einer Elle, oben mit Thon bekleidet und mit einem Thonpfropfen versehen, nahe an seinem Bette in die Erde. Nimmt man den Pfropfen ab und zündet die Oeffnung mit Stroh an, so brennt die Röhre wie ein Licht ohne zu verbrennen; legt man den Pfropfen darauf, so ist das Licht ausgelöscht.

Dieses ewige Feuer wird auch zum Kalkbrennen benutzt. Man thürmt die Kalksteine auf einen Haufen auf, zündet etwas Stroh an der großen Feuergrube an, und wirft es auf den Steinhaufen; darauf steigt die Flamme plötzlich aus der Erde mit Brausen in die Höhe, und wenn man sie 3 Tage brennen läßt, so ist der Kalk fertig.

Außerdem hat diese Gegend noch eine andere sehr merkwürdige Feuererscheinung. Nach milden Herbsttagen, wenn die Abendluft warm ist, stehen die Felder um Baku wie in voller Flamme. Oft sieht es aus, als ob Flammen in großen Massen schnell an den Bergen herabrollten; die umliegende Bergreihe ist dann von einem klaren blauen Licht erhellt. Die unzähligen, theils einzelnen, theils zusammenhängenden Flammen, welche in dunklen und warmen Nächten die ganze Ebene bedecken, jagen den Pferden, Maulthieren und andern Thieren Schrecken ein. Die Flamme dauert nicht länger als ungefähr 4 Stunden nach Sonnenuntergang; bei starkem Ostwinde sieht man sie nicht; übrigens wird sie am häufigsten im October und November wahrgenommen. Aber dieses Luftfeuer zündet keinen brennbaren Stoff an. Dürres Gras und Schilf kommt niemals dadurch in Brand, obschon die ganze Erdfläche von Feuer und Flammen bedeckt zu sein scheint. Selbst wenn man sich mitten in diesen Flammen befindet, fühlt man nicht einmal einige Wärme dadurch.

Die Frau eines vornehmen Russen, welche mit ihrer Familie Baku und das indische Feuerschloß der Geber besuchte, entwirft folgende Schilderung davon:

Um das Flammenspiel besser zu genießen, wählten wir zur Hinfahrt den Abend, aber mit ihm kam ein dichter Nebel und dieser machte uns den Weg dahin äußerst halsbrechend. Ein Perser, der Russisch verstand, machte

den Führer und eilte voraus. Als wir das Ziel erreichten, war es schon stockfinster; die Flammen erhoben sich in köstlicher Reinheit zum stillen Nachthimmel und das ganze Feuerschloß war wie von einem Kranze von Wachtfeuern umgeben. Es waren Perser aus der Umgegend, die sich beschäftigten, Kalk zu zu brennen und Brod zu backen — gewöhnlich höchst prosaische Vorgänge — aber ich weiß nicht wie es kam, daß mir an diesen reinen, geheimnißvollen Flammen diese Beschäftigung edler und so zu sagen biblisch erschien; übrigens ist das hier höchst bequem und wohlfeil: man macht eine beliebige Oeffnung in den Boden, bringt einen Feuerfunken daran, und eine nie versiegende Feuerquelle schlägt wie ein Springbrunnen empor. Hinter diesen Flämmchen und Feuerchen erschien grell beleuchtet die schmutzig weiße Mauer des Schlosses, aus dessen Mitte aus zwei hohen Säulen die reinsten, klarsten und gewaltigsten Feuerflammen emporstiegen, bald vom Nachtsturm horizontal hingelegt und geschwungen wie Schlangenzungen, bald plötzlich steilrecht erhaben wie zwei Altarlichte und wie diese den Himmelsdom erleuchtend. Wir fuhren um das Gebäude herum und hielten auf jener Seite, wo keine Feuer der Erde entstiegen, vor dem Thore an. Es regnete fein; unser Führer ging uns anzumelden und kam gleich darauf zurück mit einem dunkelfarbigen Hindu. Sein Anblick bewegte mich sonderbar, ich vergaß, daß er einer weitverschlagenen Kolonie von wenigen Individuen angehörte und fragte mich, ob wir denn plötzlich nach Indien verschlagen seien, oder Indien so hoch hinaufgerückt sei? — Wir traten unterdeß in den Hof, in dessen Mitte das tempelartige Gebäude mit den beiden Feuersäulen steht; in der Mitte dieses kleinen aber hohen Bauwerkes, das weder Thüren noch Fenster zeigt, hängen oben im Gewölbe ein Paar großer Glocken, die der Hindu gleichsam als Einleitung der nun zu schauenden Herrlichkeiten gewaltig ertönen ließ. Es war fast um taub zu werden; der erste Eindruck hatte etwas grausenhaftschönes; auch die Knaben schienen ungewöhnlich ergriffen; sie faßten an ihre Schaschkas (Tscherkessendolche) und lehnten sich stärker an mich. Außer uns, nebst Diener und Dolmetsch, war Niemand zu sehen als der schwarze Geber in weißem Turban, langem, braunem, härenem Gewande und weiß und blau gestreiften Unterkleidern, von denen nur ein ganz schmaler Streifen sichtbar wurde, aber genug, um die schwarzen nackten

Füße hervorzuheben. Seine Züge waren edel, sein Bart lang und schwarz; so stand er da wie ein Geisterbeschwörer, wie der Herr eines Zauberschlosses, der seine dienstbaren Geister herbeiruft. Und die Feuer, als ob sie seinem Befehle gehorchten, loderten beim Schmettern und Geheul der Glocken heller und wie zischend empor; bald war heller Tag um uns, bald umgab uns wieder Halbdunkel, wenn der Wind die Flamme wie Halme hinlegte. Jetzt forderte uns der Dolmetsch auf, dem Geber zu folgen, und mit frischer Hoffnung, etwas Neues zu sehen, gingen wir vorwärts. Rund um den ganzen innern Umfang der Mauer sind die kleinen zellenartigen Wohnungen angebracht, die Sekle heißen, ferner Ställe und andere Gebäude. Der Dolmetsch erzählte uns, das Schloß sei von einem reichen, indischen Nabob, der Feueranbeter war, erbaut und von ihm und seinem Hofstaat längere Zeit bewohnt worden. Die alte indische Herrlichkeit ist aber nun dahin, und nur noch drei Hindus sind die traurigen Ueberreste glänzender Zeiten. Aber die Natur blieb sich ewig gleich; ob angebetet oder nicht, fuhren die reinen Flammen doch fort zu leuchten und zu wärmen, und so weit geht ihr Ruhm, daß aus dem fernen Indien jährlich viele Pilger herkommen, um zu beten und für sich beten zu lassen bei der sichtbaren Erscheinung des reinen Urlichts.

Endlich kamen wir vor der Sekle des Derwisches an, und folgten seiner Einladung auch hinein; durch eine niedrige Thür und über eine hohe Schwelle stiegen wir ein Paar Stufen hinunter und befanden uns nun in einem kleinen, niedrigen, sehr weißen Raum, der statt einer Diele einen festen Boden von Lehm zeigte, und in dessen Mitte ein kleiner gemauerter Altar stand mit einer Oeffnung nicht größer als die Mündung einer Flinte, aus welcher eine leichte, schlanke Flamme emporstieg, die das Zimmer hell erleuchtete. An den Seiten des Altars waren noch andere kleine Oeffnungen. Der Hindu ergriff einen Strohhalm, entzündete ihn an dem Feuer und legte ihn an die Oeffnung, aus der sogleich helle Flammen emporschossen; er blies sie aus, legte wieder Feuer an und gleich war wieder die schönste Flamme da. Die Kinder, die nie Gasflammen gesehen hatten oder sich wenigstens ihrer nicht mehr erinnern konnten — betrachteten das Alles wie die allerhübscheste Zauberei.

Auf einem zweiten Altar, der wie der erste die Höhe eines gewöhn-

lichen Tisches hatte, lagen und standen die Götzenbilder und Schätze unseres Derwisches. Dieser zweite Altar war an die Außenmauer gelehnt, so daß der Feueraltar zwischen ihm und der Thüre stand. Zu ihm führten ganz kleine Stufen, auf die man alle nicht trat, sondern auf denen die zu ihren heiligen Handlungen nöthigen Schalen, Muscheln und Instrumente lagen. Auf dem Altar selbst standen kleine metallene Götzen, häßlich und chinesischen Bildnissen ähnlich. Neben diesen Figuren lagen zu unserm Erstaunen Kreuze von verschiedener Form und Größe. Wir ließen den Geber durch den Dolmetsch darüber befragen. Die Antwort lautete in orientalischer Emphase: Es ist Ein Gott und Niemand hat ihn gesehen; daher verehrt ihn jeder auf seine Art und macht sich eine Vorstellung nach seiner Art! — Auf dem Altar und seinen Abstufungen lagen noch allerlei schöne, seltene, indische Steine, nach denen die Knaben sehnlich langten, die sie aber trotz unserer glänzenden Anerbietungen nicht erhalten konnten, denn es waren Andenken aus der fernen Heimath; vielleicht dienten sie dem Priester eben durch ihre Seltenheit als nothwendige Zierde seines kleinen Götzenhauses.

Ferner lagen dort noch verschiedene zu ihrem Götzendienst gehörende Schalen, Klappern, Weihrauchkesselchen, ein Paar kleine Lampen, kleine silberne Tellerchen und Theebrettchen. Die Luft war aber erstickend vom Gasdampf und die Hitze war wie in einem Dampfbade; mir verging anfangs die Luft und draußen erst konnte ich mich langsam erholen. Der Derwisch nahm vom Altar röthlich und weiß kandirten Zucker, hielt ihn im Gebete murmelnd seinen Bildern hin, besprengte ihn dann mit Weihwasser und reichte ihn uns auf einem silbernen Teller.

Indem trat ein zweiter Hindu herein, ein wohlbeleibter, ältlicher Mann mit grauem Kopf- und Barthaar und graubrauner Gesichtsfarbe, denn da er schon seit zwanzig Jahren, wie er sich ausdrückte, im Norden wohnte, so hatte seine Farbe etwas gelitten. Amintaas, so hieß der Alte, lud uns nun auch in seine Sekle ein, die dreimal größer war als die des Derwisches. In der Mitte, der Thür gegenüber, stand ein eingemauerter, großer Kessel, unter welchem ein Gasfeuer brannte. Die längliche Sekle bestand aus drei gleich großen Abtheilungen, die durch niedrige, zwei Ellen hohe Mauern von einander geschieden waren, welche aber in der

Mitte Durchgänge darboten. In der mittlern Abtheilung stand der Thür gegenüber der Wasserkessel; in der Abtheilung rechts stand ein Altar und ein Kochtopf über einer Gasflamme. Die Abtheilung links war mit Teppichen zum Schlafen belegt. Aus den niedrigen Mauern zwischen den Abtheilungen strömten nach allen Seiten hin neue Gasflammen.

Nachdem wir auch hier die Steine, Schalen und Götzenbilder besehen hatten, die hier reicher und in größerer Anzahl vorhanden waren, fragten sie uns, ob sie auch für uns beten sollten. Nach erhaltener Einwilligung wurden nun alle Vorbereitungen zu der Ceremonie getroffen; die große Muschel wurde im Kessel ausgespült, die Schalen wurden auf den Stufen des Altars geordnet, sämmtliche Gasöffnungen flammten auf, der kleine Räucherkessel dampfte, die silberne Schale mit kandirtem Zucker stand auf einer Lampe zwischen Glocken, deren Griff zwei häßliche Götzenbilder vorstellte, und die Amintaas ergriff und mit großer Heftigkeit zu schütteln begann. Hinter ihn stellte sich der Andere und schlug zwei inwendig gehöhlte, auswendig mit Buckeln versehene Metallbecken mit gewaltiger Kraft an einander, dazu begleiteten sie sich mit dem unmenschlichsten und ohrenzerreißendsten Geheul, das je menschliche Lungen hervorgebracht haben mögen. Und doch war eine Art Methode in der Tollheit und an einem Piano hätte ich die Kadenz aufschreiben können. Endlich machten sie eine kleine Pause, in der sie vor ihren Bildern sich verneigten, leise murmelten, die Schalen wieder anders ordneten und den Zucker mit Weihwasser besprengten.

Unterdessen hatten sich die Lungen des alten Amintaas wohl erholt, denn nun ergriff er die gewaltige Muschel, hielt sie mit beiden Händen fast wie ein Triton und blies nun mit unglaublicher Macht schmetternde, langgehaltene Töne, wild und unharmonisch, kaum melodische Gestaltung gewinnend. Wir glaubten, entweder seine Lunge oder die Muschel müßte zerspringen; der Athem verging mir vom Zuhören, mir wurde schwindlich und plötzlich begriff ich, wo der Ausdruck „Heidenlärm" herkommt. — Lange dauerte diese kannibalische Musik, die den vornehmsten Theil ihrer heiligen Handlungen auszumachen schien, als ein milderes Finale erschien und zuletzt ein wilder Gesang, Geklapper, Geklingel und Gemurmel. Endlich war das Konzert aus und wir athmeten froh auf. Amintaas

präsentirte uns den kandirten Zucker und mein Mann legte an Stelle dessen zwei Dukaten hin, die mit lebhaften Dankbezeugungen empfangen und auf den Altar niedergelegt wurden. Wir traten nun wieder unter Gottes alten Himmel, aber die Scene hatte sich verändert. Das einsame Feuerschloß wimmelte von Persern, die von ihrer Kalkbrennerei herbeigeeilt waren, um nicht sowohl die Hindus als uns Europäer zu sehen. Perserinnen saßen an verschiedenen kleinen gemauerten Oefen, wo sie an Gasflammen ihre Tscheucks rösteten, platte dünne Brote aus ungesäuertem Teige, die in ein Paar Stunden fertig sind. In großer Prozession gingen wir nun etwa hundert Schritte weit vom Schloß zu einem Brunnen, der zugedeckt gehalten war; man deckte ihn los, warf ein Bündel brennendes Stroh hinein, und zischend und sprühend stieg eine prachtvolle breite Feuersäule, wie die schönste Girandole empor — in Funken und Sterne auseinanderstäubend. Leider dauerte der schöne Anblick nur einen Augenblick, und es bedurfte wieder einer Viertelstunde, um hinlänglich Gas zu diesem Experimente sich ansammeln zu lassen.

Somit war der Besuch beendet; wir setzten uns bei strömendem Regen in den Wagen, und hundertmal in Gefahr umgeworfen zu werfen, mit den zwei schlafenden Knaben auf dem Schoße, kam ich todtmüde nach Mitternacht in Baku an. Es war gerade die Osternacht. Alle Einwohner waren in den Kirchen, die Glocken tönten feierlich durch die Nacht, und ich hätte gern dem christlichen Gottesdienst beigewohnt, aber die Kinder mußten zu Bett gebracht werden, und ich war selbst mehr todt als lebendig. Am nächsten Morgen, ich saß mit den Kindern auf dem Sopha, trat ein langer, hagerer, greiser Hindu herein, festlich in einen weißen Talare gekleidet, und reichte mir auf einem silbernen Teller weißen und rosenrothen Zucker. Es war der dritte und vornehmste Priester aus dem Tempel der Geber und zum Opferfeste nach Baku gekommen. Wir nahmen einige Körner von seinem Zucker, und ich legte ihm einen Silberrubel hin. Als er noch seine Danksagung machte, kam mein Mann und sagte ihm theils auf tatarisch, theils auf russisch und theils pantomimisch, daß wir gestern Abend bei seinem Tempel waren und hatten beten lassen.

Sogleich fragte er begierig, wie viel wir dafür geschenkt hätten, und

als er die Summe erfuhr, bat er sich einen Zettel aus; die andern würden ihm sonst nichts abgeben.

Diese Erbärmlichkeit mißfiel mir unsäglich und wir schickten den Alten bald fort, ohne in sein Verlangen zu willigen, denn die beiden Schreihälse von gestern schienen uns die zwei Dukaten mit vollem Recht sich verdient zu haben. Später erfuhren wir, daß die Gaben der Reisenden immer Prügeleien und Zank im romantischen Feuerschloß hervorriefen, und das alles verleidete mir die Erinnerung an das schöne Naturschauspiel. Und doch, ist es denn die Schuld dieser armen Einsiedler? Müssen sie nicht habsüchtig werden und, um zu leben, ihre ihnen gewiß heiligen Gebräuche entweihen? Sie arbeiten nicht, denn sie haben weder Feld noch Garten; das einzige, was einer Vegetation ähnlich sah, waren gemauerte Kasten im Hofe des Tempels, die mit Gartenerde gefüllt waren, und in denen einige Sträucher und Pflanzen wuchsen, Reste eines Blumengartens aus der Zeit jenes oben erwähnten indischen Nabobs, der vergeblich versucht hatte, auf diesem von Gasen erfüllten Feuerboden Anpflanzungen zu machen. Indeß machte ich zu meinem Schaden doch die Bemerkung, daß hier wenigstens Gras wächst; denn als wir zum Feuerborn gingen, wurden meine Schuhe im Grase vollständig naß. — Für Menschen scheint die Gasluft nicht schädlich zu sein, wenigstens waren die Priester der Geber, die hier sämmtlich seit langen Jahren wohnen, wahre Löwen von Gesundheit.

III.

Die Hindus.

Die älteste Cultur in der Welt scheint in Indien oder in dem Lande östlich von dort ihre Wiege gehabt zu haben. Mehrere tausend Jahre vor Christi Geburt, als Bhrim die Vedas, die heilige Schrift der Brama-Anbeter, schrieb, standen Wissenschaft und Kunst schon auf einer hohen Stufe. Im Alterthum war das Weib in Indien hochgeehrt und Mono-

gamie eine der ältesten und heiligsten Vorschriften des Volkes. Die Braminenlehre war in ihrer ursprünglichen Form ein reiner Monotheismus; erst durch ihr Dreieinigkeitsdogma (Trimurtis), durch Wischnu's und Siva's zwei Incarnationen (Avataren), endlich durch die Personification der Naturkräfte und menschlichen Eigenschaften, ist die Lehre Brama's nach und nach in Abgötterei ausgeartet, und zählt jetzt über drei Millionen Götter. Die Lehre vom Kastenwesen hingegen, diesem ersten Keim der Erniedrigung der Hindus, diesem Fluch des Volkes, von dem sich selbst der Muhamedanismus in Ostindien nicht hat frei machen können, findet sich schon in den Vedas angedeutet, nach welchen Brama vier Menschenarten schuf. Aus seinem Kopf schuf er die Braminen, von denen die Vornehmsten Priester sind, die Uebrigen der Arzneikunde, der Rechtspflege und dem Unterrichtswesen vorstehen; denen es aber auch erlaubt ist, Waffen zu tragen und Handel zu treiben, was sonst den zwei folgenden Klassen zukommt. Die Braminen sind von Abgaben frei und dürfen keiner körperlichen Strafe unterworfen werden; übrigens macht ihnen ihre Vornehmheit das Leben zur Last, sie können selbst mit Königen und Fürsten nicht an einem Tische sitzen, und müssen fortwährend darauf bedacht sein, sich durch keine Berührung zu verunreinigen: der ganze Tag geht ihnen hin unter Reinigung und Gebet. Sieht der Paria sie von Weitem kommen, muß er von seinem Wege ablenken und sie durch lauten Zuruf vor seiner Nähe warnen; die Berührung des Schattens eines Paria ist so ansteckend, daß sie gezwungen sind, die Braminen-Schnur zu wechseln und sich in den heiligen Fluthen des Ganges wieder zu reinigen. — Aus seinem Arm schuf Brama die Vertheidiger der Menschheit, die Ketris oder Kriegerkaste, sie umfaßt beinah alle Könige und Häuptlinge Indiens: diese dürfen die heilige Schrift lesen aber nicht auslegen. — Aus seinem Magen schuf er die Waisias oder Ernährer der Menschheit: die Handeltreibenden, Handwerker und Apotheker. — Aus seinen Füßen die Sudras, die dienende Klasse, oder wie sie auch genannt werden, die Einmalgeborenen, als Gegensatz zu den Menus (die Wiedergeborenen): die gemeinschaftliche Benennung der drei übrigen Klassen, denen es erlaubt ist, Schnüre (Zenar) anzulegen.

Jede dieser vier Hauptkasten, aber besonders die der Waisias, hat

wieder zahlreiche Unterkasten: jede Kunst, jedes Handwerk, ja fast jede menschliche Verrichtung wird durch ihre eigene Kaste vertreten; und aus dieser ausgestoßen werden, „seine Kaste verlieren," ist das schrecklichste Verdammungsurtheil des Hindu für diesseits und jenseits. Nicht allein wirkliche Verbrechen, unter denen das größte Versündigung am Heiligen, machen ihn kastenlos; sondern auch Aussatz und ähnliche Krankheiten, Mißheirathen, namentlich von Seiten der Frau, die Ausführung einer entwürdigenden Arbeit, dies Alles führt für ihn den entsetzlichen Verlust seiner Kaste herbei. Der Beruf erbt daher vom Vater auf Sohn herab; der Sohn des Schneiders kann nicht Schuhmacher, der des Goldschmiedes nicht Weber, der des Barbiers nicht Töpfer, der des Lastträgers nicht Wäscher, der des Fuhrmannes nicht Palankinträger werden u. s. w. Jeder ist an sein Handwerk gekettet und ist verdammt, eher in diesem zu verhungern, als einen andern Weg einzuschlagen, der ihn zu Glück und Wohlstand führen könnte.

Die Europäer leiden natürlich auch nicht wenig unter diesen Vorurtheilen. Wenn auch zum Theil Folge des englischen Luxus, ist es doch besonders das Kastenunwesen*), das sie zwingt, eine so übertriebene Dienerschaft zu halten, daß mehr als die Hälfte der Eingeborenen Calcuttas**) mittelbar oder unmittelbar im Dienst der Europäer steht.

---

*) Als Beweis vom Kastenhochmuth will ich eine Geschichte anführen, deren Zeuge ich selbst bei einem Dänen in Calcutta war. Er gab seinem Diener eine Flasche, um ihm etwas von der Apotheke zu holen, aber dieser hielt sich dazu zu gut, und ging zwar selbst, aber miethete erst einen Kuli (Lastträger), von dem er sich die Flasche tragen ließ.

**) Calcutta hat nach der Volkszählung von 1837: 229,705 (nicht wie früher fälschlich angegeben wurde ½ Million) Einwohner; davon sind

137,651	Hindus,
58,744	Muhamedaner,
19,084	von niederen Kasten.
49	(!) eingeborene Christen,
4,746	Eurasians (Kinder von eingeborenen Müttern und weißen Vätern, Leute, die gewöhnlich als Schreiber gebraucht werden),
3,181	Portugiesen (Kaufleute, Schreiber, Köche u. s. w.),
3,138	Engländer.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Calcutta wunderte ich mich über die Aeußerung eines jungen deutschen Kaufmanns, der mit seinem Associé eine Junggesellenwirthschaft führte: daß sie bei der größten Sparsamkeit ihre Dienerschaft nicht auf eine geringere Zahl als 32 hätten reduciren können. Lernt man die Verhältnisse näher kennen, wird Einem das indeß erklärlich. Das Klima bringt es mit sich, daß selbst der weniger Begüterte sich Palankin, Wagen und Pferde hält. Er bedarf 4—5 Palankinträger, die natürlich keine andere Arbeit thun; für die Equipage muß er, außer Kutscher und Bedienten, für jedes Pferd einen Stallknecht halten. Damit ist's aber noch nicht gethan: der auf dem Bock sitzende Kutscher striegelt weder die Pferde, noch schirrt er sie an und aus; der Knecht, der ihnen das Futter vorhält, schneidet es nicht selbst; da bedarf er also wieder mehrerer Leute. Und nun die Dienerschaft des Hauses, deren Vorsteher bei den Vornehmeren ein Sirdar oder Babu ist, welcher die Kasse verwaltet und bei allen Einkäufen seine Procente macht, oft wohlhabender ist als der Herr selbst und nicht selten sein Creditor. Wo dieser fehlt, hat der Kansamar die Oberaufsicht über Dienerschaft und Küche. Der Kitmudgar deckt den Tisch, trägt das Essen hinein, wartet auf und hat Silber, Porzellan, Glas, Deckzeug u. dgl. unter seiner Aufsicht. Der Sirdar ist der Vormann der Palankinträger und zugleich eine Art Kammerdiener, er reinigt seines Herrn Kleider, macht sein Bett, wischt die Meublen ab, hält die Lampen im Stande u. s. w.; gewöhnlich hat er noch einen Gehülfen. Der Pion macht Besorgungen und trägt die Briefe um, steht beim Ausfahren hinten auf dem Wagen und übt eine Art Polizei im Dienst von Privatleuten. Außerdem findet man noch einen Durwan oder Pförtner; einen Bobbertschi oder Koch mit seinem Gehülfen; einen Musaltschi, dem das Geschäft obliegt, Gläser und Teller zu waschen, Messer zu wetzen und dem Kitmudgar die Speisen hinein zu reichen; einen Biisti oder Wasserträger; einen Dobi oder Wäscher; einen Durzi oder Schneider, der flickt was der Wäscher zerreißt; einen Hukabur-

---

Außerdem einige andere Europäer, ferner Armenier (meist wohlhabende Kaufleute), Araber (besonders Pferdehändler), Chinesen (vorzüglich Schuster und Zimmerleute), Perser (Handeltreibende, Schiffsbauherren und Docksbesitzer) u. s. w.

dar, dessen Aufgabe allein darin besteht, des Herrn Huka zu beaufsichtigen; endlich einen Mäter*) der die Dielen fegt und alle schmutzige Arbeit thut. Auf dem Lande sind noch außerdem Gartenknechte u. dgl. m. erforderlich. Ist eine Dame im Hause, pflegt die Frau des Mäters ihr Schlafzimmer rein zu halten, und eine Portugiesin ist ihre „Aja" oder Kammerfrau. Wer erstaunt nicht anfangs über diesen ungeheuern Dienertroß!

Nicht weniger als den Europäer, belästigen den Hindu selbst seine Kasteneinrichtungen und die damit verbundene Lehre des Unreinen; und betrachten wir ihn in irgend einem seiner Lebensverhältnisse, denken wir ihn uns z. B. nur bei seiner täglichen Mahlzeit, zeigt sich dies bald praktisch. Man möge mir erlauben, hier einer kleinen Begebenheit zu erwähnen, die wir während unsers Aufenthalts bei den Nicobaren erlebten; sie betrifft einen kranken Lascaren, dem der Arzt befohlen hatte, unten im Schiff zu bleiben, der aber am nächsten Tage trotzdem krank und leidend auf's Verdeck kam. Als ihm der Arzt Vorwürfe machte, antwortete er weinerlich: „Gestern bekam ich nichts zu essen, und gehorche ich fernerhin, werde ich einen langsamen Hungertod sterben, denn nur einer der Lescaren hier an Bord steht seiner Kaste nach tief genug, um mir mein

*) Der Mäter ist ein Kastenloser („outcast"), was die Europäer Paria nennen; er ist so unrein, daß selbst der Europäer sich vor seiner Berührung hüten muß. Ich vergesse nie, daß, als ich einmal einem Mäter Geld in die Hand zählen wollte, der Herr des Hauses mir ängstlich zurief: „Um Gottes Willen, thun Sie das nicht, denn alle meine Diener würden Sie wie die Pest fliehen; legen Sie das Geld auf den Tisch, und lassen Sie ihn es sich selbst nehmen." Parias ist ursprünglich eine Verfälschung von „Paharis," dem Namen eines durch seine Trinksucht berüchtigten halbwilden Bergvolkes von Bhaugulpore, einem Volk, das keine Schriftzeichen, keine Zeitrechnung und keine historische Traditionen kennt. Nun hat aber „Parias" eine ganz andere, viel allgemeinere Bedeutung erhalten: man gebraucht es, um die verachteten kastenlosen Geschöpfe zu bezeichnen, die, aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, in abgelegenen Häusern, gewöhnlich außer der Stadt, wohnen müssen, und deren Loos es ist, Verbrecher hinzurichten, Leichen und Aas zu sammeln und wegzuschaffen und alle Art unreiner Arbeit zu verrichten. Man kann wohl keinen stärkeren Beweis von ihrem Elend geben, als daß ihr jährlicher Lohn nicht höher ist, als 10—11 ₰ dänisch (50—55 Schilling Courant.).

Essen zuzubereiten und es mir zu bringen, und hat er es zubereitet, darf ich es nicht genießen.“ Mit andern Worten, der Hindu ist genöthigt, einen Koch zu haben, der derselben Kaste angehört, als er selbst; aber auch das Geschirr, worin die Speise bereitet ist, darf von Niemanden gebraucht sein, der nicht von derselben Kaste ist. Er darf nur vor Aufgang und nach Untergang der Sonne essen; er darf, wenn in Calcutta wohnend, kein anderes Wasser trinken, als aus dem Gangesfluß. Alle Fleischspeisen sind, namentlich den höheren Kasten, streng verboten*); nur mit seines Gleichen darf er essen, und die Frau muß, nachdem sie dem Manne aufgewartet und ihm die Huka gereicht, hinausgehen, um mit den kleineren Kindern die Ueberbleibsel der Speisen zu verzehren. Die Mahlzeiten werden wie Andachtsübungen betrachtet, in denen sich der Hindu ungern stören läßt; wird aber die Speise durch Berührung oder auf andere Weise verunreinigt, verhungert er lieber, als daß er dies Gift zu sich nähme. Auf dem oben erwähnten Dampfschiff fiel einmal unglücklicherweise eine Schweinsborste in's Reisfaß, um welches die Lascaren versammelt waren, sie hatten mit dem Essen noch nicht begonnen, und gewiß den allerbesten Appetit, aber doch war ihr Entschluß schnell gefaßt: sie warfen die ganze Schüssel über Bord, und zogen es vor, an dem Tage zu hungern.

Die Stellung der Frauen in Indien ist höchst beklagenswerth. Im 11. oder 12. Jahr wird schon ein Mädchen verheirathet, und der Eheherr sieht sie am Hochzeitstage zum ersten Mal. Stirbt der Mann, darf sie nicht wieder heirathen, ja ehedem mußte sie demjenigen auf den Scheiterhaufen folgen, der sie lebend weder geliebt noch geachtet hatte: eine Sitte, die doch endlich dem Einfluß der Engländer gewichen ist.

Wenn ich erzählt habe, daß die Frau nicht einmal für würdig erachtet wird, mit dem Mann zu essen, so ist doch die Schilderung, die Warren von umherziehenden Hindufamilien giebt, denen er auf seinem Wege begegnet ist, noch auffallender. Es waren arme, verhungerte Leute,

---

*) Die Muhamedaner nehmen es nicht so genau mit diesen Vorschriften. Kurz vor unserer Ankunft in Ostindien waren in einem Dorfe dicht bei Calcutta, wo die Hindus die Mehrzahl bildeten, diese so empört worden, weil ein dort ansässiger Muselmann Ochsenfleisch gegessen hatte, daß sie ihn lebendig brieten.

doch ging der Ehemann immer stumm und stolz voran, nichts Anderes tragend, als seinen eigenen Wanderstab; wenige Schritte hinter ihm erlag die Frau fast unter der Last ihres Gepäcks. Ging eine Gesellschaft zusammen, schritten die Männer voran, und die Frauen folgten ihnen in ehrerbietiger Ferne.

Die Erniedrigung der Frauen ist jedoch nur eine der vielen großen Schattenseiten der Brama-Lehre, nur einer der vielen traurigen Abwege, auf die den Hindu der Aberglaube und Fanatismus geführt. Denn gerade dieser läßt ihn auch die lange Pilgerfahrt nach Gangotri nicht scheuen, um, in dem Wahn von der Wunderkraft des Ganges, sich einige Flaschen mit dem heiligen Wasser des Flusses zu füllen, oder in ihn hinabzusteigen und die Gabe der Weissagung zu erflehen, oder aus dem Schlamm Kugeln zu formen, als Sühnopfer für die entschlafenen Ahnen. Dieser Aberglaube läßt während der jährlichen Messe in Kurdwar*) Tausende nach dem großen Fluß hinströmen, um in dem Augenblick, wenn der Ton der Muschelschaale des Braminen erschallt, unterzutauchen im Strom, wo Viele einen freiwilligen Tod finden. Er läßt den Hindu Jahre opfern, um mit ausgestreckten Gliedmaßen den Weg von seiner Heimath bis zum fernen Jaggernauth-Tempel zu messen, und hat er das Ziel erreicht, sich niederzuwerfen, um unter den Rädern des großen Pagodenwagens zermalmt zu werden. Er läßt die Menge mit heiliger Scheu aufblicken zu den bemitleidenswerthen, zugleich aber so widerwärtigen Joghis und Fakiren (Bettelmönchen): nackte, durch Gangesschlamm, Kuhdünger und Asche auf's Schrecklichste zugerichtete Menschen, deren Hauptnahrung aus Früchten und Wurzeln besteht, die im dichtesten Urwald oder in verfallenen Ruinen sich aufhalten, und die sich den fürchterlichsten Qualen freiwillig unterwerfen, die Hände krampfhaft schließen, bis die Nägel darin fest wachsen, die Augen geschlossen halten, bis keine Macht sie mehr öffnen kann, den

*) Araber, Ceilonesen, Perser, Tataren, Seikhs und Stämme aus den verschiedensten indischen Provinzen, versammeln sich auf diesem ungeheuern Markt, theils als Gaukler, theils als Schlangenbezähmer, Taschenspieler u. s. w., theils um die mannigfachsten Waaren feil zu bieten, als Pferde, Kameele, Elephanten, Hornvieh, Shawls und Stoffe aus Kaschmir und Thibet, Edelsteine und Flitter, englische Zeuge und französische Parfümerien.

Arm in einer Stellung ausstrecken, bis er steif, kalt und welk sich nicht mehr biegen läßt, Jahrelang auf stumpfen eisernen Stacheln liegen, sich lebend bis an die Brust begraben und nur genießen, was die Barmherzigkeit ihnen in ihrer schrecklichen Lage reicht. Bis vor Kurzem noch ließ dieser wahnsinnige Glaube die Wittwe den Scheiterhaufen besteigen. Ja nicht einmal ruhig sterben läßt er den Hindu. Der Todtkranke wird von seinen nächsten Angehörigen an den Fluß geschleppt, wo sie seinen letzten Klageschrei ersticken, indem sie ihm Mund und Nase mit Schlamm verstopfen, und dann seinen halbtodten Körper der kommenden Fluth überlassen, die ihn im Steigen fortschwemmt. Er gebietet selbst der Mutter, gegen ihr neugebornes, krankes Kind, dieses Kind, an dem sie mit der größten Zärtlichkeit hängt, so grausam zu sein, daß sie, wenn in dem Wahn, es stehe unter dem Einfluß böser Geister, es in einem Korbe am Baum aufhängt, und es erst am dritten Tage wieder herunter nimmt, falls es nicht vorher von Hunger, Raubvögeln und Ameisen getödtet ist. Er macht, bei der Geburt einer Tochter, das Haus des Raiputten zum Sitze des Grams; er bringt ihn dazu, ihr in ihrem zwölften Jahre den Giftbecher zu reichen, um nicht die Schande zu erleben sie unter ihrem Stande vermählt zu sehen.*) Aus ihm stammen endlich die berüchtigten „Thugs," die schrecklichste Ausgeburt menschlicher Verirrung. Diese „Thugs" oder „Phansigaren" (von „phansa" stranguliren) bilden, nach Warren, eine durch Indien weit verbreitete geheime Verbindung, deren Ursprung bis in die fernsten Zeiten reicht, obgleich sie bis vor 40 Jahren selbst den indischen Regierungen noch unbekannt war, und erst ein Gegenstand der Verfolgung des englischen Gouvernements ward, als einer ihrer Häuptlinge, um sich vom Schaffot zu retten, sie verrieth. Die Mitglieder des Vereins verehren die Gottheit Bowani, die das Menschengeschlecht verabscheut und an seinem Untergang arbeitet. Der Thug tödtet Jeden ohne Ausnahme, Frauen, Greise und Kinder; ihm ist die Beute Nebensache, seine größte Lust aber Menschenjagd, die

*) Sie standesgemäß zu verheirathen ist um so schwieriger, da kein Weib in Rajasthan einen Mann ihres eigenen Stammes ehelichen darf. Als Beweis dafür, in welcher Ausdehnung jene Mordthaten ausgeführt werden, mag es dienen, daß im Jahre 1818 in Cutsch unter 12,000 Männern nur 50 Frauen waren.

alle Kräfte und Leidenschaften seiner Seele anspannt. Stirbt er auf dem Schaffot, fällt er als Märtyrer einer heiligen Sache. Alle Thugs erkennen sich an gewissen Freimaurerzeichen. Ihre Art zu tödten, besteht im Erdrosseln vermittelst eines Tuches, in dessen einer Ecke sie einen Stein befestigen, und das sie in der Entfernung von einigen Schritten ihrem Opfer nachwerfen. Ein Häuptling dieser Sekte sagte vor Gericht aus, er für seine Person habe 719 Menschen getödtet, und bedauere nur, daß man ihn durch eine zehnjährige Gefangenschaft gehindert habe, das Tausend voll zu machen! Die meisten Steuereinnehmer und Gemeindebehörden in den Dörfern haben seit Jahrhunderten mit diesen Thugs in Verbindung gestanden, Reisende in ihre Schlingen gelockt, den Phansigaren Nachweisungen gegeben, sie beschützt und ihre Beute mit ihnen getheilt. Auch die Bettelmönche sind größtentheils Spione in ihrem Dienst. Eine Untersuchungs-Kommission von 18 Offizieren, die Lord Bentinck niedersetzte, schlug die Anzahl regelmäßig organisirter Mörder auf über 50,000 an! Im unteren Bengalen findet man sie sehr häufig, besonders unter den Fährleuten.

Gewiß wünscht jeder Fremde den Ceremonien beizuwohnen, unter denen der Brama-Anbeter seinen Gott verehrt. Zu dem Zweck in eine Pagode einzudringen, würde indeß ebenso nutzlos, als gefährlich sein, und man muß sich daher damit begnügen, dem Gottesdienst unter freiem Himmel beizuwohnen. Die weitschattende Krone des heiligen Feigenbaumes bildete dann oft die eigentliche Tempelwölbung, unter der der Bramine seinen Gott anbetete, und die daran grenzende Pagode, wenn ich ihr diesen Namen geben darf, war nicht viel größer als ein Hundehaus. Oder auch wir sahen vom Schiff aus die Andachtsübungen an, die an der Landungs-Treppe Babu Ghaut und längs des ganzen Flusses vorgenommen wurden. Bei Sonnenuntergang standen die Hindus hier zu Hunderten bis an den Hals im Wasser, während sie unter den wunderbarsten Verreckungen, und bei der uns wohlbekannten schrillenden Hindumusik, unverständliche Gebete murmelten. Und wenn wir Morgens an's Land gingen, kauerten sie gruppenweise, um einen Braminen versammelt, am Ufer, salbten sich den Körper andächtig mit Oel ein, und bemalten Stirn, Ohren u. s. w. mit den buntesten, senkrechten und horizontalen Strichen, oder mit den ihre Kasten bezeichnenden Merkmalen, was Alles mit der peinlichsten

Genauigkeit vor einem Spiegel ausgeführt ward. Vor dem Braminen, der in ihrer Mitte saß, war ein Teppich ausgebreitet, und auf diesem lagen die verschiedenen Apparate: die Opfer, (Lotus, Reis, Bananen u. s. w.), messingene Gefäße mit Gangeswasser, metallene Teller und Löffel, eine Glocke, deren Griff, kaum kenntlich, einen Götzen darstellte, ein kleiner Spiegel, ein Farbenkästchen von Sandelholz u. s. w. Nach den sonderbarsten Beschwörungen, nachdem die mancherlei Speisen für den Gott bereitet, und aus Schlamm ein unförmliches Götzenbild geknetet war, stieg der Bramine mit der Glocke und den Opfern in den Fluß, schellte heftig, als riefe er den Gott, flehte ihn, wie es schien, inbrünstig an, und schüttete dann die Opfer in den Fluß, worauf der Gottesdienst zu Ende war. — Führte unser Weg uns nun weiter durch die Stadt, sahen wir die Hindus überall an den großen Bassins sitzen, sich mit Wasser übergießen, die Füße waschen und den Mund spülen; und in die Bazars eintretend, sahen wir sie andächtig und mit heiliger Ehrfurcht Reis, Geld und andere Gaben opfern, entweder den rothgekleideten Braminen — ich glaube Emissaire der Sekte des Religionsreformators Gowind Sing — oder jenen widerwärtigen, aschgrauen, nackten und ausgehungerten Gestalten, die wir schon als Bettelmönche oder Märtyrer kennen gelernt haben. — In der Zeit unseres Aufenthalts in Calcutta fiel auch eines der großen Religionsfeste. Die in Ostindien wohnhaften Engländer sind indeß zu gleichgültig gegen die Religion der Hindus, wie gegen ihre Sitten und Gebräuche, als daß wir bei ihnen befriedigende Aufklärung hätten erhalten können über die Bedeutung des Götzenbildes — ein Gott mit vier Armen, auf einem Löwen sitzend, der wieder von einem Elephanten getragen wurde — das zu Hunderten durch die Straßen nach dem Kai hinunter getragen und dann in den Fluß geworfen wurde; oder über die unzähligen brennenden Lichter, die Nachts in kleinen irdenen Gefäßen auf dem Wasser schwammen, gleich ebenso vielen Wünschen und Hoffnungen, die aufrecht erhalten oder ausgelöscht wurden vom reißenden Strom. Auch muß ich noch eines unheimlichen, ja widerwärtigen Anblickes erwähnen, dessen Zeuge man täglich am heiligen Strome ist, es sind dies die Menge Leichname, die vorbeischwimmen, oder an den Fallreebstreppen und Dampfschiffrädern hängen bleiben, so daß man sie von sich stoßen muß, um sie wieder in den Strom zu treiben.

Nicht selten sieht man Aasgeier ihnen die Augen aushacken, die Gedärme ellenlang in die Höhe ziehen oder an der Zunge zerren, so daß es das Ansehen hat, als nicke Einem der Todte noch zu und sage sein letztes Lebewohl, indem er am Schiff vorübertreibt. Schrecklicher aber, als alles Andere, ist der Gedanke, daß in diesen entstellten Körpern noch mitunter ein schwacher Lebensfunke glimmt, den man, und könnte man es hindern, dennoch aus christlichem Mitleid müßte erlöschen lassen, da der Unglückliche, würde er wieder in's Leben gerufen, doch von seinen Glaubensgenossen für geistig todt erklärt und für immer aus seiner Kaste ausgeschlossen wäre.

IV.

Der Fluch eines Fakirs.

Unter den mannigfachen seltsamen Dingen, die ein Europäer in Indien findet, sind nur sehr wenige, die so seinen Gleichmuth auf die Probe stellen, als der Besuch eines wandernden Fakirs.

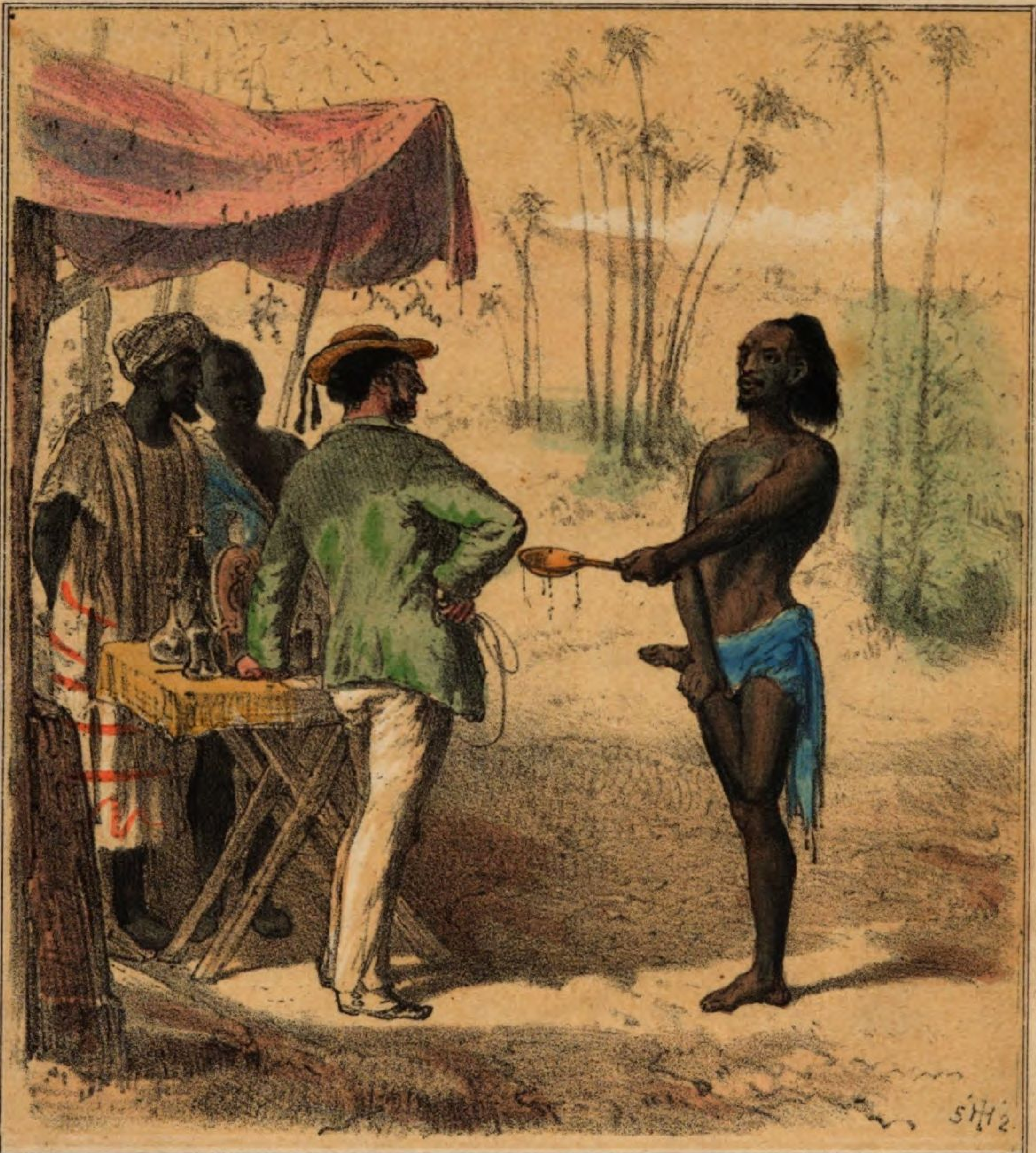
Der Fakir ist der Bettelmönch Indiens. Er hat keinen Oberen, trägt kein Gewand, thut durchaus nichts, verachtet Jeden und Jedes, gibt zuweilen ewiges Fasten vor und lebt vom Fett des Landes.

Er kasteit sich aber auch mitunter zum Heil des Landes, doch nicht ohne einen einträglichen Zweck nebenher. Ein kleines Fasten oder eine Buße von gerösteten Erbsen in den Schuhen ist für ihn eine bloße Kleinigkeit. Ich kannte einen Fakir, der überhaupt nie essen „gelernt" hatte. Er trug einen kleinen weißen Stein bei sich, der seiner Mutter von einem heiligen Manne übergeben war. Durch das bloße Saugen an diesem Steine, behauptete er, sei er, ohne irgend andere Nahrung eingenommen zu haben, zu dem reifen Alter von vierzig Jahren gelangt, und der Mann hatte, außer einem halben Dutzend von Kinnabstufungen, noch ein gar stattliches Bäuchlein, das den nahrhaften Kräften des weißen Steines alle Ehre machte. Seltsam genug, bestand sein Hauptgeschäft gerade im

Sammeln von Lebensmitteln und Getränken; doch nahm er Reis, Milch, Fische und zerlassene Butter nur für seinen Schutzheiligen Devi an. Diese Gaben wurden zur Nachtzeit auf Devi's Altar gelegt, der sie während der Nacht genoß und wohlweislich einige Reste zur Vertheilung an die Armen des Kirchspiels übrig ließ. Se. Gottheit waren allerdings sehr wählerisch und leckermäulig im Punkte der Güte und Frische der Gaben, das Schlechte und Alte ließ er stehen und am anderen Tage, von seinen Verwünschungen begleitet, den betrügerischen Gebern zurückstellen.

Zuweilen setzt ein Fakir sich in den Kopf, daß er die Welt glücklich machen könne, wenn er sich, gleich einem Wagenrade, so ein Paar hundert Meilen weit wälzte. Er bindet seine Handgelenke an seine Knöchel, legt einen Anzug aus gehacktem Stroh, Schlamm und Kuhdung bestehend, an, indem er ihn an seinen Rückgrath befestigt, steckt ein Bambusrohr durch den zwischen seinen Ellenbogen und Knieen gebildeten Winkel, gleich einer Axe hindurch, und heidi geht es auf und davon, nicht zu vergessen, noch mit einer metallenen Schale, einem Sack und anderen Utensilien ausstaffirt, die wie Quasten zu beiden Seiten der Axe herunterbaumeln. So zugerichtet, tritt oder vielmehr rollt er seine Reise an, die oft Jahre lang dauert.

Kommt er in die Nähe eines Dorfes, so eilt die ganze Bevölkerung ihm entgegen, um ihn feierlich zu begrüßen und mit den schuldigen Ehrenbezeugungen einzuholen. Zuvörderst aber geht die Prozession zum Brunnen oder zum Teich; die Männer schlagen dabei Trommeln, und die Weiber singen in ohrzerreißenden Tönen. Da hält Se. Heiligkeit an, wäscht den Staub und Koth, den er sich auf der schmutzigen Landstraße geholt, ab und beginnt, nachdem er eine leichte Erfrischung genommen, mit den versammelten Dorfbewohnern ein Gespräch. Gleich als ob er nur ein gewöhnlicher Sterblicher wäre, erkundigt er sich sehr sorgfältig nach dem Stand der Speisekammern und nebenher, wenn auch nur ein ganz klein wenig, nach ihrer eigenen moralischen Beschaffenheit. Natürlich beeifert sich Jeder, der Ehre der Unterhaltung mit einem so heiligen Manne, der ihnen, in einen Reifen zusammengelegt, einen Besuch abstattet, theilhaftig zu werden, und man zankt sich um den Vorrang. Hierauf hält der Fakir eine Rede, in der er für die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten dankt, und



Der Fluch eines Fakirs.

außerdem zu verstehen gibt, daß er seine Wohnung bei denjenigen aufzuschlagen gedenke, der dieser Ehre am würdigsten sei und sich am dankbarsten für sie zu bezeigen vermöchte. Nach einigem Handeln schlägt er sich dem höchsten und reichsten Bittsteller zu, nimmt in dessen Hause seine Residenz, gibt der Gemeinde gute Lehren und verbreitet einen Geruch von Heiligkeit über das ganze Dorf. Beginnen die Gaben auszubleiben, so bindet er wieder die Hände an die Fersen, legt einen neuen Anzug von oben beschriebener Art an, und wird mit gleichen Förmlichkeiten, wie bei seiner Ankunft, zum Dorfe hinausbegleitet.

Eine scheußlichere Menschengattung, als so ein Fakir, wird selten gefunden. Als hätte ihn die Natur nicht schon abschreckend genug gemacht, verstärkt er seine Häßlichkeit noch, indem er seine Augen mit weiß gemalten Rändern umgibt und seine Backen mit einem schmutzigen Senfgelb übertüncht, seine Nase entlang läuft ein weißer Strich, und ein anderer beschreibt einen Kreis um seinen Mund; seine Rippen sind durch entsprechende Streifen von weißer Farbe angedeutet, was seiner Brust das höchst ehrwürdige Ansehen von gekreuzten Todtenknochen gibt. Denkt man sich noch dazu, daß er keine Kleider trägt, und daß der Gebrauch der Seife kein wesentlicher Theil seiner Religion ist, so kann man sich eine kleine Vorstellung von dem ersten Eindruck, den solch ein Mensch auf den Europäer hervorbringt, machen.

Am Nachmittage eines sehr schwülen Junitages hatte ich einen Tisch vor die Thür meines Hauses gestellt und belustigte mich mit einem galvanischen Apparat, indem ich denen meiner Diener, die den Muth dazu hatten, eine Probe von dem gab, was sie „englischen Blitz" nannten, als eine lange hagere Gestalt mit langen, unordentlich im Gesicht herumhängenden Haaren sich über die Erde her bewegte. Einige Schritte von mir blieb sie stehen, richtete sich in eine imposante Stellung auf, einen Arm untergestemmt, mit dem andern mir eine Zange entgegenhaltend, an deren Ende sich eine messingene Schaale befand.

„Wer seid Ihr?" fragte ich. „Fakir", schnarrte es mir entgegen. — „Was wollt Ihr?" „Almosen." — „Almosen!" rief ich aus, „Ihr scherzt wohl nur — ein großer starker Bursche, wie Ihr, wird doch kein Almosen betteln?"

Der Fakir kümmerte sich nicht im Geringsten um meine Worte, sondern fuhr ruhig fort, seine Zange mit der Schaale mir entgegenzuhalten.

„Geht nur lieber, geht; Leuten, die arbeiten können, gebe ich niemals Almosen.“ — „Wir thun Khooda's Werk,“ antwortete stolz der Fakir. — „Ei,“ erwiderte ich, „dann laßt Euch doch von Khooda lieber Almosen geben“.

Mit diesen Worten wandte ich mich wieder zum Tische und begann den Apparat zu einigen Experimenten herzurichten. Zufällig nach etwa fünf Minuten aufschauend, bemerkte ich, daß der Fakir auf einem Beine stand und sich abmühte, so viel Majestät, wie nur irgend möglich, in diese sein Gleichgewicht so gefährdende Stellung hineinzubringen. Noch waren Zange und Schaale ausgestreckt — aber seine linke Hand hielt seinen rechten Fuß quer über den Unterleib. Abermals versuchte ich es, mich mit meinen Maschinen zu beschäftigen, — aber weiß der Himmel, — ich konnte den Menschen, der, da vor mir mit seiner ausgestreckten Zange stehend, mich in einem fort anstarrte, nicht aus dem Kopfe bekommen, und in eigenthümlich ärgerlicher Befangenheit tappte ich unter meinen Instrumenten bald hierhin, bald dahin, warf Alles durcheinander, schüttete ein Gefäß nach dem andern aus, zerbrach endlich einen gläsernen Krug und schnitt mich jämmerlich in die Finger. Nun aber stieg mir die Galle; ich blickte nochmals unwillkürlich auf den Urheber all' dieser Unfälle, und siehe, da stand er so groß und erhaben auf einem Beine und hielt mit so würdiger Ruhe und Majestät das andere mit der Hand, während seine Augen an die meinen festgebannt waren — nicht die geringste Unbequemlichkeit, auch keine Spur von Unbehaglichkeit verriethen seine Züge — er schien im Gegentheil sich nie in einer angenehmeren Stellung befunden zu haben, und hätte er, wie Leute seiner Profession es öfters pflegen, ein Gelübde gethan, so ein bis zwei Jährchen in solcher Lage zu verharren — wahrlich, er würde eine der herrlichsten Gartenfiguren oder doch der pittoreskesten abgegeben haben, wenn er nicht weit besser noch sich zur Vogelscheuche geeignet hätte.

„Wenn Ihr nicht gleich macht, daß Ihr fortkommt,“ rief ich ihm nun zu, „so gebe ich Euch ein Pröbchen von Blitz, daß Ihr gern gehen werdet!“

Ein spöttisches Lächeln, das seinen Schnurrbart ein wenig zur Nase aufwärts wehte, war anfangs die einzige Antwort.

„Blitz," höhnte er dann — „Dein Blitz thut einem Fakir nichts, — die Götter tragen Sorge für den Fakir."

Ohne ein Wort mehr zu verlieren, lud ich die Batterie und verband sie mit einem Inductionsapparat, der bekanntlich die Nerven so fürchterlich auseinanderzuziehen vermag, daß nur Wenige es versuchen mögen, und daß es Niemand länger als höchstens vier bis fünf Sekunden aushält.

Der Fakir schien sich an den seltsam gestalteten Instrumenten auf dem Tische höchlich zu ergötzen, und behielt seinen freien, frischen Blick, den Ausdruck der vollkommensten Gemüthsruhe, bei. Eben so wenig fühlte er sich, als ich mich mit den Konduktoren näherte, zur Furcht bewogen.

Einige meiner Diener, die schon das Experiment an sich hatten vornehmen lassen, schlichen jetzt mit Blicken schlecht verhehlter Freude herbei, um dem Gottesgericht des heiligen Mannes beizuwohnen. Ich befestigte einen Drath an der noch ausgestreckten Zange, den andern an dem Fuß auf dem Boden.

Da die Maschine noch nicht in Bewegung war, so ließ er sich das Befestigen der Dräthe, das ihn bloß ein klein wenig belästigte, mit triumphirender Miene gefallen. Der Aermste glaubte wahrscheinlich, das sei Alles. — Da aber brachte ich den Magnet in die Windung, und ließ ihn die ganze Kraft der Batterie empfinden.

Der Mann Gottes heulte wie ein Dämon. Die Zange — an die nun seine Hand wie mit ehernen Banden festgeschmiedet war — bebte, als wäre sie selbst vom wüthendsten Schmerze bewegt — sein Arm wand sich, als brenne das Fleisch von den Knochen. Der Fakir krümmte sich an der Erde, die Zähne knirschend und mit gellendem Kreischen die Lüfte füllend; — die Zange accompagnirte mit hellem Klange. — Noch nie war menschlicher Stolz so tief gedemüthigt worden. — Er rollte sich wie rasend auf dem Boden umher und geberdete sich so wahnsinnig dabei, daß ich in der That für seinen Verstand zu fürchten anfing, und noch dazu überzeugt, daß er genug bekommen habe, hielt ich die Maschine an und ließ ihn los.

Einige Minuten lang lag er zitternd am Boden, noch nicht recht trauend, daß der schreckliche Bann wirklich schon gebrochen sei, dann aber

raffte er sich auf, schleuderte die Zange weit von sich, und querfeldein nahm er Reißaus, so weit und so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten. Aber als er in gehörige Entfernung gekommen zu sein glaubte, schaute er, plötzlich stehen bleibend, rings um sich, ballte mir die Fäuste entgegen und begann — eine wahre Fluth von Verwünschungen ausschüttend, — dermaßen zu schreien, zu drohen und mir die Arme entgegenzustrecken, daß nicht allein meinen Dienern, sondern auch mir fast die Haare zu Berge stiegen, denn er bot so einen wirklich fürchterlichen Anblick dar.

Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit im Fluche des Orientalen, daß, wenn er dem Gegenstande desselben eine reichliche Anzahl von Blasen, Beulen, Geschwüren u. dergl. (etwas in einer heißen Gegend nicht gerade Angenehmes) anwünscht, er ihn persönlich eigentlich ganz ignorirt und die ganze Last seines Grimmes auf die weiblichen Verwandten des Unglücklichen ausschüttet, — von seiner Großmutter bis zu seiner Enkelin — Weiber, Töchter, Schwestern, Nichten, Tanten, inklusive Großtanten — Alles bekommt sein Theil. Einzeln und zusammengenommen, verflucht er sie nach gewissen Formeln eines bestimmten Fluches, der ihm von seinen Vorfahren übergeben worden, und der, was Genauigkeit und Ausführlichkeit betrifft, auch nicht das geringste Einschiebsel oder überhaupt eine Improvisation möglich macht.

Mich denn in meinen weiblichen Verwandten der Fäulniß, dem unvermeidlichen Tod und Verderben und der völligen Ausrottung von der Erde preisgebend, ging er weiter in ein benachbartes Dorf, um da seinen Gefühlen so recht nach Herzenslust Luft zu machen — er hatte inzwischen immer noch mit einem gewissen Mißtrauen bald auf die Maschinen, bald auf meine Hände gesehen — und um seine tiefverletzte Würde wieder etwas herzustellen.

Durch einen eigenthümlichen Zufall geschah es, daß ich kurze Zeit, nachdem der Fakir fort war, unvorsichtigerweise meinen Kopf, während ich das Resultat einiger Experimente prüfte, über eine scharfe, dampfende Säure hielt und dadurch so unwohl wurde, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehen und zu Bett gehen mußte. Nach ungefähr einer Stunde befahl ich meinem Träger, mir ein Glas Wasser zu bringen; aber obwohl ich ihn und einige andere meiner Diener unter der Thür flüstern hörte, wurde doch

meinem Auftrage durchaus keine Folge geleistet. Nachdem ich zwei- oder dreimal den Ruf mit gleichem Erfolge wiederholt hatte, stand ich auf, um zu sehen, was dies bedeute, und als ich den Vorhang weggezogen hatte, siehe, da saß meine ganze Dienerschaft, in voller Berathung begriffen, an der Erde. Kaum aber hatte man mich erblickt, als Alles wie ein Flug scheuer Rebhühner auseinander stob. Der alte Kidmudgar allein konnte wegen seiner Wohlbeleibtheit nicht eben so schnell entwischen, und so war er es gerade, den ich in der Thür noch zu fassen bekam. Im Anfang war er vor Schreck fast besinnungslos und der Sprache nicht mächtig; ich ließ ihn also einige Minuten niedersitzen, um etwas frische Luft zu schöpfen. Als er sich aber ein wenig erholt hatte, brach er mit einem Male in die Worte: „O Erbarmen! Erbarmen!" aus und begann zu weinen und mich anzuflehen und zu beschwören, doch augenblicklich zu dem Fakir zu senden, und ihm ein Geschenk zu machen, da ich sonst noch vor der nächsten Morgensonne ein todter Mann sein würde, „denn", sagte er, „eines Fakirs Fluch ist so gut wie ein Verhängniß des Schicksals." Einige dieser Burschen kehrten, als sie meinen ersten Zorn verraucht sahen, scheu zurück und verbanden sich mit dem alten Mann zu der Bitte, doch mein Leben zu retten, so lange es noch Zeit sei.

Ein Gelächter war meine einzige Antwort. Das ermuthigte sie zwar ein wenig; aber ich konnte doch noch immer sehr leicht aus ihren Mienen schließen, daß sie mich für einen Sterbenden hielten. Es half nichts, daß ich ihnen versicherte, ich sei nun wieder ganz wohl, daß ich ihnen die Ursache meiner Uebelkeit von vorhin genau erklärte, — sie blieben dabei, daß ich noch denselben Tag sterben würde, und daß meine einzige Rettung in der Hand des Fakirs läge; nur ein Geschenk an diesen, aus wenigstens einer Ziege und einem Beutel Rupien bestehend, könne jetzt helfen. Der Schneider, der eben von dem Dorfe, das jetzt der Fakir zum Aufenthalt gewählt hatte, zurückkehrte, erzählte mir, daß der fromme Mann, sobald er Kunde von meinem Unwohlsein bekommen hatte, ein Geheul von sehr ausdrucksvollem Charakter ausführte und gewaltige Drohungen ausstieß, das ganze Dorf so zu verfluchen, wie er mich und die Meinen verflucht hatte. Die natürliche Folge davon war, daß er von allen Seiten mit Reis, Milch, Butter u. dergl., förmlich überschüttet wurde.

Dies hören und nach einer Reitpeitsche greifen, war bei mir das Werk eines Augenblicks. Einen Theil meiner abergläubischen Diener mitnehmend, machte ich mich nach dem nächsten Dorfe auf und fand dort meinen Fakir von einem dichten Knäuel Männer und Weiber umgeben. Mit merkwürdiger Zungengeläufigkeit erzählte er ihnen in demselben Augenblick, wie er mich mit Zweig und Wurzel habe verdorren machen, und sprach die Hoffnung aus, daß ich allen Menschen, die sich etwas gegen einen Fakir herauszunehmen wagten, wohl zum abschreckenden Beispiel dienen würde. Der Haufen verbarg mich seinen Blicken, bis ich plötzlich ihn in seinen Träumen störte und ihm mit einem knallenden Peitschenhieb über die Schultern fuhr. Seine Augen traten ihm fast aus den Höhlen, als er sich umwandte und mich erblickte. Eine zweite Ermahnung mit meiner Peitsche machte ihn wuthbrüllend davonjagen und die reiche Beute den armen Dorfbewohnern zurücklassend. — Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe ihn nie wieder gesehen, auch nichts mehr von ihm gehört.

Mehrere solcher Abenteuer dürften wohl diese unsaubern Gäste ein wenig vermindern und überdies die Eingeborenen Indiens von dem Aberglauben befreien, unter dessen Last sie gegenwärtig noch so sehr leiden.

V.

Leben und Treiben in Madras.

Ich will annehmen, lieber Leser, daß Du es bist, der an's Land steigt, und ich begleite Dich nun auf Deiner ersten Wanderung durch eine große morgenländische Stadt. Mit einer bewunderungswürdigen Behendigkeit, ja ohne daß auch nur ein Wassertropfen ins Fahrzeug hineingespritzt wäre, haben die nackten Ruderer den „Selling" durch die furchtbare Brandung und von dieser auf ihren Schultern Dich vollends auf's Trockene gebracht. Du siehst noch die krampfhafte Bewegung, die sich vor wenigen Sekunden

in jeder Muskel ihres Körpers ausdrückte, und das „Dschelli, dschelli, dschelli!" (hurtig, hurtig!) das wie ein Angstruf aus aller Mund ertönte, würde noch lange in deinen Ohren wiederhallen, wenn nicht der Gedanke daran sofort durch ein Bild ganz anderer Art verdrängt würde. Kaum hast Du nämlich das Ufer betreten, so umringt Dich schon eine undurchdringliche hinduische Menschenmasse von allen Seiten, sie laufen Dir über die Füße mit ihren Palankinen, versperren Dir den Weg mit ihren Wagen, schelten und schlagen sich darum, wer Deine Sachen tragen und Dir den Weg zeigen soll, suchen Dich für irgend ein Hôtel zu kapern oder stehen Dir auch vielleicht blos als müßige und neugierige Zuschauer im Wege, die ebenso gut an jeder andern Stelle stehen könnten. Du bist der Verzweiflung nah, bis ein Instinkt Dir das einzige Mittel an die Hand gibt, das man gegen diese Landplage hat, Dir einen „Dobasch" zu wählen, und Dich in einen Palankin zu setzen. Der Dobasch, dieser Mensch, den Du auf gut Glück, auf sein ehrliches Gesicht, oder höchstens nach einer, Gott weiß von wem, geschriebenen Empfehlung, die er Dir entgegenstreckt, aus diesem fremdartigen Haufen herausgreifst, ist von diesem Augenblick an nicht nur Dein Diener, sondern auch Dein Cicerone, Dein Dollmetscher, Rathgeber, Kommissionär und Kassirer; er trägt Dein Reisegepäck, beschützt Dich gegen Zudringlichkeit und Belästigungen, sorgt dafür, daß Du nicht geprellt und betrogen wirst, ja liest manchmal die Gedanken Deiner Seele, und erfüllt Deine Wünsche, noch ehe Du sie ausgesprochen. Still und lautlos weicht er fast nicht von Deiner Seite, ohne Dir doch je beschwerlich zu werden, und das Einzige, was er für diesen aufopfernden Dienst verlangt, ist eine ganz unbedeutende Geldsumme, die Du ihm nach Gutdünken verabreichst. Sein Nachtlager ist eine Strohmatte, und für seine Kost brauchst Du nicht zu sorgen, denn er ist so weit davon entfernt, christliche Speisen zu genießen, daß er sogar die zwei Male, die er des Tages nach Hause läuft, um in aller Geschwindigkeit seine dürftige Reismahlzeit zu halten, nicht über seine Thürschwelle tritt, bevor er sich von der Befleckung gereinigt, die er sich in Deiner Wohnung und in Deiner Gesellschaft zugezogen. Einen solchen Führer an Deiner Seite, kannst Du Dich getrost auf den Weg begeben. Aber die Sonne steht noch zu hoch, um einen Spazierweg durch die Stadt zu machen. Du hältst also an der Ecke an,

die vom Strande abdreht, und trittst ein in das neue prachtvolle „United-Service-Hôtel“, wo man Dich in den ersten Stock, in die große, nach der See hin offene Vestibüle führt. Hier streckst Du Dich, müde und heiß, wie Du bist, auf einen Divan aus, läßt Dich von dem frischen Seewinde durchwehen und betrachtest nun so recht nach Herzenslust das reiche, buntscheckige Getreibe unter Dir; die Palankinträger, die unter beständigem Schelten sich die Plätze vor dem Portal des Hôtels streitig machen, den Jongleur, der von der Straße herauf Dir einige seiner tausend Kunststücke zur Probe vormacht; den Schlangenbändiger, der Dir die furchtbare Brillenschlange zeigt und mit ihr spielend, gleichsam ihrer Ohnmacht spottet; das Bettelmädchen, das sich mit ihrer noch kleineren Schwester herumschleppt, die sie auf ihrer einen Hüfte reiten läßt; die Kulis, die geschäftig am Strande hin- und herlaufen; die Buckelochsen, welche Wasser in großen ledernen Schläuchen auf ihrem Rücken tragen oder kleine thurmartige Fuhrwerke ziehen, auf deren oberster Spitze ein schwarzer Kutscher kauert; endlich das Kameel, das schwer belastet den Weg mit seinen langen, gleichförmigen Schritten ausmißt.

Der Wienerwagen, in dem Du Deine erste, flüchtige Bekanntschaft mit den weitläuftigen Promenaden von Madras und mit seiner verschiedenartigen Bevölkerung, den Hindus, Muselmännern, Persern, Afghanen, Arabern, Armeniern u. s. w. machen sollst, hat schon längere Zeit auf Dich gewartet, und da die Sonne inzwischen um ein bedeutendes niedriger steht, machst Du eine kurze Toilette und fährst im nächsten Augenblick in starkem Trabe über die breiten Wege, um das Fort herum, durch Al- und Porus-Alleen, an dem Palais des einst so mächtigen Nabobs von Arcot vorbei, nach dem Dorfe und Berge St. Thomas hinaus, dem ältesten und mächtigsten Sitz der christlichen Kirche in Indien, und bis auf den heutigen Tag ein Wallfahrtsort für eine Menge syrischer Christen, die aus dem Innern Syriens, Persiens und Armeniens zu dieser heiligen Stätte pilgern, wo ihr Apostel St. Thomas vor 1800 Jahren den Märtyrertod erlitten. Die ärmlichen, fast unterirdischen Hütten, auf die Du fast überall stößt, scheinen die üppige Natur noch mehr hervorzuheben, die dem Menschen die Entbehrungen, den unzweifelhaften Begleiter der Armuth, weniger fühlbar macht, die aber zugleich auch die Kraft und geistige Freiheit schwächt, welche

er nur in Kampf und Leiden erringen kann; — und wenn Du den hinduischen Bedienten betrachtest, der, geschmückt mit einer schäbigen Livrée, zu Fuß dem über die Straße dahinfliegenden Wagen folgt, um mit seinem großen Fächer den Pferden Kühlung zuzufächeln und die Insekten von ihnen abzuwehren, so siehst Du in ihm das Bild eines Volkes, das unter der geistigen Knute des Europäers schmachtet, dessen Wohlstand versiegt ist; unter des Europäers habgierigen Fäusten, der ihm diese Verluste minder fühlbar machte, indem er ihm seine religiösen Vorurtheile ließ. Ueber die großen Felder führt Dich der Weg endlich vorbei an Lord Cornwallis geschmackloser Reiterstatue, und zurück nach der „schwarzen Stadt"; die Sonne ist wie eine glühende Feuerkugel am Horizont verschwunden, und mit dem purpurrothen westlichen Himmel als Hintergrund, siehst Du eine herrliche Moschee mit ihrem schlanken, goldenen Thurm sich erheben, und in ihren Vorhallen einige fromme Muselmänner, die knieend und das Gesicht nach Mekka hingewendet ihr gewöhnliches Abendgebet an Allah richten. Einige Minuten später wechseln die prachtvollen Farben am Himmel mit einer kühlen Finsterniß, die in den Mauernischen angebrachten Lampen, die, eine nach der andern, wie von einer unsichtbaren Hand angezündet, hervortreten, werfen, im Verein mit der schwindenden Abendröthe, ein magisches Zwielicht über das Ganze, und Du steigst nun aus dem Wagen, um zu Fuß durch die weitläuftigen Bazars zu wandern und Dich unter die schwarze, wogende Menschenmasse zu mischen, die schweigend und schnell sich durch die aus elenden, baufälligen Hütten gebildeten Straßen wälzt, in denen Du dennoch die kostbarsten Waarenlager in den offenen Verandas aufgestapelt siehst, wie: Seiden- und Baumwollenzeuge, Musseline und Kashemirshawls, Perlen, Schmucksachen, Fächer, Matten, Früchte, u. s. w. Hier sitzt ein Kaufmann zwischen seinen kostbaren Waaren, schon halb betäubt von der Huka, die nahe daran ist, ihm aus dem Munde zu fallen; ein anderer, dessen Reispfannkuchen und Confitüren Du Dich etwas zu sehr näherst, um sie in Augenschein zu nehmen, wirft Dir einen furchtsamen Blick zu, oder will Dich abkaufen durch das Geschenk einiger Zuckerkügelchen, damit Du seiner Boutike nicht zu nahe trittst und alle seine Herrlichkeiten inficirst; ein Dritter verfolgt Dich mit einer unermüdlichen Zudringlichkeit noch die ganze Straße entlang, weil Du so unglücklich

warst, wegen seiner Shawls oder Taschentücher eine Frage zu thun. Jedes Wesen und jede Sprache hier ist Dir fremd, und Du glaubst ein Abenteuer aus „Tausend und Einer Nacht" zu erleben; endlich führt Dein Dobasch Dich wieder in das europäische Quartier der Stadt, und kehrt mit Dir in das United-Service-Hôtel zurück.

Wenn am nächsten Morgen der Tag graut, steht er schon wieder an Deinem Bett; aber Du hast noch kaum das Muskitonetz zurückgeschlagen und die fast niedergebrannte Oellampe ausgelöscht, als schon, gerade wie Du anfangen willst Dich anzukleiden, ein anderes Dir unbekanntes schwarzes Wesen eintritt. Ohne viele unnütze Fragen an Dich zu richten, nimmt er Rasirmesser, Seife und Schaumpinsel hervor, zeigt Dir im Spiegel Deinen langen Bart und fängt an, Dich zu barbieren; dann ordnet er Dein Haar, schneidet es, macht sich daran, mit einem langen silbernen Löffel in deine Ohren zu gelangen, bringt nach diesem eine Bürste und endlich noch seinen kleinen Finger in dieselben, bis sie einen knackenden Laut von sich geben; er reckt und knetet alle Deine Glieder, von der Schulter bis zu den Fingerspitzen, daß es knickt und kracht in ihnen, er schneidet Deine Nägel und geht planmäßig noch weiter vorwärts, bis Du Dich endlich ungeduldig aus seinen Manipulationen loßreißest, um noch in der frühen Morgenstunde einen Spazierweg durch die „schwarze Stadt" zu machen.

Hier athmet Alles Ruh und Frieden. Die Hindus schlafen noch, eingehüllt in ihr leichtes Mousselingewand, auf dem harten Lager vor den Häusern, und erst nach und nach kommen einige Thiere aus ihrem Versteck hervor; Eidechsen, die an den Mauern hinauflaufen, Papageien und der naseweise Rabe, die aus einer Palme oder einem heiligen Feigenbaum emporflattern, eine Affenfamilie, die in einem gemüthlichen Knäuel auf einem Dache zusammenhockt, oder ein Pariahund, der scheu die Straße entlang schleicht. Sonst unterbricht Nichts die allgemeine Ruhe, die Dich erquickt und Dir wohl thut, wie der frische Morgenthau, der seinen Teppich über die ganze Stadt geworfen hat.

Die Festung St. George, welche unmittelbar am Strande liegt, hat das Meer zum Festungsgraben, das nackte Gestade zum Glacis, und eine sehr hohe, stark gebaute Mauer zum Schutz gegen die Wuth der

Brandung, wenn ein Sturm des NO.-Monsuns oder einer der während der Uebergangsperiode herrschenden Orkane die Wellen der bengalischen Bucht bis zu einer ungemeinen Höhe emportreibt. St. George bildet eine eigene Stadt und schließt wahre Paläste in sich, die, einst die Wohnsitze des Präsidenten und der vornehmsten Beamten, jetzt zu Offizierswohnungen, Kasernen und Arsenalen umgewandelt sind. Im Arsenal befinden sich 100,000 Gewehre und eine bedeutende Menge von allerlei Handwaffen. In den sandigen Straßen der Festung ist kein Schatten und ihre hohen Mauern verhindern den frischen Luftzug; der hiesige Aufenthalt wird daher auch als ebenso ungesund, wie langweilig angesehen.

Etwa $1/8$ Meile südlich der Festung liegt ein mächtiges Gebäude, das zum Aufbewahren des von Amerika hergeschickten Eises dient. In große kubische Blöcke geschnitten, wird dieses auf Kanälen und Eisenbahnen von den großen nordamerikanischen Landseen nach den dortigen Häfen geführt und als Ballast hier eingeschifft. Dergestalt gibt es nun in Ostindien Eis in solchem Ueberfluß, daß man es dort wohlfeiler hat, als in London. Man begreift den Genuß davon in einem Klima, dessen Mitteltemperatur 85—90° F. (26—32° C.) beträgt. Die Masse, welche verbraucht wird, ist denn auch ungeheuer.

Aber, wird man mit Recht fragen, wo wohnt denn eigentlich die weiße Bevölkerung dieser Stadt? denn die Festung umfaßte ja nur die Militärbehörden. Sie wohnt in einer Menge von Landhäusern, die sich mit ihren Gärten und Parks nördlich, westlich und südlich von der Stadt und Festung meilenweit erstrecken. Herrliche Landstraßen durchschneiden dieses Terrain in allen Richtungen, und auf ihnen rollen elegante Equipagen in fliegender Fahrt daher, des Morgens mit Beamten und Kaufleuten, die in die Stadt an ihr Geschäft eilen; des Mittags mit Damen und jener glücklichen Klasse von fashionablen Herren, die keine Geschäfte haben; — denn dies ist die Zeit der Morgenvisiten; des Nachmittags wieder mit derselben Art von Leuten, die frische Luft schöpfen und zu dem Ende nach dem Strande fahren, wo auf dem Glacis der Festung lange Wagenzüge sich hin und her bewegen oder still halten, um auf die Musik zu hören, die von den Musikern der Garnison oder des Gouverneurs ausgeführt wird. Diese Promenade längs dem offenen Strande, mit der Aussicht über die Rhede und ihre

vielen Schiffe, — mit den schönen Palmen und Laubhölzern, deren Gipfel sich in der leichten Abendbrise wiegen, die erfrischend und belebend von der See herweht, — mit der schweren Brandung, die sich ewig und unaufhaltsam gegen den Strand heranwälzt und bei dem hohlen, donnerartigen Getöse, Minutenschüssen nicht ungleich, eigenthümlich mit der muntern Musik contrastirt, die wohlbekannte Melodien aus Bellinischen und Donizettischen Opern aufspielt, — diese Promenade, sage ich, gewährt einen überraschenden Genuß, von dem man wohl begreift, daß die Bewohner des Landes ihn begierig erhaschen, als eine willkommene Abwechselung in ihrer einförmigen Lebensweise und nach der Langeweile des Tages. Dieser Genuß ist aber leider nur ein kurzer. Gleich nach Sonnenuntergang tritt die Dunkelheit ein, und einen Augenblick nachher kann man am Strande unzählige kleine Lichter sich hin und her bewegen sehen. Dies sind die Laternen an den Wagen, die sogleich angezündet werden, wie auf den Schiffen, die den Kanal passiren, um Uebersegelungen zu verhüten; aber gleich darauf spielt die Musik das letzte Stück, und mit dem letzten Ton verschwinden Wagen und Laternen in den verschiedenen Straßen und Wegen, die nach dem Glacis führen. Jeder eilt nach Hause; denn man fürchtet sich vor der höchst ungesunden Wirkung der Nachtluft.

Doch warum nannte ich oben den Tag langweilig? fragt man mit Recht. Weil das Klima, die große Hitze einer jeden, sowohl geistigen, wie körperlichen Beschäftigung ein fast unüberwindliches Hinderniß in den Weg legt. Von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags steht die Sonne wie ein glühender Drache vor jeder Thür und verbietet Jedem den Ausgang, der nicht durch eine absolute Pflicht dazu gezwungen wird. Alles wird verschlossen, Jalousien, Fensterläden, Thüren, überall sucht man die Sonnenstrahlen abzuhalten. Folge davon ist, daß überall nur ein schwaches Halbdunkel herrscht, und die Beschäftigung mit der Feder oder Lectüre, mit dem Nähzeug oder mit Musik wird schon dadurch ziemlich beschwerlich, sie wird doppelt drückend, wenn man, wie es oft der Fall ist, selbst an seinem Schreibtisch bei Tage unter einem Muskitonetz sitzen muß, um sich gegen den Stich dieser Insekten zu schützen. Aber die Wärme dringt trotzdem herein und legt sich wie Blei auf Geist und Gedanken; das Buch sinkt unwillkürlich in den Schooß und vom Schooß auf den Boden,

wo es liegen bleibt — denn man mag sich nicht bücken, um es wieder aufzunehmen — doch dazu ist bald Rath, denn überall, wo man sitzt, geht, steht oder liegt, geben in den anstoßenden Gallerien oder Verandas einige dienende Wesen auf jede deiner Bewegungen Acht. Man braucht nicht zu sprechen, im höchsten Fall durch ein im tiefen Ton ausgestoßenes „Quai hai!" seine Noth erkennen zu geben, gleich steht eine dienstbare Person Einem zur Seite, man weiß nicht woher sie kommt, ihre nackten Füße auf dem mit Teppichen und Matten bedeckten Fußboden machen ihre Schritte lautlos. Hat man sich an einen Tisch oder an ein Fenster gesetzt, oder sich auf ein Sopha oder ein Bett gelegt, gleich sieht man den „Punka", diesen großen Fächer, der unter der Decke hängt, sich in Bewegung setzen, und eine höchst angenehme, beinahe magnetisch betäubende Kühle im Zimmer hervorbringen. Dies ist wieder einer der vielen Diener, die auf den Gängen außerhalb der Zimmer leben, der unsere Gedanken errathen hat und die aus dem Fenster herabhängende Schnur ergreift, um die Maschine in Bewegung zu setzen. Dies ist höchst angenehm, so lange man nichts thut; will man aber schreiben, so wird Einem das Papier unter der Feder weggefächelt, und liest man, so wendet sich das Blatt zu früh um, und verdrießlich schließt man die Mappe oder wirft das Buch in den Winkel. So schleppt man diesen langen Theil des Tages hin. Indessen hat man hierin Abwechselungen durch die für die Ostindianer höchst wichtigen Frühstücksmahlzeiten. Gleich Morgens hat man eine Tasse Kaffee genossen. Daß man in einem solchen Klima früh, sehr früh aufsteht, ist eine Selbstfolge. Der Morgen ist der schönste Augenblick eines ostindischen Tages; da liegen der nächtliche Thau oder die Regentropfen erfrischend auf Laub und Gräsern, in einer leichten Morgentracht eilt man hinaus in's Freie, Wagen und Pferde stehen vor der Thür. Man fährt oder reitet nach Belieben, die Wege sind vortrefflich, man fliegt von dannen, man athmet eine balsamische, erquickende Luft ein. Man kommt an einer hübschen Villa nach der andern vorüber; hier sieht man einen griechischen Tempel, dort einen gothischen Thurm, weiterhin eine freundliche kleine Cottage, alle liegen umgeben von hübsch angelegten wohl unterhaltenen Parkanlagen und Gärten, überall sieht man den reichsten Wechsel in der Vegetation, an manchen Stellen die reizendsten

Blumengärten, überall ist das Grün neu aufgefrischt durch die rieselnden Bäche, die das Terrain durchschneiden. Man kommt zurück, legt seine weiten türkischen Beinkleider an, trinkt ein Glas eiskaltes Sodawasser, legt sich auf's Sopha mit einer Cigarre, oder leichten Lectüre, fällt bald darauf in einen kurzen Schlummer, steht dann wieder auf, nimmt sein Bad und macht seine Morgentoilette, um sich Punkt 10 Uhr zum ersten Frühstück einzufinden. Thee, Kaffee (dieser letztere hier, wie überall bei den Engländern, außerordentlich schlecht), Reis und Carri, gebratene Fische, frische Eier u. s. w., so wie Früchte, sind seine Bestandtheile; frische Blumen in Vasen von chinesischem Porzellan durchduften alle Gemächer. Nun trennt man sich, der Herr des Hauses geht seinen Geschäften in der Stadt nach, die Damen begeben sich in ihre inneren Gemächer, um zu lesen, nähen, zeichnen, musiciren und vor allem um Billete zu schreiben, welches letztere nicht bloß in Folge der ewigen Mißverständnisse, die durch mündliche Bestellungen der schwarzen Dienerschaft hervorgerufen würden, zu einem der wenigen nothwendigen häuslichen Geschäfte, sondern sogar so zur Leidenschaft bei der ostindischen Dame geworden ist, daß man förmliche Berechnungen angestellt hat, nach denen man annehmen kann, daß jede Dame jährlich im Durchschnitt ungefähr 2000 Billete schreibt. Etwas später am Tage kommt die Zeit, wo die Damen Visiten annehmen und sich die Chronique scandaleuse der Stadt vortragen lassen. Um 2 Uhr wird das zweite Frühstück eingenommen, das englische „lunch", hier zu Lande „tiffin" genannt, welches aus einer regelmäßigen Mahlzeit in Suppe, Fisch, Braten, Gemüse, Desert, Früchten u. s. w. besteht. Man trinkt wohl ein Glas Wein dazu, aber Bier ist das Lieblingsgetränk sowohl für Herren wie für Damen, und wird so hoch in Ehren gehalten, daß es an die Stelle des Weines getreten ist; man stößt damit an, und wenn man von dem Aufwärter ein Glas Bier verlangt, sagt man „beer-shrob", was sich nicht anders übersetzen läßt, als „Bier-Wein." Nach dem „tiffin" kommt eine sehr wichtige Beschäftigung für die Damen. Da es nämlich zu warm ist, um in die Läden zu gehen — sie sind außerdem auch zu weit entfernt — so werden die Läden auf dem Rücken wandernder Ladendiener in den Häusern umhertransportirt, die Waaren vor den Liebhabern ausgebreitet, und nun geht es an ein Feilschen, Vergleichen, Aus- und

Einpacken, Messen, Schneiden, Reißen — ganz wie bei uns, nur daß man sich selbst dabei nicht im Geringsten zu rühren braucht, sondern sich Alles von der zahlreichen Dienerschaft besorgen läßt, die sich um den Kaufmann und die Herrschaft gaffend versammelt hat. Ich sah hier überaus schöne, mit grünen Insectflügeln durchwobene Mousseline, die sicher in Europa viel Glück machen würden.

Kommt man von der Ausfahrt, deren Zeit nun da ist, zurück, dann ist es dunkel, aber das Haus ist erleuchtet. Es ist Cocus-Oel, das hier in elegante Glaslampen und Lampetten gegossen ist, über jeder Flamme befindet sich eine geschliffene Glaskugel; sie geben kein starkes Licht von sich, aber es sind viele Flammen da, und alle Lampen sind angezündet in den Zimmern, den Gallerien, auf den Treppen: überall ist Tageshelle, mag man Fremde bei sich haben oder allein sein. Die Damen eilen auf ihre Zimmer, man kleidet sich wie zum großen Ball oder großen Diner. Um 8 Uhr wird zu Mittag gespeist. Silber und Krystall bedecken den Tisch, große Deckel von massivem Silber verbergen die Gerichte. Der Punka bewegt sich über dem Tisch und fächelt den glühenden Stirnen der Gäste Kühlung zu. Der Wein ist vortrefflich, aber das Essen ist gewöhnlich wie die englische Küche; doch muß man das stehende ostindische Gericht, Reis und Carri, nicht vergessen, das immer delicat ist und dem man bald solchen Geschmack abgewinnt, daß man es nicht entbehren kann. Die Damen verlassen den Tisch beim Desert, die Herren bleiben sitzen; Flaschen und Karaffen, in rothe und blaue Ueberzüge eingehüllt, die sie kühl halten und vor der Einwirkung der warmen Hände bewahren sollen, circuliren beständig, aber Niemand trinkt, es ist nicht mehr Mode. Die Unterhaltung wird schläfrig, denn alle sind ermüdet vom Tage und seiner Hitze, einige fallen in Schlaf, andere rauchen eine Huka. Endlich erhebt man sich und geht zu den Damen, um dort Kaffee und Thee zu trinken, zuweilen bekommt man etwas Musik zu hören, und um 10—11 Uhr ist Alles vorbei.

VI.

Jagdabenteuer in Nepal.

Von den 20 Jahren, erzählt ein englischer Offizier, welche ich in Indien verlebte, habe ich einen Theil in dem Gebiete von Nepal und zwar in der Nähe der unendlichen Wälder dieses Landes zugebracht. Es liegt nämlich ein langer Strich niedrigen, flachen Landes von Nepal — das Terai oder richtiger Turiyari genannt — längs den Grenzen der zum Gebiete der ostindischen Kompagnie gehörigen Provinzen Oude und Behar, welcher größtentheils aus Waldungen besteht, die eine Länge von fast 700 englischen Meilen und eine von 10—15 Meilen wechselnde Breite haben. Diese Waldungen enthalten hauptsächlich Eichen, Fichten, Bambusrohr und Rattan (spanisches Rohr), sämmtlich von ungeheurer Größe, und sie bergen fast alle in Hindostan vorkommenden wilden Thiere, von dem stattlichen Elephanten bis zum blutdürstigen Tiger, deren Verfolgung dem Freunde der Jagd zwar vieles Vergnügen verschafft, aber oft von großen Gefahren begleitet ist. In mehreren Strichen dieser Urwälder finden sich jene Thiere, vorzugsweise Elephanten, in beträchtlicher Menge, und die Erlegung eines mächtigen Elephanten soll den Hauptgegenstand folgender Skizze bilden.

Zuvörderst will ich bemerken, daß die Nepalesen die Elephanten auf eine ganz andere Weise einfangen, als in dem Distrikte von Tschittagong geschieht, wo das brittische Gouvernement von Indien diese Thiere in Gruben und „Khidahs" oder Einzäunungen fangen läßt. Gegen den Fang der Elephanten in Gruben muß man einwenden, daß sieben von zehn dieser Thiere, welche mit ihrem gewaltigen Gewicht in die Grube fallen, gewöhnlich schwer verletzt und somit unbrauchbar werden und in den Einzäunungen fängt man zwar häufig vorzüglich schöne und vollständig ausgewachsene weibliche Elephanten, aber nur kleine oder halbausgewachsene männliche; die schönsten und größten aller Elephanten in Indien finden sich in dem Distrikte von Tschittagong, aber sie sind so schwer an das Klima von

Oberindien zu gewöhnen, daß selten mehr als vier von zehn der dorthin gebrachten am Leben bleiben; die Ursache dieser großen Sterblichkeit soll vorzüglich in der veränderten Nahrung und, was alle Bewohner von Hindostan für noch viel schlimmer halten, in dem dortigen Wasser liegen.

Die Eingeborenen glauben so fest an die Kräfte des Wassers, daß sie alle und jede Krankheiten und Körperleiden der Beschaffenheit dieses Elements zuschreiben, und man sollte sie für competente Richter halten, weil sie so gewaltige Wassertrinker sind. Dem sei nun wie ihm wolle, die Elephanten von Tschittagong, so wie die von Oberindien sind gleichfalls große Wassertrinker, und den ersteren mag das Wasser ihrer Heimath zuträglicher sein, welches indeß bei Menschen zuweilen die schreckliche Elephantiasis erzeugt, wie man in jener Gegend sehen kann. Die Regierung von Nepal bezieht von dem Einfangen und Zähmen der wilden Elephanten eine sehr bedeutende Einnahme; das Einfangen derselben geschieht auf folgende Weise: Wenn die „Tarus“ oder Elephantenjäger eine Heerde von 300 oder 400 dieser Thiere aufgespürt haben, so versammeln sich gegen 200 dieser Jäger, die auf Elephanten reiten und zwei große „Fangelephanten“ bei sich haben. Nachdem dann die Heerde der wilden Elephanten aufgescheucht ist, eilt sie schreiend und trompetend in die Dickichte des Waldes, hitzig verfolgt von den Tarus, wovon ein Jeder drei oder noch mehr Schlingen, „Musack“ genannt, bei sich hat, die aus ungegerbtem, in Oel eingeweichtem starkem Leder gemacht und so eingerichtet sind, daß, wenn sie dem Elephanten übergeworfen worden, dessen Hinterbeine mit jedem seiner Schritte immer mehr zusammengeschnürt werden, bis er endlich gar nicht mehr gehen kann und gezwungen stillstehen muß; diese Jagd dauert oft sechs, acht Stunden in vollem Galopp, so lange bis die Elephanten außer Athem sind und stehen bleiben. Dann entsteht aber daraus große Gefahr, daß diese Thiere sich auf ihre Verfolger stürzen, und das dadurch entstehende Getümmel dauert einige Zeit, wohl eine halbe Stunde lang, bis die Fangelephanten herankommen, welche ihrer Schwere wegen mit den raschern Elephanten, worauf die Tarus sitzen, nicht Schritt halten können. Die beiden Fangelephanten, jeder drei Führer tragend, sprengen mitten unter die wilden Elephanten, welche in solchen panischen Schrecken gesetzt werden, daß sie bald keine Kraft zum Widerstande haben. Nun gleiten die kleinen

behenden Tarus von ihren Elephanten herab, nähern sich unter dem Schutze des Fangelephanten einem der wilden Thiere, und werfen sehr geschickt und kühn diesem um jedes Hinterbein eine Schlinge, wozu etwa drei Minuten Zeit erforderlich ist; dann lassen sie den Elephanten mit den Schlingen laufen, aber diese ziehen sich mit jedem Schritte immer enger zusammen, und nach 50—60 Schritten ist er gezwungen stillzustehen. Wenn die Tarus auf diese Weise etwa 50 wilde Elephanten gefangen haben, so lassen sie den Rest der Heerde davon laufen und befestigen nun jeden einzelnen Elephanten an einen einzelnen Baum, wo sie von ihnen 14 Tage lang gehütet und gefüttert werden. Sollte einer der Gefangenen sich ungeberdig bezeigen, so wird er sofort von zwei großen zahmen Elephanten streng bestraft, indem diese ihn ganz schonungslos mit ihren Rüsseln durchprügeln, und das reicht mit zwei Malen hin, um den widerspenstigen Elephanten dergestalt zur Ordnung zu bringen, daß er, der freie und stolze Bewohner des Waldes, nach 6 Wochen einen Führer auf dem Rücken trägt, und so ruhig ist, als hätte man ihn sein Lebenlang geritten.

Eben so wie Tschittagong berühmt ist wegen der Schönheit und Größe der Elephanten, ebenso berühmt ist Nepal wegen der Kühnheit und Häßlichkeit der seinigen, und das haben die Nepalesen selbst mit ihren Elephanten gemein. Die weiblichen Elephanten werden selten höher als 7½ Fuß, wenn sie ausgewachsen sind, aber die männlichen von 40 Jahren, wo man sie für ausgewachsen hält, sind wackre Thiere von 9 bis 11 Fuß Höhe. Der Elephant, von welchem ich hier erzählen will, war 11 Fuß 4 Zoll hoch und sein Kopf sammt Fangzähnen befindet sich im Besitze des Grafen von Derby zu Knowlsey Park, wo Jedermann solchen sehen kann.

Während meines Aufenthalts in Nepal war ich schon so glücklich gewesen, etliche Rhinocerosse, Tiger und Bären ohne große Schwierigkeiten zu schießen, als eines Tages bei einem Ceremonienbesuche am Durbar oder Hofe der Radscha in der Audienz mich fragte: ob ich wohl glaubte im Stande zu sein, einen wilden Elephanten zu tödten? Als ich dieses bejahte, fuhr er fort: „Aber Du mußt wissen, daß der Elephant, den ich meine, ein fürchterlicher Schitan (Satan) und mehrere Jahre schon wie toll ist.“ Seine Hoheit erwähnte dabei, daß das gedachte Thier den ganzen Elephantenfang zum Stillstand gebracht habe, und Niemand sich in den Strich der

Waldungen wagen wolle, wo es hause. Ich erwiderte darauf, daß ich nur geringe Erfahrung von Elephantenjagden gemacht, da ich bis jetzt nur einen einzigen geschossen habe, der erst etwa 15 Jahr alt, aus Dummheit oder Furcht mir nicht habe aus dem Wege gehen wollen, bis er mit meinem dritten Schusse zusammengestürzt sei. Der Radscha sagte nun, daß er mir Erlaubniß ertheilt habe, in seinen Waldungen zu jagen (ich war der erste englische Offizier, welcher diese Erlaubniß bekam) und ich versuchen möge, Nepal einen wichtigen Dienst zu leisten, und zwar dadurch, daß ich den erwähnten Elephanten tödte. Dazu war ich sofort bereit und versprach mein Bestes zu thun. Beim Abschiede sagte der Radscha: „Ich habe es nicht ganz ernstlich mit dem gemeint, was ich wegen des Elephanten Dir gesagt habe, und wünsche nicht, daß Du ihm nahe kommen sollst; vor zwei Jahren schickte ich ein Paar sechspfündige Kanonen hin, um ihn zu tödten; aber als die Leute daraus zwei Kugeln geschossen, so mußten sie davon laufen, um ihr Leben zu retten und die Sechspfünder ließen sie im Stich, welche dann von dem Elephanten aus Muthwillen umgestürzt wurden.“ Ich erwiderte Seiner Hoheit, daß, da der Elephant so viele Menschen getödtet habe (man sagte, aber offenbar sehr übertrieben, mehr als 100), ich fest entschlossen sei, das Thier zu bekämpfen. Der Radscha befahl nun den beiden Häuptlingen Sirdar Bowoni Sing und Sirdar Delhi Sing, welche für die Nimrods von Nepal gehalten wurden, mich bei dem Abenteuer zu begleiten und Beide betheuerten beim Abschiede dem Fürsten, daß, wenn ich nicht im Stande sein sollte, den famosen („Schikar Bassa Hatti“ (den gewaltigen männlichen Elephanten) zu tödten, sie es ausführen würden. Man wird nun bald sehen, wie beide tapferen Sirdars ihr Versprechen erfüllten. Am folgenden Tage rückten wir aus, Jeder von den Beiden mit wenigstens 20 englischen und hindostanischen Gewehren ausgerüstet; ich hatte meine gewöhnliche Bewaffnung von zwei doppelläufigen Büchsen, einer einläufigen, welche Kugeln 6 Loth schwer schoß, und drei vorzüglichen Doppelflinten bei mir. Wir eröffneten unsern Jägerfeldzug bei Hitsunda, einer Station in der Mitte zwischen Nepal und dem brittischen Gebiete, und ich schoß viele Hirsche, 11 Tiger und 7 Rhinocerosse, während die Nimrods von Nepal eine heilige Scheu vor den letztgenannten gefährlichen Bestien an den Tag legten. Das indische Rhinoceros ist ein schlimmer Gast und läßt sich sehr ungern in

seinem Schlammbade stören; wird es genöthigt, sein Bad zu verlassen, so eilt es sofort nach einem andern Sumpfe, und tritt man ihm in den Weg, so setzt es sich zur Wehre und ist gar kein verächtlicher Gegner, denn es behauptet seinen Platz mit rasender Entschlossenheit, ohne Pardon zu geben oder zu nehmen. Als ich mein fünftes Rhinoceros geschossen hatte, machten die beiden Sirdars am Nachmittage mir einen Besuch, um, nach den herkömmlichen Komplimenten, mir zu großer Belustigung mitzutheilen, wie sie Befehle vom Durbar oder Hofe des Radscha erhalten hätten, und zwar dahin lautend: daß man in Betracht ihrer Geschicklichkeit als Jäger sehr erstaunt sei, daß sie im eignen Lande einem Engländer überlassen, so viele Rhinocerosse zu erlegen, ohne daß sie nur ein einziges geschossen hätten; und wenn sie keine Lust hätten es zu versuchen, oder unfähig wären das Wagstück zu unternehmen, so sollten sie augenblicklich zurückkehren, und durch andere Sirdars ersetzt werden, die besser ihre eigene Ehre wahren würden, als sie gethan hätten. Da ich deutlich genug sah, daß sie dadurch in große Unruhe gesetzt waren, so sagte ich ihnen, daß, wenn sie Lust hätten sich hervorzuthun, ich ihnen bald dazu eine gute Gelegenheit geben wollte. Sie bekannten mir zwar ganz offen, daß sie sich unfähig fühlten, von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen, aber sie baten mich dringend, ihre Ehre (Hurmut) zu retten. Das versprach ich zu thun und als wir am folgenden Tage hörten, daß etwa 20 Minuten von uns entfernt 4 Rhinocerosse sich aufhielten, so lieh ich einem der Sirdars auf seine Bitte eines meiner Gewehre, weil sie fest überzeugt waren, daß in die ihrigen „Dschadu" oder Hexerei gekommen sei.

Bald hatten wir das Hauptquartier der Rhinocerosse oder Ghinda's, wie sie hier benannt werden, erreicht, die in einem tiefen Sumpfe sich im Schlamm wälzten, und als wir sie daraus aufstörten, wie gewöhnlich davon gingen, um ein anderes Bad zu erreichen. Ohne Zeitverlust kam ich den Thieren entgegen, reizte zwei derselben, damit sie uns angreifen sollten und sie stürzten nun auf uns los. Eine Bestie, die mich attakirte, schoß ich keine 6 Ellen entfernt von dem Elephanten, „Megreath" genannt, worauf ich saß, und der bei dem Angriff so ruhig und fest stand wie ein Felsen; ich hatte glücklicher Weise das Rhinoceros auf seinen tödtlichsten Fleck dicht unter dem Ohre getroffen, und das ist kein leichter Schuß.

Das andere Thier hatte sich den Elephanten meines Freundes, des Sirdar Delhi Sing, ausersehen, welcher aber sofort rechtsumkehrt machte und ausriß; indeß war das Rhinoceros doch schneller und in ein paar Schritten bei dem Elephanten, welchen es mit seinen Hauzähnen so stark in das Hintertheil hieb, daß es fast dessen Schweif abschlug, und der Elephant vor Schmerz versuchte sich niederzulegen. Das Rhinoceros kam aber wieder dem Elephanten zuvor und stieß sein Horn in die Weichen desselben, wobei es zugleich mit seinen beiden furchtbaren Hauern das arme Thier so zerriß, daß dessen Eingeweide herausplatzten und es von diesen schrecklichen Angriffen seines Gegners zu Boden stürzte. Jetzt sprang der Sirdar aus der „Haudah" (dem bedeckten Sitze auf dem Elephanten), und erkletterte behende wie ein Affe einen nahen Baum, während Sirdar Bowani Sing auf seinem Elephanten in vollem Galopp querfeldein davonjagte. Unterdessen hatte ich mein Rhinoceros abgethan und eilte nun zur Hülfe herbei, voll Besorgniß, daß der Sirdar getödtet sei. Ich war keine 40 Fuß entfernt, als das Rhinoceros von dem gefallenen Elephanten abließ und sich umwandte, um mich anzugreifen; mit meiner ersten Kugel stürzte es auf die Knie, erholte sich aber bald wieder, griff mich muthig an, und erst mit dem fünften Schusse hatte ich es todtgeschossen, weil mein Elephant bei diesem Gefechte etwas unruhig wurde. Der arme verwundete Elephant starb nach etwa 2 Stunden, und ich hätte gleich seiner Qual ein Ende gemacht, wenn nicht der „Mahaut" (Führer) mir gesagt hätte, daß er hergestellt werde, wenn er nur bis nach unsern Zelten kommen könnte. Man wird aus meiner Erzählung ersehen, daß das Rhinoceros weit gefährlichere Hauzähne hat als der Eber, und es gebraucht auch vorzugsweise diese Waffen und nicht sein Horn, wie viele Leute glauben.

Am Tage nach diesem Ereignisse machten beide Sirdars entweder aus Eifersucht, oder um mit ihrem Fürsten sich gut zu stehen, freiwillig mir den Vorschlag, jetzt gleich hinzugehen und den berüchtigten „Schikar Bassa" oder wilden Elephanten zu erlegen. Dabei gelobten beide mir treulich Beistand zu leisten und „bis auf die Nägel ihrer Zehen" (ein indischer Lieblingsausdruck) bei mir zu bleiben, indem sie anführten, daß die Ehre auf dem Spiel stehe und daß sie ohne ein solches Abenteuer ihr Angesicht nicht wieder am Hofe des Radscha zu zeigen wagten. Obgleich

ich große Zweifel in alle diese Betheuerungen setzte, so dachte ich es mir doch als möglich, daß sie wirklich die Schmach wieder abwälzen wollten, welche die Rhinocerosgeschichte auf sie geladen hatte, und glaubte deshalb ihren Worten trauen zu dürfen. Ich erklärte mich mit ihrem Vorschlage zufrieden, und nun erzählten sie mir, daß sie von ihrer Gottheit „Goruck" eine ganz spezielle vertrauliche Mittheilung erhalten hätten, worin solche die gnädige Absicht zu erkennen gegeben habe, uns beizustehen, auch sogar geruhen wolle, bei dieser Veranlassung einen Ungläubigen „Feringi" (Franken) in Schutz zu nehmen. Für Goruck's sehr freundliche Gesinnung sagte ich ihnen Dank, aber im Herzen setzte ich auf ein paar Loth Blei, welche den rechten Fleck treffen, eine bei weitem größere Zuversicht.

Herrlich strahlte der nächste Frühmorgen, wir alle waren guten Muths, und besonders schienen die beiden Sirdars so tapfer wie Löwen zu sein. Während wir noch beschäftigt waren unsere Gewehre zu untersuchen und unsere Munition in gehöriger Bereitschaft zu halten, hatte man den wüthenden Schikar Baffaelephanten aufgespürt, und in seinem gewöhnlichen Versteck gefunden. Er hatte, um den Gott Goruck vollends böse zu machen, erst am Tage zuvor einen Braminen getödtet, der eine Kugel aus einer Luntenflinte dem Elephanten in die Seite geschossen hatte; der Bramine ward aber zu dieser That dadurch aufgereizt, daß die Bestie zwei Reisfelder abgefressen und zu ihrer Belustigung verwüstet hatte. Ich sah auch die verstümmelten Ueberreste des armen Priesters dicht neben dessen Hütte; nicht eine Spur von einem Menschenkörper war daran zu erkennen, so fürchterlich war er von dem Unthiere zertreten und zerstampft, nicht ein Knochen war heil geblieben, und das Ganze war zu einer abscheulichen, unbeschreiblichen Masse geworden. Dieser Anblick stachelte meinen Zorn auf, und ich gelobte mir, das mörderische Unthier zu tödten.

Ich habe von der Geburt und Verwandtschaft des weit berüchtigten wüthenden Elephanten, der so viele Jahre der Schrecken sämmtlicher Elephantenfänger von Nepal war, zwar nur wenig erfahren, aber wenn nur der zehnte Theil von allen den Beschuldigungen wahr sein sollte, welche die Nepalesen gegen seine Ahnen vorbrachten, so mußte er von einer ganz nichtswürdigen Familie abstammen. So viel blieb aber gewiß, er war ein

sehr starker, vollständig ausgewachsener Elephant von schöner Gestalt, mit einem auf den Rumpf richtig aufgesetzten Kopfe, und er wäre ein gänzlich unschätzbares Thier gewesen, wenn man ihn hätte überreden können, sich bei Hofe vorstellen zu lassen, und sich dort anständig zu betragen. Aber solche Ehrenstellen verschmähte er, und forderte Jeden heraus, ihm diese Herrschaft streitig zu machen.

Nachdem wir in einem, von dem Hauptquartiere des Unthiers wohl eine Stunde entfernten wüsten Dörfchen angekommen und unsere Zelte aufgeschlagen waren, kamen beide Sirdars in Begleitung mehrerer Bauern zu mir und erzählten mir die allerfürchterlichsten Geschichten von der Wuth desselben; als sie nun bemerkten, daß ich mich dadurch nicht in Schrecken setzen ließ, so versuchten sie demnach alle möglichen Gründe, mich von der Jagd dieses Elephanten abzubringen. Ich entgegnete ihnen darauf, daß ich mich um alle ihre Gründe nicht kümmere, und nachdem ich so weit hergekommen sei, um das Ungeheuer zu sehen, ich nicht daran dächte, eher umzukehren, als bis ich dessen Bekanntschaft gemacht hätte. Zugleich berief ich mich auf die Sirdars selbst, als Häuptlinge und einem wegen seiner Tapferkeit weitbekannten Volke entsprossene Jäger, ob nicht Jeder es für die schmachvollste Feigheit erklären würde, wenn wir jetzt davon gingen, ohne nur einen einzigen Schuß gethan zu haben? Diese Anrede hatte die gewünschte Wirkung, und sie gaben mir Recht, indem sie hinzufügten, „wir können nur einmal sterben, und wenn die Zeit gekommen ist, daß wir sterben müssen, so ist es besser, es geschieht ehrenvoll.“ Ich machte ihnen nun bemerklich, daß ich zu ihrer Rede vom Sterben nicht Ja sagte, indem ich gar keinen Widerwillen gegen das Leben habe, daß ich vielmehr fest überzeugt sei, daß wir mit unsern guten Waffen, und wenn wir einander Beistand leisteten, das Unthier tödten würden und müßten. Als sie darauf ganz pathetisch ihrer Frauen und Kinder erwähnten, erwiederte ich ihnen, daß ich damit nicht gesegnet sei, und daß, wenn es mit mir zum Schlimmsten kommen sollte, meinen lieben Brüdern in England ein paar Ellen Trauerflor wohl nicht zu theuer sein würden. Da sie nun einsahen, daß alle ihre Vorstellungen gar nicht halfen, so baten sie mich, mit einem paar Zeilen dem englischen Residenten am Hofe zu Nepal zu erklären, daß sie Alles, was in ihrer Macht gestanden, gesagt und gethan hätten, um mich von

meinem Beginnen zurückzuhalten, und das versprach ich ihnen. Nun befanden sich unter meiner Dienerschaft etliche alte und zuverlässige „Schikars" (Jäger), oft erprobte Männer, die bei einigen unserer Jagdabenteuer, welche Besorgniß erregen konnten, zugegen gewesen waren, und darunter war besonders einer, den ich „Jack" getauft hatte, ein Mensch aus einer der niedrigsten Kasten, aber voll Muth, wenn er Arak getrunken hatte, und dabei ein fester Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung. Ich ließ diesen Jack kommen, der wie gewöhnlich etwas angetrunken zu sein schien, und dessen Nervensystem auch etwas von dem allgemeinen panischen Schrecken angegriffen war, welcher wie eine Epidemie bereits die sämmtlichen andern Nepalesen befallen hatte. Jack, der etwas gebrochen Englisch sprechen konnte, sagte, nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, worauf es ankomme: „Bei Gott, Kapitän, dies verdammte Geschichte; dieser Elephant der Teufel sein, ganz gewiß Kapitän tödtet." Auf meine Frage, ob er bereit sei, mir beizustehen, gelobte er feierlich das zu thun, und bemerkte dabei ganz ruhig, daß er morgen als Ochse grasen würde, und nur hoffe, daß er einen guten Herrn bekomme.

Als ich mit Anbruch des nächsten Tages aufgestanden war, ergab sich, daß in der Nacht über 200 Torus zu mir gestoßen waren. Diese Menschen leben stets in „Dschungeln" (Sümpfe mit dichtem Gebüsch und Rohr gefüllt), und sprechen einen so gut wie unverständlichen Dialekt; sie sehen möglichst wild aus, denn sie haben kaum eine Spur von Kleidung auf dem Leibe, und ihr geflochtenes schwarzes Haar fällt bis auf die Hüften herab; sind sie mit dem Elephantenfang beschäftigt, so wickeln sie ihre Haarflechten um den Kopf wie einen Turban, bestreichen ihren Körper mit Oel, werfen eine schwarze Decke um sich, und damit ist ihre Toilette gemacht. An tägliche Kämpfe mit Elephanten gewöhnt, kennen sie nur selten Furcht, und doch bezeigten alle die größte Angst von dem Schikar Bassaelephanten, der nach ihrer ausgesprochenen Ueberzeugung unmöglich zu fangen oder zu erlegen sei. Nach einer längeren Berathung mit ihnen kam es zu dem Beschluß, daß der erste Angriff von den beiden berühmten zahmen männlichen Elephanten gemacht werden sollte, welche beim Fang der wilden von ihnen gebraucht wurden. Es waren die schönsten Thiere ihrer Art, welche ich jemals gesehen habe, beide 10½ Fuß hoch an den Schultern und im

vortrefflichen Stande; sie hießen „Arang Behadir" und „Moti Persad," und der letztere, sonst ein in jeder Hinsicht sehr starker und wegen seines Muths bekannter Elephant, hatte nur einen Fangzahn. Diese Thiere wurden so hoch geschätzt, daß ich den Sirdars mein Wort gab, ich wolle ihnen zu Hülfe kommen, wenn eins derselben beim Angriff unterliegen werde; damit beruhigte sich ihre Furcht, nämlich soweit es die Thiere betraf.

Am 7. März 1844 um 8 Uhr Morgens verließen wir unsere Zelte, und langten nach einer Stunde bei der Stelle an, wo das Unthier sich aufhalten sollte. Diese Scene werde ich nimmer vergessen! Moti Persad war voran, und als wir bis auf ein paar Schritte der Stelle nahe waren, stürzte der wilde Elephant mit furchtbarem Geschrei hervor und machte sogleich einen rasenden Angriff auf erstern. Der Zusammenstoß dieser beiden kolossalen Thiere war wirklich ein großartiges Schauspiel. Moti widerstand dem Angriffe recht wacker, aber es war ganz deutlich, daß in 10 Minuten er dem wilden Elephanten unterliegen müsse; sie kreuzten ihre Fangzähne und stießen mit den Köpfen gegeneinander, wie wüthende Widder, und als Moti zurückwich, erhob sich ein lautes Geschrei aus mehr als 300 Kehlen; ich stieg augenblicklich von meinem Elephanten, gefolgt von 5 meiner Leuten, welche meine Gewehre trugen, und schoß aus meiner schweren Büchse eine sechslöthige Kugel dem wilden Elephanten in die Weichen, der nun ein schreckliches Gebrüll ausstieß, von Moti Persad abließ und nach seinem Schlupfwinkel zurückkehrte. Jetzt rissen alle aus, Sirdars auf Elephanten sitzend und Tarus, sammt Moti Persad hinter ihnen, und zwar sehr eiligen Schrittes, wohl ³/₄ Stunden weit, bis sie den Elephanten Moti einfingen und an einen Baum banden. Jetzt entschloß ich mich, zu Fuß das Ungethüm anzugreifen, und bei mir waren Jack und meine andern Leute geblieben, obgleich getäuscht in der Erwartung, daß ich nicht auch geflohen war. Der Feind äußerte bald seine üble Laune dadurch, daß er Zweige von den Bäumen riß, und nach allen Richtungen umherschleuderte, Zweige, von welchen manche dicker waren als mein Leib. Gleich darauf kamen etwa 20 zahme Büffel, die in der Nähe geweidet hatten, und wahrscheinlich durch die Elephanten der Tarus verscheucht waren, im vollen Galopp über die Ebene und dicht bei dem Versteck des

Unthiers vorbei. Ich sah, wie es, aus dem Walde hervortretend, in einem Augenblicke einen der Büffel so zerstampfte, daß jeder Knochen desselben zerschmettert war, wie es dann einen andern ohne alle Mühe aufhob, seine Fangzähne durch dessen Leib stieß und das Thier — es war augenblicklich todt — eine Strecke von sich hinwarf. Darauf zog sich der Elephant wieder in sein Versteck zurück, und nach etlichen Minuten rückte ich zum Angriff vor; aber als ich keine 80 Schritt mehr von ihm entfernt war, kam er hervor mit dem eigenthümlichen schrillenden Pfeifen, das man von einem wilden Elephanten hören muß, um es recht kennen zu lernen. Er erschien mit einem ungeheuren Baumaste im Rüssel, welchen er vor seinem Kopfe in die Höhe hielt, schritt damit rasch und muthig mir entgegen, stand aber noch etwa 50 Schritte von mir still, und schien ungewiß zu sein, was er machen solle; denn er schwenkte den Ast hin und her und stampfte mit seinen Vorder- und Hinterfüßen mit solcher erstaunlicher Kraft auf die Erde, daß ich, um die Wahrheit zu sagen, lieber etwas weiter von ihm gewesen wäre. Aber das war jetzt zu spät, und ich mußte mich in den Kampf einlassen. Zuerst gab ich ihm den Inhalt meiner alten oft erprobten Doppelbüchse zu genießen, und schoß die Kugel des rechten Laufs ihm so genau auf die Mitte der Stirn, als der von ihm getragene Ast es mir möglich machte; die Kugel traf ihn so scharf, daß er den Ast fallen ließ, als wenn solcher von glühendem Eisen wäre, und unter gewaltigem Brüllen schüttelte er seinen ungeheuern Kopf. Jetzt konnte ich ihn ganz genau sehen, die von der Kugel in seine Stirn geschlagene Wunde mußte ihm Qual verursachen, er hob den Rüssel, sog damit das Blut heraus, daß es über seinen Kopf und seine Schultern floß, und schien über diese Sache außerordentlich erstaunt zu sein. Da ich aber keine Lust hatte, ihm viele Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, weil ich fürchtete, daß er dann noch zudringlicher würde, so schoß ich die Kugel meines linken Büchsenlaufs in seinen dicken Rüssel, da wo dieser aus dem Kopfe herauswächst, und nun stürzte er auf die Knie, blieb auch so gerade lange genug liegen, bis ich meine Büchse wieder geladen hatte. Indem er sich erhob, schaute er wüthend um sich, und als er mich erblickte, kam er im vollen Rennen auf mich zu. Da ich dergleichen erwartet hatte, so lag ich mit meiner schweren Büchse im Anschlage, bis er nicht 20 Schritte von mir entfernt war, und dann schoß ich ihm eine sechslöthige Kugel

wieder in die Stirn; das brachte ihn zum Stillstand, dann strauchelte und taumelte er wie betrunken, drehte sich drei- oder viermal im Kreise herum, betastete mit dem Rüssel seine blutende Stirn, sog Massen von Blut heraus, und ließ es dergestalt über seinen Kopf und Leib strömen, daß er, ursprünglich schwarz, davon ganz scharlachroth gefärbt wurde. Bis dahin hatte der Kampf im trockenen Bette des Flusses Rapte Statt gefunden, wo nicht ein Busch zwischen uns, aber zu beiden Seiten „Dschengel" war, und da ich nun erprobt hatte, daß mein Gegner bei weitem hartnäckiger und unangenehmer war, als ich mir vorher eingebildet, so hielt ich es für gerathen, mich in den Sumpf zu meiner Rechten zurückzuziehen, wo ich hinter einem dicken Baume Posten faßte. Als der Elephant nach etlichen Minuten mich vermißte, stürzte er auf den Platz zu, wo ich bisher gestanden hatte, und suchte mich dort. Nun haben die Elephanten zwar einen sehr feinen Geruch durch ihren Rüssel, aber da ihm das Blut aus seinem Rüssel herausströmte, so waren seine Versuche, mich herauszuschnüffeln, lange vergebens, bis er durch starkes Schnauben das Blut aus dem Rüssel geschafft hatte und, nun seinen Feind witternd, gerade auf den Baum zukam, hinter welchem ich versteckt stand.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, und deshalb brannte ich beide Läufe meiner Büchse rasch hinter einander auf ihn ab; da er bei dem zweiten Schusse den Kopf geschüttelt hatte, so war die Kugel von dem Stirnknochen abgeprallt und in das rechte Auge geschlagen, wodurch er vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Er drehte sich wie ein Kreisel vor entsetzlicher Qual umher, brüllte fürchterlich und scharrte mit den Füßen den Boden so weit um sich auf, daß, wenn ich es genau angeben wollte, jeder mich der Uebertreibung beschuldigen würde, der dieses Manöver von einem Elephanten, zumal wenn er wüthend ist, nicht gesehen hat; da sein kleines Auge aus dem Kopf hervorging, so beschloß ich, auf seiner blinden Seite ihn mit Blei zu bewirthen. Der Kampf hatte $1\frac{1}{2}$ Stunde bis jetzt gedauert, dabei war ich wie versengt von der Sonnenglut und hungrig; ich gestehe, ich hatte genug von der Sache und wünschte ganz aufrichtig, daß entweder die Bestie davon liefe oder mir freien Abzug gönnte, aber unglücklicherweise hatte sie zu beidem gar keine Lust. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß der Kampf zwischen zwei männlichen muthigen Elephanten immer so lange

dauert, bis einer getödtet ist, zuweilen 4, 5, 6 Tage lang, wobei der stets Sieger bleibt, welcher das Hungern am besten aushalten kann. Deshalb finden die Elephantenjäger häufig Leichname großer männlicher Elephanten, deren Zähne ihnen einen guten Gewinn einbringen. Ich war jetzt sehr erschöpft und warm geworden und retirirte nach jedem Schusse hinter einen Baum, wohin aber der Elephant mich jedesmal verfolgte. So trat ich in der Eile hinter einen Baum, den ich nicht gewählt haben würde, wenn ich nicht so ermüdet gewesen wäre, denn er war nicht viel dicker als ich; dies bemerkte ich aber erst, als ich Athem schöpfen konnte, während mein Feind, von Wunden sehr geschwächt, mich sehr langsam verfolgte, und nun fand ich, daß ich hier sehr schlecht gedeckt sei. Ohne Zeitverlust zog ich mich deshalb ein paar Schritte weiter hinter einen andern Baum zurück, der mich besser schützte, und zwar zu meinem Glücke, denn kaum hatte ich hier mich angestellt, so war der Elephant keine 8 Fuß von dem eben von mir verlassenen Baume entfernt, blieb dort stehen, streckte seinen Rüssel aus, witterte nach mir umher und stürzte wüthend darauf zu. Indeß war glücklicherweise diese Anstrengung eine seiner letzten. Als er dicht bei dem Baume war, mußte er wohl glauben, daß ich dahinter oder darin stecke, denn er umschlang ihn mit seinem Rüssel, und bemühte sich ihn umzureißen. Da dieses ihm nicht gelingen wollte, so lehnte er sich, erschöpft, wie er war, gegen den Baum, riß solchen endlich mit den Wurzeln aus der Erde, und warf ihn hin. In der festen Meinung, daß ich unter dem Baume stecke, knieete er nieder und stieß seine Fangzähne tief in beide Seiten des Stammes, um mich sicher zu durchbohren. Unterdessen hatte ich, ein paar Schritte nur von diesem Schauspiele entfernt, mich wieder erholt und beschloß, seine gütige Absicht zu belohnen. Indem er noch beschäftigt war den Baum zu zerstoßen, trat ich hinter meinem Baume hervor und schoß ihm vier Kugeln rasch nacheinander in die Stirn, so daß er davon ganz betäubt wurde. Als er sich wieder erholt hatte, stieß er seine Fangzähne tief in die Erde und lag dann ein paar Minuten regungslos da. Ich hoffte schon, daß er todt sei, und zog mich etwas zurück, um meine Büchse zu laden; indeß litt ich schrecklich von Durst, und Mund, Lippen und Zunge waren so trocken und aufgesprungen, daß sie stark bluteten. Zu meinem Entsetzen erhob sich das Unthier von Neuem, aber jetzt war es so schwach, daß es

wie ganz betrunken, immer umher taumelte, bis es einen Baum erreichte, und daran sich lehnte.

Nun sprach Jack während des ganzen Gefechts zum ersten Male ein Wort, oder vielmehr er schrie: „Bei Gott, Kapitän, er fertig!“ und da ich das auch glaubte, so trat ich bis auf drei Schritte vor den Elephanten, der ein Paar schwerfällige Versuche machte, sich zu erheben, aber jedesmal wieder gegen den Baum taumelnd niederfiel, und jagte ihm etliche Kugeln in den Leib. Dann trat ich wieder etwas zurück, um zu laden, war aber damit kaum fertig, als ich zu meinem großen Erstaunen ihn zu mir herankommen sah, aber so matt und schwach, daß er kaum gehen konnte; als ich wieder auf ihn geschossen hatte, blieb er stehen, strauchelte, zog dann langsam zuerst die Hinterfüße, dann die Vorderfüße unter seinen Leib, neigte schwerfällig seinen Kopf, stieß die Fangzähne bis an die Wurzel in die Erde und lag regungslos da. Ich wartete wohl eine Viertelstunde, ohne daß er sich bewegte, und da wir alle nun der Meinung waren, daß er todt sei, so forderte ich meinen Jack auf, zu ihm heranzugehen, und sich davon zu überzeugen. Als Jack dazu keine Lust hatte, so trat ich selbst an das Unthier heran und schoß darauf; da es sich noch nicht rührte, so war ich nun fest von seinem Tode überzeugt, und wir gingen in einiger Entfernung um das Thier herum, bis wir an dessen Hintertheil waren. Hier schlug ich Jack von neuem vor näher zu treten, und den Elephanten am Schweif zu fassen, um gewisser zu sein, ob er todt sei oder sich nur so stelle; allein Jack wollte das auch nicht thun, obgleich ich versprach, mit ihm zu gehen und ihn zu beschützen. Dabei erklärte Jack ganz ernsthaft, er selbst sei während des Kampfes wenigstens sechsmal so gut wie todt gewesen, und wenn ich ihn vollends umbringen wollte, so möchte ich ihn nur gleich todt schießen. Darauf überredete ich ihn mit einiger Mühe mir zu folgen, und als wir uns dem Elephanten bis auf etwa 10 Fuß genähert hatten, so nahm ich eine Erdscholle und warf ihn damit, indem ich Jack wiederum aufforderte, am Schweife des Thieres zu zupfen, um der Sache ganz gewiß zu sein. Jack wollte noch immer nicht und aus Scherz bestand ich immer dringender darauf, bis er vollkommen in Verzweiflung gerieth, von der Seite sich dem Schweife des Elephanten näherte und, den Kopf abwendend, diesen anfaßte, aber gleich wieder losließ und davon lief, als wenn er eine Brand-

Rakete in der Hand gehabt hätte. Er lief nach dieser Heldenthat wohl 100 Schritte weit, dann sah er sich voll Muth um, und als er nicht verfolgt wurde, kam er eben so rasch wieder zurück, und überhäufte nun die ganze Sippschaft des verstorbenen Elephanten, besonders dessen Mutter und Schwestern, mit solchen Worten, daß man sie in höflicher Gesellschaft unmöglich wieder erzählen kann.

So kam der wüthende Schikar Bassaelephant zum Tode, welcher zehn Jahre lang der Schrecken dieses Theils der Wälder von Nepal gewesen war, und dessen Leichnam, trotz allen Eifers der Geier und Schakals, noch 6 Monate lang gar böse Gerüche in seiner Umgebung verbreitete.

Dafür, daß ich das Unthier getödtet hatte, erhielt ich von dem Radscha von Nepal und dessen Thronerben in feierlicher Audienz ein schönes „Khillat" oder Ehrenkleid von großem Werthe, welches ich aber nur einige Stunden trug, und dann, der Vorschrift gemäß, an den dortigen brittischen Residenten abliefern mußte, der solche Geschenke jährlich verkaufen läßt, und die Einnahme davon dem Schatzamte der ostindischen Kompagnie zu gut rechnet.

VII.

Ein chinesisches Gastmahl.

Man hat in China zwei Gattungen von Gastmählern, ein gewöhnliches von zwölf bis fünfzehn Schüsseln und ein feierliches, bei dem achtzig Schüsseln auf jeder Tafel mit vielerlei Gepränge aufgetragen werden.

Um das Ceremoniell gehörig zu beobachten, müssen die Gäste durch drei Billets eingeladen werden. Das erste Mal ein oder zwei Tage vorher; das zweite Mal am Morgen des Festes, um die Gäste an ihr Engagement zu erinnern, mit der Bitte, es nicht zu brechen; das dritte Mal, wenn Alles angeordnet ist. Der Wirth will dadurch seine Ungeduld, die Eingeladenen bei sich zu sehen, an den Tag legen.

Der mit Blumentöpfen, Malereien und Porzellan gezierte Saal enthält so viel Tafeln, als Gäste erscheinen sollen. Selten werden, wegen der Menge der Eingeladenen, zwei, noch seltener drei Gäste an einen Tisch gesetzt. Diese stehen nach der Reihe an den Wänden und die Gäste sitzen einander gegenüber in Armstühlen. Die Vorderseite jeder Tafel ist, wie ein Altar, mit einem gestickten seidenen Tuch verhangen, die obere Platte aber weder mit Tischtüchern noch Servietten belegt, doch sehr schön lackirt. An beiden Seiten stehen pyramidale Schauessen.

Sobald der Herr vom Hause seine Gäste in den Speisesaal geführt hat, begrüßt er einen nach dem andern mit tiefen Verbeugungen und mit Handbewegungen, welche seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre ausdrücken — gesprochen wird nicht — und nachdem er sich in einer kostbaren Tasse hat Wein bringen lassen, wendet er sich mit dem Gesichte gegen den großen Hof des Hauses, und geht nach dem Ende des Saales hin. Hier hebt er die Augen gen Himmel, und gießt etwas Wein auf den Boden, um damit anzuzeigen, daß er Alles, was er besitze, der Gunst des Himmels zu danken habe. Hierauf läßt er wieder eine große silberne oder porzellane Schale mit Wein füllen und setzt sich an den Tisch, der für ihn bestimmt ist. Vorher aber machte er dem Vornehmsten der Gesellschaft eine Verbeugung, und dieser erwiedert diese Höflichkeit damit, daß er außerordentlich geschäftig thut eine ähnliche Schale mit Wein zu füllen, und diese auf den Tisch des Wirthes, der allemal der niedrigste ist, zu setzen, und ihn auf diese Art der Mühe zu überheben. Der Herr des Hauses hält ihn jedoch davon durch andere Komplimente ab.

Der Haushofmeister bringt sodann statt der Gabeln Stäbchen von Elfenbein, und legt sie parallel auf jeden Tisch. Endlich führt der Herr des Hauses den vornehmsten Gast zu seinem mit Auszeichnung verzierten Lehnstuhl, und ladet ihn unter neuen Verbeugungen ein, sich darauf zu setzen. Dieser verbittet sich die Ehre, und der Wirth will sie darauf nach der Reihe allen Anwesenden anbieten, die aber durchaus nicht zugeben, daß er sich so viele Mühe geben solle.

So lange steht noch Jedermann. — Endlich setzt man sich. In diesem Augenblick treten vier oder fünf Schauspieler in den Saal und begrüßen die Gesellschaft mit zahllosen Verbeugungen, die so tief sind, daß sie den

Fußboden mit der Stirn berühren. Dem Vornehmsten der Gesellschaft wird nun ein Buch präsentirt, in dem fünfzig oder sechszig Komödien mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet sind, welche die Schauspieler auswendig wissen, damit er eine davon wählen soll. Er schlägt es aber ab, und mit dem Ersuchen, solches zu thun, wird es seinem Nachbar gegeben, und von diesem an einen Andern, bis es an allen Tischen gewesen ist, und wieder an den Ersten zurückkommt. Endlich läßt er sich erbitten, öffnet das Buch, sieht einen Augenblick hinein, und wählt das Stück, welches seiner Meinung nach der Gesellschaft am angenehmsten ist. Die Schauspieler lassen jeden Einzelnen den Titel sehen, und Alles gibt durch Kopfnicken seinen Beifall. Eine Ouverture mit Trommeln, Trompeten und Pfeifen verkündet sodann den Beginn der Komödie, welche die Frauen außerhalb des Saales hinter Jalousien mit ansehen dürfen.

Bis jetzt hat noch kein Mensch einen Bissen gegessen. Man fängt immer das Fest mit einem Glase klaren Wein's an, der in China stets warm gegeben wird. Der Haushofmeister ruft, mit einem Knie an der Erde: „Meine Herren, man bittet Sie, die Schale zu nehmen.“ Sogleich ergreift ein Jeder die seinige, hebt sie bis an den Kopf in die Höhe, bringt sie wieder bis unter den Tisch und trinkt sie dann ganz langsam in drei bis vier Zügen aus. Man wendet hinterher die Schalen um, zum Beweise, daß sie geleert sind. Dieses Experiment wird dreimal wiederholt. Während dessen wird auf jede Tafel eine Schüssel mit Ragout aufgetragen, welches so bereitet ist, daß man kein Messer dazu braucht. Der Haushofmeister bittet, man möge essen, und Jeder bedient sich nun mit vieler Geschicklichkeit seiner zwei Stäbchen. Dies ist der erste Bissen, den man endlich nach so vielen Vorbereitungen zu sich nimmt. Sobald man aufhört, von einer Speise zu essen, bringen die Diener sogleich eine andere und präsentiren Wein, während der Haushofmeister unablässig zum Essen und Trinken nöthigt. Zwanzig bis achtzig Schüsseln folgen einander auf diese Art, und man ist verbunden, eben so viel Mal zu trinken. Die Schüsseln werden nicht fortgenommen, wenn andere aufgesetzt sind, sondern sie bleiben alle bis zum Ende des Gastmahls stehen. Zwischen sechs und sechs, oder fünf und fünf Schüsseln, werden Brühen und kleine Kuchen oder Pastetchen servirt, die man mit den Stäbchen hineintunkt. Bis dahin wird weiter

nichts als Fleisch gegessen; nun aber fängt der Thee an. Dieser wird, wie der Wein, warm genommen, und die Diener sind fortwährend beschäftigt, warmen Wein einzuschenken und den kalt gewordenen wegzunehmen. Die letzte Schüssel muß in dem Augenblicke aufgesetzt werden, in dem die Komödie zu Ende geht, und wenn dann noch Reis, Wein und Thee servirt ist, so wird aufgestanden. Die Gäste machen dem Wirth nach der Reihe ihre Komplimente, und dieser führt sie in den Garten oder in ein anderes Zimmer.

Es ist aber noch nicht überstanden. Wenn das Dessert von achtzig Schüsseln mit Confituren, Gelées, Früchten, Schinken, getrockneten und gesalzenen Enten, Seefischen u. s. w. in Ordnung gebracht ist, so gibt ein Diener knieend hiervon Nachricht. Sogleich schweigt die ganze Gesellschaft. Der Wirth steht auf und bittet seine Gäste wieder in den Saal zu gehen. Im Anfange stellt sich Alles zusammen; endlich nimmt Jeder nach vielfachen Ceremonien wieder seinen Platz ein. Nun kommen größere Tassen, und man ist genöthigt, mehr zu trinken. Es fängt zur Abwechselung so ziemlich wieder Alles von vorn an, es wird mit denselben Höflichkeiten wieder eine Komödie gewählt und gespielt u. s. w.

Beim Anfange des Nachtisches läßt sich jeder Gast kleine Paketchen von rothem Papier bringen, die ein Trinkgeld für den Koch, Haushofmeister, die Schauspieler und Diener enthalten. Jeder von ihnen bringt sein Paketchen dem Herrn vom Hause, der nach einigen Schwierigkeiten und Komplimenten endlich erlaubt, es anzunehmen.

Gewöhnlich dauert ein solches Fest fünf bis sechs Stunden. Es fängt Abends an und endigt nach Mitternacht. Mit hundert Ceremonien geht die Gesellschaft auseinander. Am andern Morgen schickt jeder Gast ein Billet, worin er dem Gastgeber seine gehorsamste Danksagung für die reiche und angenehme Bewirthung abstattet.

VIII.

Tigerkämpfe zu Solo.

Die Fürsten von Java fangen Tiger in Menge, mit der Absicht, sie mit Büffeln kämpfen zu lassen, oder durch Lanzenträger zu erlegen. Da jedoch die Menagerie des Kaisers jüngst durch eine Anzahl von acht Königstigern überbürdet war, so schien es rathsam, fünf davon zu opfern, um so mehr, als ihre Bewachung nachgerade anfing, gefährlich zu werden. Diese acht Tiger waren miteinander in einem großen Einfang aus starken Palmstämmen eingehegt, vor dessen Pforte Jedermann mit einem unwillkürlichen Schauer stehen blieb. Ein wetteiferndes Gebrüll und wildes Knurren, wie es nur der Rachen eines Tigers entsenden kann, zeugte von der tiefen, vorläufig machtlosen Wuth der Ungeheuer in ihrem Gehöft.

Montags den 9. September 1839, dem zur großen Tigerschlacht bestimmten Tage, trugen wir Sorge, recht zeitig in der Residenz zu sein. Um 10 Uhr Vormittags versammelten sich die militärischen und bürgerlichen Würdenträger bei der Residenz; auch war der unabhängige Häuptling Pangeran Manghu Nagoro mit seinen Offizieren erschienen, Alle in voller militärischer Uniform. Der Pangeran führte eine schwache Eskorte seiner eigenen Kavallerie mit sich. Während der Zug durch die verschiedenen Vorhöfe schritt, spielten die einzelnen Banden der Trommler, Hornisten und anderer Musik auf; auch stand in jedem Hofe eine Abtheilung der Leibwache des Kaisers, welche beim Vorbeigehen des holländischen Residenten präsentirte und die Fahnen schwenkte. Im innersten Hofe, wo der Thronhimmel des Kaisers stand, trafen wir das große Musikcorps, welches auf europäischen Instrumenten ganz vortrefflich spielte; die Leute waren in weiße Pantalons und scharlachrothe Jacken gekleidet.

Der Kaiser saß unter dem Thronhimmel seinem Palaste gegenüber und stand bei der Annäherung des Residenten mit langsamer Würde auf, ihn zu empfangen, was durch einfachen gegenseitigen Händedruck und den

Wechsel einiger höflichen Worte abgemacht war. Nach der Reihe thaten auch die übrigen Gäste so und kehrten dann zu ihren Stühlen zurück. Der Kaiser saß an der Spitze der Sesselreihe im Centrum, neben ihm der Resident in einem ähnlichen Thronsessel. Um den Arm trug der Kaiser ein schwarzes Trauerband als Zeichen der Trauer für den Generalgouverneur Merkus, der eben gestorben war. Vier Finger seiner rechten Hand und drei seiner Linken blitzten von reichen Diamantringen, deren einer 70 Karat wiegen soll.

Nach einer kurzen Pause standen der Kaiser und der Resident zu gleicher Zeit auf und gingen mit einander Arm in Arm. Als sie den Thronhimmel verließen, trug einer der Hofzwerge die Schleppe des Kaisers, dem eine Gruppe von Weibern folgte, welche zum Theil die Kroninsignien, theils Gegenstände seiner persönlichen Bequemlichkeit trugen, z. B. ein karmoisinrothes Tuch für ihn und den Residenten, die Siribüchse, einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen, eine alte Muskete, deren Schaft mit weißem Tuch drapirt war, einen langen Handschar in goldener Scheide und noch andere Schmucksachen, unter denen das Kostbarste ein goldener Schild von 20" Durchmesser war, dessen Nabel von vier großen, kostbaren Edelsteinen gebildet wurde, die Rubine, Saphire und Smaragde zu sein schienen. Diamanten und andere Steine waren zu graziösen Blumen und Halbmonden gruppirt. Die Trägerinnen dieser Gegenstände waren ältliche Damen, die den Ehrentitel „Tuan-Tumunggung" führen, der sonst nur an Männer verliehen wird. Dreißig mittelalterige, sehr fette Weiber in Alltagsgewändern und mit nackten Schultern bildeten den Schweif der Tuan-Tumunggungs, so daß diese weibliche Ehrengarde aus etwa 50 Weibern bestehen mochte. Zur Seite und rundum drängten sich die europäischen Zuschauer, Militär und Civil, ohne Spur einer Rang- oder sonstigen Ordnung. Nach dem Defiliren durch alle Höfe, wo wir überall angetrommelt, angepfiffen und salutirt wurden, kam man zu der Halle Pangaran, wo ein zweiter Thronhimmel und eine ähnliche Fluth von Stühlen stand, um die sich die einheimischen Häuptlinge gruppirt hatten. Hier empfing den Kaiser und den Residenten eine kleine Schaar von Bajaderen, und hier standen auch die Prinzen von Geblüt, nicht auffallend gekleidet, und der Sohn des im Jahre 1830 verbannten Kaisers,

ein schöner junger Mann in prachtvollen Gewändern mit einer goldenen Kette um den Hals.

In größerer und ehrfürchtigerer Entfernung saß der Premierminister Raden Adhipati Sosrodhi Ning Rat, ein ehrwürdiger Greis von 73 Jahren, der dem Kaiser anzeigte, daß der Tigerkampf jeden Augenblick beginnen könne. Halb europäisch gekleidete Lakaien servirten Wein; für den Kaiser und den Residenten zwei Gläser auf einer besondern Platte, deren eins der Kaiser seinem Nachbar mit den Worten: „Glück auf zum Tigerkampf" zutrank. Hier schloß sich die Frau des Residenten mit einigen Freundinnen dem Zuge an, allein die Etiquette erlaubte dem Kaiser nicht, die mindeste Notiz von ihr zu nehmen.

Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die Gesellschaft. Arm in Arm, von dem Weiberschwarm gefolgt, begaben sich Kaiser und Resident auf ihre Plätze, 50 Fuß von dem Zwinger entfernt, wo der Kampf vorgehen sollte. Der Zwinger war fest genug, um den Gedanken einer Gefahr auszuschließen; darin stand ein mittelgroßer schwarzer Büffelstier mit versilberten Hörnern, eine Guirlande von Malatiblüthen um den Hals; unter dem Geklimper einheimischer Instrumente stürzte der Tiger herein. Beide Thiere zeigten sich scheu und überrascht, als sie sich so unerwartet einander gegenüber sahen; doch schien der Büffel weniger verwirrt als sein Gegner, denn er behauptete das Centrum des Rings, während der Letztere schlangenartig um die Peripherie kreiste. Sie vermieden Beide sorgfältig jede Annäherung; der Büffel folgte allen Bewegungen des Tigers, das Horn leicht gesenkt und auf den Angriff gefaßt. Um diese Scheu durch Reizungen zu überwinden, wurden Blöcke von Bambusrohr, die an der Decke hingen, so geschwungen, daß sie auf den Büffel schlugen; auch goß man heißes Wasser, in dem spanischer Pfeffer abgesotten war, den Kämpfern auf Kopf und Augen; der Tiger wurde überdies mit Pfeilen und durch brennende Heubüschel an seinem Schweif gestachelt. Nicht geringe Mühe kostete es, die beiden Thiere zum Kampf zu bringen. Endlich, durch die Blöcke getrieben, von Feuer und Wasser gehetzt, stießen sie zusammen in Wuth und Dampf. Einmal in den Kampf gebracht zeigte der kriegerische Büffel einen wahren Feuereifer, worin ihm der Tiger bedeutend nachstand: denn dieser war immer geneigt, davon zu

schleichen, namentlich wenn er, ordentlich gegen die Wand gestoßen, zu Boden kam. Der Tiger wechselte seine Kampfart: am Zwinger emporklimmend flog er wüthend auf Haupt und Nacken des Büffels, von welcher Umarmung der Letztere sich dadurch befreite, daß er ihn rückwärts in die Lüfte warf. Dieses Ringen, vier bis fünf Mal in rascher Aufeinanderfolge wiederholt, war die interessanteste Partie des Ganzen; der Tiger war so gut als überwältigt, und da er Symptome eines gänzlichen Abfalles merken ließ, wurde er entfernt und ein zweiter zu demselben Büffel gelassen. Derselbe Gang von Reizmitteln wiederholte sich; da aber der Büffel sein eigenes Blut am Nacken fühlte, geschah der Angriff seinerseits weit minder zögernd als das erste Mal; der zweite Tiger wurde gleichfalls bezwungen, was beweist, daß die Katze im engen Raum kein Feld zur Thatkraft hat. Mit jedem Tiger hatte der Büffel nur zwei bis drei regelmäßige und ernste Gänge, wenn der Tiger ihn am Nacken faßte und er denselben aufwarf, um ihn mit den Hörnern zu fangen. Der zweite Tiger ward noch schneller hinausgeschafft als der erste; Beider Kämpfe mochten dreiviertel Stunden gedauert haben. Der Büffel war nicht sehr verwundet; da man ihn aber als eingeweidekrank betrachtete, so ward er geschlachtet unmittelbar nach dem Strauß.

Nach dem Schluß des ersten Theils der Unterhaltung für diesen Tag kehrte der Kaiser mit seiner Gesellschaft unter den Thronhimmel zurück, in Erwartung des Beginns des zweiten. Dann begab man sich auf eine hölzerne Plattform, Panggong genannt, etwas 8′ über dem Boden erhaben, die in der Nachbarschaft des Kampfplatzes lag. Hier wechselte der Kaiser zum ersten Male einige Worte mit der Gemahlin des Residenten. Der Theil des Rings, welcher dem Kaiser zunächst lag, hatte eine Fronte von 100′, und der Zwischenraum war besetzt von seinen Bewaffneten, welche Keulen, Schwerter, Speere, Dolche und andere Angriffswaffen trugen. Sie waren in Reihen aufgestellt und in buntfarbige Jacken gekleidet. Eine Partie der kaiserlichen Dragoner stellte sich zur Seite auf, so daß ein improvisirter Besuch des vorüberstürzenden Tigers nicht zu besorgen war. Alles starrte von menschlichen Köpfen. Im Mittelpunkt des Ringes standen fünf enge, länglich viereckige Käfige in einer Reihe, deren jeder einen Tiger enthielt. Sie waren ganz mit Decken von

Alangalanggras verhängt, so daß man von den Bewohnern nichts entdecken konnte. Daneben waren zwei Behälter von Bambusrohr, unter welchen mehrere bewaffnete Leute hielten, deren Geschäft folgendes war: an den Käfigen standen einige Männer, und nach Abschluß der Vorbereitungen begab sich eine Deputation zu den Füßen des Kaisers, seine Befehle entgegenzunehmen. Dort angelangt, krochen sie ganz heran, legten dann das Gesicht zu Boden, und erhoben die Hände flehend über dem Haupte. Der Befehl zum Anfang ward ertheilt, und den drei Männern überbracht, welche die Tiger nach einander loszulassen hatten. Diese Trias befand sich nun allein im Kreis und hatte alle Manöver nach den Bewegungen des kaiserlichen Arms einzurichten. Der Kaiser winkte: Nr. 3 verstand sogleich, wiederholte alle Unterwürfigkeitsbezeugungen, sprang dann auf den Käfig, salutirte graziös mit seinem Handschar und durchschnitt die Stränge, welche die Käfigthüre sperrten. Der Handschar kehrte in seine Scheide zurück; der Mann ergriff die Thüre des Käfigs, hob und senkte sie in ihrer Falze vier bis fünf Mal ruhig auf und nieder und legte sie endlich eben so ruhig auf den Boden. Unter denselben Reverenzen steigt er herab und setzt sich neben die nunmehr offene Käfigthüre, vom Tiger nur durch den dünnen Vorhang der Alagamatte getrennt. Hier sitzt er ziemlich eine Minute, bis die beiden andern ihre Lunten angebrannt, um nach einiger Zeit das Alagagras in Brand zu stecken. Diese furchtbare Zögerung endete zuletzt ein Zeichen von der Hand des Kaisers; graziös, ehrfurchtsvoll, langsam beugt sich der Mann am offenen Rachen des Käfigs bis in den Staub, springt empor und erreicht die beiden andern, worauf sie nach dem Tone des Gamelan einen prachtvollen Tanz aufführen. Immer langsamer tanzen sie so in den Kreis der Speermänner; hinter ihnen flattert ihr langes Gewand.

Das Feuer theilte sich dem Käfig nicht sogleich mit; sobald aber die drei Männer aus dem tödtlichen Ringe waren, sah man einen der ovalen Bambuskäfige auf einmal in Bewegung. Aber erst als die brennenden Zunder in den Käfig selbst fielen, konnte man irgend ein Lebenszeichen des Tigers gewahren. Zuerst kam er halb hervor, allein mit der Art seiner Umgebung bekannt, sprang er rasch zurück. Rauch und Flammen drängen ihn zum zweiten Male und das königliche Thier kreist springend im offenen

Raum. Der Lärm der Instrumente verdoppelt sich; der Tiger, schäumend, knirschend, dem Kaiser gerade im Angesicht, erwägt einen Angriffsplan auf seine zahlreichen Feinde. Er stürzt gegen den Lanzenwald; doch als ob ihm das Herz fehlte, bebt er zurück vor den glänzenden Eisenspitzen ihm gegenüber und flüchtet nach seinem brennenden Verließ; den Unterkiefer weit gesperrt starrt er vor dem feurigen Pfuhl. Aber der Muth siegt — einer Dogge gleich stürzt er sich auf den Kreis. Beim ersten Gefühl der Lanzenspitzen schnellt er sich hoch empor, rasch wie ein Gedanke prallt er zurück und springt zum zweiten Mal auf seinen Feind. Aber der scharfen Speere sind ihm zu viel, kopfüber fliegt er an der Reihe der Bewaffneten hinab. So umkreist er ein Drittel des Einfangs — die Männer stehen fest und verwunden ihn, so oft er sich wendet; zuletzt überschlägt er sich und springt nochmals an — schon weichen seine Kräfte, er erreicht sein Ziel nicht mehr — eine Menge von Speeren tauchen sich in seinen Leib und das Schweigen der Instrumente verkündet seinen Tod.

Nachdem die aus dem Tode dieses Thieres leicht erklärliche Aufgeregtheit vorüber war und der Kreis der Speermänner sich geordnet hatte — denn es war manche Lanzenspitze in dem Körper des Tigers stecken geblieben — kehrten die drei oben erwähnten Leute wieder in den Ring zurück und begannen genau mit denselben Ceremonien den zweiten Tiger zu entfesseln. Dies wiederholten sie, bis alle fünf getödtet waren, ohne dabei je die Geistesgegenwart zu verlieren oder ein Zeichen besorgter Eile zu verrathen; obwohl in zwei Fällen der Tiger bereits ganz aus den Matten sich entwickelt hatte, ehe sie den Kreis der Lanzenträger erreicht hatten. Sie beschleunigten ihre Bewegungen nicht, sondern hielten sich strenge am Gamelan, das nur bei einem Fall ihnen durch eine etwas raschere Melodie zu Hülfe kam. Sonst wäre ihre Ehre gefährdet. Jener Theil des Kreises, gegen den sie ihren Rückzug nahmen, machte eine Bewegung, um sie gegen den etwa anspringenden Tiger zu schirmen; allein die Thiere bekümmerten sich in beiden Fällen gar nicht um diese drei. Ein Theil des Geheimnisses ihrer Selbstüberwindung beim Niedersitzen am geöffneten Rachen des Käfigs enthüllte sich übrigens beim Auslassen des zweiten Tigers. Da nämlich alle Matten verzehrt waren und bereits der offene Käfig brannte, der Inwohner aber noch kein Zeichen der

Empfindung gab, nahm man allgemein seinen Erstickungstod an. Es näherten sich demnach Männer mit Schilden und räumten die Asche hinweg, wobei man drei einzelne, etwa fingerdicke Seile erblickte, die quer vor die Käfigthüre gespannt waren und durch einen Zufall von der Flamme verschont worden. Man durchschnitt diese und der Tiger, welcher etwas weiter hinten lag, wurde mit Bambusstöcken geschlagen und gestoßen, gab jedoch kein Zeichen von sich. Die Schildträger packten ihn endlich am Schweife und schleppten ihn bis zur Hälfte heraus. Da aber begann das edle Thier die Beleidigung zu fühlen; seine Peiniger entflohen und er kam hervor. Er war an mehreren Stellen verbrannt und lahm an einem Fuße, zeigte sich aber trotzdem als kräftiger Kämpfer, ehe er fiel. Dies waren die zwei Tiger, welche mit dem Büffel gefochten hatten.

Von den drei andern kam einer hervor, noch ehe das Feuer seinen Käfig ergriffen hatte — ein Beweis, daß die Stricke für den Tiger kein Hinderniß sind, wenn er durchbrechen will. Dieses Thier stürzte sich auch, seinen Gefährten ganz ungleich, unmittelbar mit großem Geheul auf den Lanzenwald und fiel, als die drei kaum den Kreis verlassen hatten. Dagegen zeigte der letzte von den fünfen am meisten Bösartigkeit und große Lust, sich mit dem Kaiser und seiner Umgebung zu messen. Durch ungemeine Finten und die raschesten oft ganz entgegengesetzten Bewegungen täuschte er zuletzt seine Gegner wirklich und durchbrach ganz nahe beim Kaiser die Linie. Er verkroch sich unter einen Wagen, in dem mehrere Damen saßen, aber die Piken waren sogleich wieder an ihm und er lag bald leblos auf dem Grund. Der Tiger hatte Niemanden gebissen, aber in der Verwirrung gaben einige Eingeborene Fersengeld, und ein europäischer Soldat und ein Kind wurden leicht an den Armen verwundet. Bemerkenswerth war die eherne Ruhe des alten Premierministers, der gerade an dem Platze stand, wo der Tiger durchbrach und der grimmigen Bestie gegenüber keine Miene verzog. Keiner der Tiger, der einmal eine Wunde empfangen hatte, suchte übrigens in's Centrum zurückzukehren; sie stürmten an, bis sie, von zahlreichen Wunden zerfleischt, ausgehaucht hatten. Keiner machte einen höheren Sprung. Bei den Leoparden ist dies ganz anders, welche nicht selten über die Reihen der Speermänner hinweg oder mitten in sie hineinspringen und auf diese Weise entrinnen.

IX.

Eine Theeplantage auf Java.

Ich hatte beim Residenten von Bandong zwei sehr angenehme Bekanntschaften gemacht — die erste Herr Philippeau, der auf Lembang eine sehr bedeutende Kaffeeanpflanzung hatte, und die andere ein Herr Brumstede, der einer ebenfalls sehr bedeutenden Theeplantage vorstand. Beide Herren hatten mich auf das Freundlichste eingeladen, sie zu besuchen, und ich beschloß, von diesen Einladungen schon in den nächsten Tagen Gebrauch zu machen. An diesem Tag — es war ein Sonntag — fühlte ich mich aber von einem vorübergehenden Unwohlsein zu angegriffen, und nahm desto lieber den Antrag einer befreundeten Dame an, mit ihr und den Kindern ein wenig durch die Straßen von Bandong spazieren zu fahren. Ein Paar der sogenannten Appaß oder Polizeidiener begleiteten uns zu Pferd.

Das Wetter war herrlich, und die Lage Bandongs mit seinen geraden, heckeneingefaßten Straßen, mit den wundervollen Palmen und den freundlichen Wohnungen wirklich entzückend.

Der Hauptplatz der Stadt ist der Platz zwischen der Wohnung des Residenten und der des Regenten, mit prächtigen Waringies oder Banianbäumen bepflanzt.

Der Waringie ist der geheiligte Baum der Javanen, und stets vor den Wohnungen ihrer Häuptlinge oder ihren Moscheen; sein großartiger Wuchs macht ihn dieser Ehre würdig, und ich habe wirklich einzelne Bäume gesehen, die mich in stummem, bewundernden Staunen lange, lange zu fesseln vermochten.

Es ist dies der einzige Baum, den ich kenne, der hoch und großartig emporwächst, und sich oft auf einen fast unglaublichen Flächenraum ausdehnt, während er eigentlich gar keinen Stamm hat. Der Waringie oder Banian ist nur Wurzel. Um ihn her ist die Erde viele Schritte weit mit einem so dichten Gewebe von Wurzeln durchzogen, daß man oft nicht

einmal einen Stock zwischen sie hineinstoßen kann; wo sie in Hofräumen oder auf freien Plätzen vor den Häusern stehen, werden die Wurzeln deshalb auch stets in einer gewissen Entfernung vom Baum abgekappt. Sie bilden aber, zu einem festen Ganzen emporsteigend, oben immer wieder, wie ein festgeschnürtes riesiges Reisbündel, den Stamm, der auch nie so hoch wird, als bei andern Bäumen dieser Größe, sondern sich bald wieder und so innig verwandt in ungeheuer lange schlanke Zweige ausreckt, daß es fast den Anschein hat, als gingen diese Zweige, die man in ihren einzelnen Adern bis zum Boden hinunter verfolgen kann, gerade aus der Wurzel heraus, und hielten sich nur bis zu einer gewissen Höhe vom Boden fest vereinigt, um eine Art Stamm zu bilden.

Von den Zweigen senken sich wieder in langen, wie Taue abhängenden Schößlingen, schlanke Wurzeln gerade und senkrecht zur Erde nieder. Läßt man diese Wurzeln nun gewähren, so wachsen sie bald zu bedeutender Stärke heran, schlagen selber wieder Wurzeln und bilden so einen neuen Zweigstamm. Da aber, wo der Baum in Höfen oder an den Häusern angepflanzt oder unterhalten ist, würden diese niederbreitenden Wurzeln viel zu großen Raum fortnehmen, und man kappt sie etwa fünf oder sechs Fuß von der Erde ab, so daß sie jetzt nur ein höchst eigenthümlich aussehendes Behänge bilden, das mit seinem lebhaften Grau und feingeäderten Fasern auf reizende Weise gegen das dunkle Grün der Blätter absticht, die in langen elastischen Festons, jeder Blattzweig fast ein niederschaukelndes Guirlandenband bildend, weit von oben herabkommend die Erde berühren.

Wir fuhren durch die Hauptstraßen des Städtchens, besonders durch den Theil, wo der Bazar oder Markt gehalten wurde und die meisten Kaufläden waren. Jedes Plätzchen schien hier von den Händlern, meist Chinesen, benutzt, ihren kleinen unbedeutenden Kram auszubreiten. Mit untergeschlagenen Beinen saßen sie in ihren offenen Verschlägen und harrten der Käufer, oder suchten die an ihren Stand getretenen Landmädchen von der Vortrefflichkeit ihrer Waaren zu überzeugen. Der Bazar, mit seinen nach vorn offenen und im Innern kaum durch eine dünne Bambuswand oder eine aufgehangene Matte getrennten Theilen, schien ein Ganzes zu bilden, in dem nur eine gewisse Masse von Artikeln zum Verkauf

ausgestellt wäre. Und doch bestand alle sechs Fuß von einander entfernt in dieser kleinen Welt wieder eine kleinere, für sich vollkommen abgeschlossene, und die Leute, die hier friedlich neben einander saßen, von den Blättern einer und derselben Pflanze ihren Sirih kauten, waren vielleicht die grimmigsten Feinde, und hegten Haß und Groll gegen einander. Es ist wie bei uns, nur Sprache, Haut und Kleider sind anders.

Nicht in den Läden allein werden Waaren feilgeboten, sondern hausirende Händler gehen mit ihren verschiedenen Körben und Geschirren an den belebtesten Stellen auf und nieder, oder kauern am Wege hin, Käufer abzuwarten. Diese besonders haben Früchte, Gebäck, gekochten und gebackenen Reis, Matten, Korbwaaren, Fußdecken u. s. w. Die Käufer aber sind großentheils die in den umliegenden Campongs lebenden Eingebornen selber, die meistens Reis und andere Produkte hereinbringen, und dafür, was sie im Hausstand brauchen, wieder mit hinausnehmen. Die Frauen scheinen dabei eine sehr bedeutende Rolle zu spielen, denn ich habe ganze Schaaren von ihnen gesehen. Es sind meistens schöne blühende Gestalten, diese halbnackten Mädchen aus den stillen Palmoasen.

Am andern Morgen früh machte ich mich auf, die Theeplantage des Herrn Brumstede zu besuchen. Ein Freund war so gütig, mir einen seiner Diener mitzugeben, damit ich den Weg nicht verfehle. Vorher sollte ich einen nicht weit von meiner Richtung abliegenden kleinen Wasserfall besehen.

Dorthin ritten wir zuerst und erreichten bald einen kleinen Bergstrom, der sich jetzt, satt und ärgerlich, seine ganze Lebenszeit weiter nichts zu thun, als Reisfelder zu bewässern, in sein wildes steiniges Bett zurückgezogen hatte, und nun nach Herzenslust sprang und tanzte, über die in seinem Weg liegenden Felsblöcke setzte, an dem Ufer hinaufspritzte, und sich Steine herunterholte zum tobenden Spiel und zum Runddrechseln.

Wir stiegen die ziemlich steilen, aber üppig mit Gras bewachsenen Ufer, die Pferde am Zügel führend, hinunter; zahlreiche Horden von Kühen weideten hier, und faule Kärbauen — die Zugstiere der Javaner — lagen schläfrig an den Hängen und kauten alte, lang gegessene Geschichten wieder. Eine kleine Strecke folgten wir so dem Bach hinauf, und ich hörte schon das Brausen des Wasserfalles, konnte ihn aber, eines

vorspringenden Felsens wegen, noch nicht sehen. Jetzt bogen wir um die Ecke, und ich hatte ein liebliches romantisches Bild vor mir.

Der Fall selber hatte sich hier, seit Jahrhunderten vielleicht, einen kleinen Kessel gewühlt, in den er, wie um der heißen, drückenden Atmosphäre da oben zu entgehen, Hals über Kopf herunter sprang. Es war ein Strahl von vielleicht nur vier bis fünf Fuß im Durchmesser, und er fiel kaum höher als 20 bis 25 Fuß hinab. Wo er aber stürzte, waren die Wände selbst unterwühlt, und das kleine, vielleicht kaum mehr als 60 Schritt breite wie lange Bassin zitterte und bebte ordentlich, so toll und ungestüm kam ihm der wilde Bursche in die Arme gesprungen.

Aber wenn auch die Wände des Bassins steil und abschüssig hinaufgingen, waren sie deshalb nicht kahl und nackt, nein, die Natur hatte sie mit ihren verschwenderischsten Gaben ausgestattet, mit Schlingpflanzen und Blumen so geschmückt und förmlich tapeziert, daß von dieser eingebrochenen Erdwand, durch die der Bach sich erst seine Bahn gewühlt und deren Material er nachher mit nicht geringer Mühe und Ausdauer durch den schmalen Ausgang wieder hinausgespült und gefegt hatte, auch keine Hand breit Erde oder Steine zu sehen war, sondern alles nur eine einzige Masse grüner, schwankender, duftender Guirlanden und Draperien bildete, auf deren dunklen saftgrünen Blättern wie tausend und tausend Perlen der aufspritzende Thau des kleinen Bergstromes hing, oder in klaren blitzenden Tropfen niedersickerte, von einem Blatt zum andern, von einer Blüthe zur andern sprang, und zuletzt wieder in das alte Bett seines Ursprunges — das unausweichliche Schicksal alles Lebenden — zurückstürzte.

War die Luft oben schwül und drückend heiß, so wehte und herrschte hier unten eine erfrischende Kühle; dabei schauten aus dem lebendigen Grün neugierig die breiten saftigen Blätter des palmähnlichen Pisang hervor, und wehende Bambusmassen neigten und schaukelten ihre federartigen Wipfel über dem anmuthigen Platz.

Ich hätte hier „volle Stunden" liegen und dem rauschenden Quell lauschen, den wehenden Bambuswipfeln zuschauen mögen; die Sonne stieg aber immer höher, und ich wollte noch gern, ehe die Nachmittagsregen anfingen, die Theepflanzung besucht haben. Wir stiegen also wieder den

Hügelhang hinan, kreuzten etwas weiter unten den kleinen Strom, der sich wild gegen uns anwarf und uns erst gar nicht hinüber lassen wollte, so stolz und trotzig war er durch die letzten Regen und seinen Wasserreichthum geworden. Er konnte uns aber doch nicht daran hindern, sein Bett zu durchwaten, und wenn er meinem Thier — als ob ich nun gar nichts da zu suchen hätte — auch einmal für einen Augenblick die Füße wegriß, bekam es doch gleich wieder Grund, und wir erreichten, wenn auch etwas naß, glücklich das andere Ufer.

Es ging von jetzt an scharf bergauf, oben aber auf dem Bergrücken angekommen, wo wir eine reizende Aussicht hatten, begannen die Theegärten, und ich fing schon an, mich ganz und gar chinesisch zu fühlen.

Nicht weit entfernt mehr davon lagen, der Sonne etwas zu sehr ausgesetzt, aber doch mit freundlichen Gärten umgeben, die Wohn- und Trockengebäude von Tjioem Boelweit, Herrn Brumsted's Theeplantage, und wir galoppirten rasch darauf zu. Herr Brumstede empfing uns auf das Freundlichste und nach einigen eingenommenen Erfrischungen gingen wir hinaus, das Trocknen und Bereiten des Thees mit anzusehen. Natürlich war hier alles für mich von größtem Interesse.

Die Bereitung des javanischen Thees soll sich von der des chinesischen in manchen Einzelnheiten unterscheiden, im Allgemeinen aber doch jener ziemlich gleichkommen.

Wie wir auch in Deutschland schon seit längeren Jahren aus China wissen, kommt der schwarze wie der grüne Thee nur von Einer Pflanze, und es ist allein die Bereitung, die ihm durch möglichste Entziehung des eigentlichen Saftes die grüne Farbe gibt, oder die mehr natürliche, durch das Trocknen dunklere läßt.

Die Theestauden selbst werden kurz und niedrig gehalten — sie dürfen nicht zu viel Holz treiben — hier aber findet ein bedeutender Unterschied zwischen dem javanischen und chinesischen Thee statt. Das kalte Klima in vielen Gegenden China's gestattet nur eine Jahreszeit zum Pflücken, und die Sträuche brauchen die übrige Zeit Ruhe, wieder neuen Saft zu frischen Trieben vorzubereiten. Die heiße Sonne Java's — obgleich diese Plantagen alle auf hohem Lande, diese etwa 2500 Fuß über der Meeresfläche, angelegt sind — gestattet aber keine Ruhe, sie wirkt

und treibt ununterbrochen fort, und das Pflücken der jungen, frisch auskeimenden Blätter wird deshalb auch keinen einzigen Tag im ganzen Jahr — schlechtes Wetter natürlich abgerechnet — ausgesetzt. Die Arbeiter lesen ihre bestimmten und für sie eingetheilten Distrikte von oben nach unten ab, und wenn sie unten fertig sind, können sie getrost wieder oben anfangen.

Beim Pflücken knipsen die Arbeiter die jung herauskommenden Blattkeime mit den Nägeln so ab, daß sie immer die drei obersten Blättchen, die zwei noch zusammengeschlossenen mit dem Herzen des Zweiges und das nächste darunter, fortnehmen, die dann in Körben nach Hause getragen und entweder zum schwarzen oder grünen Thee bestimmt werden.

Die Blätter, aus denen man schwarzen Thee zu bereiten gedenkt, kommen gleich nach dem Pflücken auf flache, aus Bambus geflochtene luftige Körbe, in die Sonne, um dort vor allen Dingen erst zu welken. Sobald sie welk sind, werden sie in's Haus getragen und mit den Händen gerollt.

Im Trockengebäude stehen gewaltige Oefen, die in lang abgebaute Heerde auslaufen; auf diesen sind halb schräge Metallplatten, meist Stahl oder Eisen, angebracht, welche, je nachdem sie näher oder entfernter zum wirklichen Feuerplatz stehen, auch mehr oder weniger Hitze erhalten und mittheilen können. Nachdem die für den schwarzen Thee bestimmten Blätter einmal gerollt sind, kommen sie auf die am wenigsten heiße Platte zum Ausdünsten. Nach einer bestimmten Zeit werden sie wieder heruntergenommen und noch einmal gerollt — dann wieder auf heißere Platten gelegt, hernach werden sie noch einmal gerollt, und dann ist der Thee so weit seiner Vollendung nahe, daß er nur noch ausgebreitet und vollkommen getrocknet zu werden braucht, wonach er dann auf die Böden kommt und dort durch Mädchen und Kinder ausgesucht und sortirt wird.

Zu dieser Arbeit ist ein Haupterforderniß, daß Arbeiter leicht zu erhalten und billig seien, denn sie erfordert eine Masse Hände, was sich denken läßt, da jede Kleinigkeit, die nicht zum Blatt gehört, jedes kranke oder nicht richtig behandelte Blatt, herausgesucht und das gute nach seinem wirklichen Werthe, also jedes Blatt einzeln, sortirt werden muß. Die Weiber haben und erwerben darin eine sehr große Fertigkeit, und das

Ganze geht viel schneller, als man unter solchen Umständen eigentlich erwarten sollte.

Der beste schwarze Thee, die feinen wolligen Keimknospen, werden übrigens gar nicht „gerollt," sondern wenn sie in der Sonne erst gewelkt sind, nur in das Haus gebracht und auf mäßigem Feuer leicht getrocknet.

Anders ist dagegen schon insofern die Behandlung des grünen Thee's, daß dieser, gleich von vornherein, gar nicht in die Sonne zum Trocknen kommt, sondern augenblicklich in die zu seiner Bereitung bestimmten und hierzu besonders eingerichteten Häuser getragen wird. Zu diesem Ende wird er auf den Oefen zuerst gewalkt, hierauf wird eine Procedur mit ihm vorgenommen, die ihm den größten Theil seines scharfen Pflanzensaftes entzieht. In eigens dazu hergerichteten Behältern, woselbst Wasser Zutritt hat, wird er geknetet, daß der Saft förmlich abläuft. Dies Kneten geschieht mit den Händen, und er wird dabei so stark als möglich ausgepreßt.

Hiernach kommt er gleich zum Trocknen auf anders als zum schwarzen Thee gebaute Oefen oder Röhren, wird hier vollkommen gedörrt, und kommt nun, was erst die ihm später eigenthümliche grünliche Farbe giebt, in besondere Schwingen, in denen er eine bestimmte Zeit hin- und hergeworfen und so der Luft Zugang zu ihm verschafft wird. Früher geschah dies alles in einer Art Futterschwinge durch einzelne Menschen, und es läßt sich denken, wie viel Zeit dazu erfordert wurde, da man immer nur sehr wenig Thee in eine solche Schwinge thun konnte; jetzt aber hat Herr Brumstede eigene Maschinen dazu hergerichtet, eine Art großer Kaffeebrenner, wenigstens der Form nach, mit durchlöcherten Blechen, in denen große Quantitäten auf einmal verarbeitet werden können.

Sobald der jetzt grüne Thee aus den Schwingen kommt, wird er, auf etwa 120 Grad Wärme, noch einmal gründlich getrocknet, und kommt dann in die gewöhnlichen, zur Aufbewahrung bestimmten großen Kisten — die großartigsten Theebüchsen, die man sich denken kann und die einer „kleinen Familie" gewiß lange aushalten würden.

Natürlich hat Herr Brumstede zur vollständigen Bearbeitung und Verpackung vom ersten Beginn bis zur Vollendung nur Eingeborne, und es ist interessant, zu sehen, wie sich diese braunen Gestalten schon alle in

die Kunst und Handgriffe ihres Gewerkes hineingefunden haben. Einen sprechenden Beweis hierzu liefert das Verpackungsgebäude, wo auch die Bleiplatten selber gegossen und der Druck und die Malereien der zur Beklebung der Kisten bestimmten Papiere hergestellt werden. Nur das Papier selber bezieht man in Java noch aus China, weil es hier unmöglich so billig geliefert werden könnte.

Die Druckerei ist übrigens sehr einfach — die Platten dazu sind natürlich stereotyp, meistens sogar in Holz geschnitzt, und der Drucker überstreicht sie einfach mit der Farbe und preßt den Streifen Papier mit der Hand darüber hin. Die Malerei der Kisten geschieht schon auf künstlichere Art. Mit einer Art Schablone wird der erste Umriß angedeutet, dann malt aber der Künstler auch das Uebrige aus freier Hand nach, oft dabei zurücktretend und mit schiefgehaltenem Kopf die Wirkung seiner außergewöhnlichen, in keinem botanischen Werk vorkommenden Blumen in ihrem Effekt belauschend. Stiele und Blätter werden mit geschickter Hand hinzugefügt, und das „Gemälde" ist fertig.

Ehe der Thee in kleinen Kisten verpackt wird, nimmt man ihn noch einmal auf Oefen, um die letzte Feuchtigkeit daraus zu entfernen. Dann wird er in den für ihn bestimmten Behälter eingelöthet.

Der Himmel hatte sich indessen bewölkt. In der Regenzeit setzt es gewöhnlich Nachmittags um zwei oder drei Uhr zum Regnen ein, wo es bis sechs, acht oder neun Uhr Abends förmlich herunter gießt. Da ich mich doch nicht muthwillig einem solchen Platzregen preisgeben wollte, so nahm ich nach eingenommenem Frühstück von Herrn Brumstede Abschied, und galoppirte thalab in die Bandong-Ebene hinunter. Wir hatten kaum die Plantage verlassen, als sie sich auch schon in dichte Regenwolken hüllte; auch bei uns fing es an zu tröpfeln, und wir ließen die Pferde wacker ausgreifen. Näher und näher kam der Regen, und als wir endlich glücklich in Bandong anlangten, so ergoß sich eine wahre Sündfluth.

IX.

Die Verbrennung der Leiche des Dewa Argo,
Oberpriesters und Rajahs von Klongkong auf der Sundainsel Bali.

Am Sonnabend, dem 17. August 1850, brachen wir Morgens um 7 Uhr von Balikota auf; wir waren unserer drei Mann, der Kapitän, ich und ein malayischer Führer. Unser heutiges Ziel war Guanier, wo wir einen englischen Doktor antreffen sollten. Die erste Zeit ging unsere Reise durch den ganz ebenen südlichen Theil der Insel, wo Reisfelder mit Kokuswäldern und malayischen Dörfern abwechselten; unser erstes Absteigequartier war Ceong, wo wir bei einem alten Holländer einen Augenblick abstiegen. Von hier aus ritten wir weiter nach Bebe, wo wir wieder an die See kamen, und dann nach Katewall, wo ein Däne residirte; wir leerten einige Kokusnüsse, erhielten einen andern Führer und ritten dann gleich längs dem Strande hin. Hier fing die Gegend schon an hügelig zu werden, und einzelne Vorposten des Gebirges zeigten sich unsern Blicken. Bald bogen wir wieder nach dem Innern ein, ritten dann im Hochlande weiter und erreichten gegen 12 Uhr Guanier, nachdem wir über 30 englische Meilen in fünf Stunden gemacht hatten, und zwar nicht etwa auf geebneten Wegen, sondern über Berg und Thal, durch Dick und Dünn, bald bis über die Steigbügel im Wasser durch die Flüsse, bald im fußtiefen Sande. Glücklicher Weise trafen wir den englischen Doktor noch hier, der eben aufbrechen wollte; wir waren aber zu ermüdet, um heute noch weiter reisen zu können, und bewogen ihn, seinen Reiseplan zu ändern und mit uns erst Sonntag Morgens nach Klongkong zu gehen. Den Nachmittag brachten wir mit Herumgehen in der Stadt und in Unterhaltungen mit unserem chinesischen Wirthe zu, besuchten auch sonst noch einige Chinesen, und erhielten am Abend gar selbst Besuch in der Person des Geheimsekretärs und ersten Ministers des Rajah von Guanier, einem noch jungen, aber lebhaften und in geistiger Beziehung nicht unbedeutenden Balinesen; der gute Mann hatte wohl, wie auch die übrigen

seiner Landsleute, die uns anstaunten wie Wunderthiere, noch keine drei Weißen zusammen gesehen und kam wohl theils aus Neugierde, theils aus wirklicher Wißbegierde. Die Art, wie er sich bei uns einführte, sein ganzes Betragen war recht malayisch, er theilte alle die Unarten seiner Landsleute. Nachdem er sich unsern Namen gemerkt hatte, ließ er sich mit uns in ein Gespräch ein, um hauptsächlich zu erfahren, wie es in dem Lande der Weißen aussähe. Er war wirklich interessant, wie er unsere Erzählungen von Europa aufnahm und über seine malayischen Einrichtungen sprach und wie er überhaupt sich benahm, nach Allem sich erkundigte und Alles wissen wollte. Wir schieden als die besten Freunde.

Die Nacht schliefen wir auf einem sogenannten Balle-Balle, d. h. auf einem mit Bambusgeflechte bedeckten Tisch, natürlich ohne Decken, und brachen am andern Morgen nach Klonkong auf. Unsere Karawane war jetzt fünf Mann stark, der Kapitän, der englische Doktor, ich, unser chinesischer Wirth und der malayische Knabe des Doktors; der Ritt, den wir jetzt machten, war wirklich herrlich. Wir befanden uns nun recht eigentlich im Hochlande, und jetzt erst that sich Ostindien meinen Blicken auf; eine Schilderung dieser einzigen wahrhaft paradiesischen Gegend kann ich aber nicht geben, wir hatten Eile, denn, so weit wir benachrichtigt wurden, sollte die Feierlichkeit schon gegen 10 Uhr stattfinden. Und so blieben uns nur wenige Stunden, da wir etwas spät aufgebrochen waren. Auf dem Wege ritten wir dem Rajah von Guanier vorbei, der sich mit einem Gefolge von 2—300 mit Feuergewehren bewaffneten und in die verschiedensten Uniformen gesteckten Soldaten ebenfalls nach Klongkong begab. Zwischen 9 und 10 Uhr erreichten wir diese Stadt; das Gedränge in den Straßen nöthigte uns abzusteigen, und wir durchwanderten, unsere Pferde am Zügel, die Stadt von einem Ende zum andern, fortwährend angegafft, und von Hunderten von Balinesen, die noch keine Weißen gesehen hatten, gefolgt, bis wir zur Wohnung eines Chinesen, Freundes unsers Begleiters, kamen, wo wir einkehrten. Hier fanden wir schon eine Menge Chinesen versammelt, die sich fast alle in europäisch-ostindische Tracht geworfen hatten und sich komisch genug darin ausnahmen; wir nahmen nur ein kurzes Frühstück ein, und gingen dann, um die Stadt und die Vorrichtungen zum Feste zu besehen. Ein chinesischer Kaufmann

aus Surabaya, der durch den Umgang mit Weißen mehr abgeschliffen und uns angenehmer war als die andern seiner Landsleute, machte den Führer. Wir sahen zuerst den Marktplatz, wo sich die tragbaren Thürme, die Brücken und das andere Geräthe befanden, und gingen dann auf die weite Hochebene oberhalb der Stadt, wo die Verbrennung und die anderen Feierlichkeiten stattfinden sollten. Obgleich noch lange nicht die Zeit des Beginnens da war, so wogte doch schon eine unabsehbare Menschenmasse auf dem Platze, der mit leichten, offenen, extemporirten Bambushäuschen umgeben war, unter denen die Rajahs der Insel mit ihren Weibern ruhten. Am nächsten der Stadt zu stand ein viereckiger, sehr kostbar ausgeschmückter Tempel, zu dem ungefähr 20 Stufen führten, in der Mitte desselben ein eherner mit Gold und Seide bedeckter Stier, der inwendig hohl und so eingerichtet war, daß der Rücken und Kopf wie ein Deckel abgenommen werden konnte; dieser Stier bildete den Sarg des Dewa Argo, in welchem der Körper desselben eigentlich weniger verbrannt als aufgeräuchert wurde, denn man konnte bei der ganzen Prozedur keine Flamme, sondern nur einen leichten bläulichen Dampf aufsteigen sehen. Wir zogen, da wir die einzigen Weißen hier waren, die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns und bald hatte uns die Gattin irgend eines Rajah aufgeschnappt. Wir mußten an ihr Zelt kommen und da wir nicht stehend mit ihr sprechen durften, uns in knieender oder vielmehr hinkender Stellung vor ihr niederlassen; sie erkundigte sich nach unsern Namen, Stande u. dgl. Sie war überaus gnädig, traktirte uns mit Zuckerrohr, Apfelsinen, Bananen, kaltem Thee u. s. w., was uns allen recht gut schmeckte, da eine Stunde in ostindischer Sonnenhitze auf freiem Felde etwaigen Ekel und Widerwillen leicht überwinden hilft. Kaum war hier die Audienz beendigt, als schon wieder uns eine andere Dame ergattert hatte, bei der wir ungefähr auf dieselbe Weise befragt und traktirt wurden. Und wer weiß, wie vieler balinesischer Fürstinnen Neugierde wir noch zu bekämpfen gehabt hätten, hätten wir, der Kapitän und ich, uns nicht entfernt und unsern Standpunkt vor den Todesgerüsten der Weiber genommen. Hier warteten wir noch einige Stunden, bis die Opferungen, die dem Leichnam des Dewa Argo gebracht wurden, so wie die andern Prozessionen und Feierlichkeiten zu Ende waren. Die übrigen Rajahs der Insel, die verschiedenen

Ober- und Unterpriester, so wie die ganze Menschenmasse waren nach und nach herangekommen, indem das Volk die großen, tragbaren Thürme, in denen sich die Weiber des Dewa Argo befanden, mit sich schleppten; dieselben blieben während der ganzen Zeit des Opferns in ihren Gerüsten, wo sie, auf den zum Feuer hinführenden Brücken stehend, mit der größten Ruhe sich ihre Haare zurecht machen, den Körper einsalbten und allerlei Anordnungen in Betreff der besseren Schürung des Feuers gaben. Endlich wurde der Leichnam des Rajah angezündet, und mit dem ersten aufsteigenden Rauche wurden auch die verhängnißvollen Planken hinausgeschoben. Eine von den Weibern nach der andern ging dann auf das äußere Ende der Planke hinaus, verrichtete noch ein kurzes Gebet und sprang dann ohne Besinnen in die Flammen, während eine ihnen auf den Kopf gesetzte Taube, sobald sie in die Gluth kam, davon flog, und nach der religiösen Ansicht der Malayen ihre Seele gen Himmel trug. Kein Schrei ließ sich hören, und in höchstens 5 Minuten waren sieben menschliche Wesen, die wir noch eben wohl und munter gesehen, deren Stimme wir gehört hatten, in Asche verwandelt. Von den vollen runden Gliedern, die sich eben noch in die seltsamsten Bewegungen ihrer religiösen Tänze geschmiegt hatten, von den langen, schwarzen, üppigen Haaren war nichts mehr übrig. Die ganze Geschichte ging so schnell vor sich, und der augenblickliche Eindruck wirkte so stark auf mich, daß ich mich in einer Art Betäubung befand, aus welcher mich erst der entsetzliche Geruch erweckte, der zu uns herüber drang; wir hatten nun genug gesehen. Die nachfolgenden Ceremonien hatten nach einem solchen Anblicke ihr Interesse verloren. Wir ließen den Leichnam des Rajah räuchern, wie er wollte, und machten uns auf den Heimweg nach der Stadt. Ganz ungeschoren kamen wir übrigens doch nicht weg, denn einige ostindische Fürstinnen wünschten uns noch näher in Augenschein zu nehmen. Unser Doktor gab sich auch gefangen, während wir Andere so schnell als möglich machten, daß wir fortkamen und die Wohnung unseres Wirthes erreichten; dieser war gerade dabei, sich mit einigen Freunden zum Essen zu setzen. So wie er uns jedoch ankommen sah, überließ er uns sein Mahl, und ohne auf unsere Gegenvorstellung zu achten, wartete er, bis ein neues bereitet war. Bald fand sich auch unser Doktor ein, welcher einer Fürstin eine Flasche Madeira von unserem

mitgenommenen Proviant hatte versprechen müssen, die wir nicht ohne ein gewisses inneres Mißbehagen aus unserer Mitte verschwinden sahen. Wir hielten uns übrigens kaum eine Stunde in dem Hause auf, da es bereits spät war, und ein Ritt in finsterer Nacht durch ein solches Terrain, wo man oft auf nur wenige Fuß breiten Pfaden hintritt, zu beiden Seiten Abgründe von mehreren hundert Fuß Tiefe über die leichten Bambusbrücken ohne das geringste Geländer, die löcherichten Hohlwege u. dgl. andere halsbrechende Affairen, von denen der Weg voll war, hatten gerade nichts Verlockendes. So empfahlen wir uns bald, hatten aber kaum die Stadt verlassen, als auch die Dunkelheit uns überfiel, und wir mußten dem gesunden Instinkte unserer Pferde das überlassen, was wir mit unseren Augen nicht sehen konnten, nämlich den besten Weg zu finden. Spät Abends langten wir glücklich wieder in Guanier an, brachten die Nacht hier zu und erreichten des andern Tages, Mittags 1 Uhr, Balikota.

X.

Die Hahnenkämpfe in Manila.

Die Tagalen (Eingebornen von Manila) sind ein genügsames, mäßiges, friedliches Volk; Zufriedenheit und mittelmäßiger Wohlstand sind unter ihnen verbreitet, und anstatt des Trotzes und der unüberwindlichen Trägheit der Malaien, haben sie sich, durch jahrhundertlanges Zusammenleben mit den Spaniern, den diesen angeborenen Anstand und die, selbst unter der glühenden tropischen Sonne sich nicht verleugnende, süd-europäische Lebendigkeit anzueignen gewußt. Besonders des Abends sieht man das Volksleben sich in seinem ganzen romantischen Duft entwickeln. Die hübsch erleuchteten Läden in „la Escolta“ bilden gleichsam eine große Börse, wo die Menschenmasse mehrere Stunden lang unaufhörlich hin- und herwogt. In den weniger besuchten Straßen ertönt die Barcarole

wehmüthig über den stillen Wassern des Kanals, die sanften Accorde der Zither verhallen in der bescheidenen Hütte, und durch ihr kleines Fenster sieht man den Tagalen sich mit voller Lebenslust den Freuden des Tanzes ergeben, das junge Mädchen in kindlicher Furcht vor dem Bilde des Heiligen betend niederknieen, oder die Mutter, mit dem feinen „Sinamaya-Gewebe" beschäftigt, über den Schlaf ihres Kindes wachen.

Nur eine Leidenschaft beseelt dieses Volk, das ist das Spiel. Es ist vor allem der Hahnenkampf, den es leidenschaftlich liebt. Ein Tagal hat seinen Hahn mehr lieb als sein Weib und seine Kinder. Es war nichts Ungewöhnliches, Männer auf der Straße oder im Gespräch auf den öffentlichen Plätzen, Brücken oder Quais zu sehen, die ihren Hahn unterm Arm hielten, den sie streichelten, vorzeigten, anpriesen oder mit dem der Gegner verglichen. Sie wetten große Summen auf die Tapferkeit und Kampftüchtigkeit ihres Hahns. Wenn der Kampf vor sich geht, sieht man sie denselben mit ihren Körperbewegungen und weitaufgerissenen Augen begleiten: ihre Wangen sind aufgeblasen, ihre Adern an der Stirn hoch aufgelaufen, Alles deutet den höchsten Grad der Leidenschaft an. Es gibt gewisse Hahnenkampfplätze in Manila, die an bestimmten Tagen und zu bestimmten Zeiten geöffnet werden, und zu denen der Zutritt mit einer reglementirten, ziemlich hohen Abgabe für jeden Hahn, und einer sehr unbedeutenden für die Zuschauer bezahlt wird. Die Regierung hat sich hierdurch eine gar nicht geringe Einnahme verschafft, aber es muß stets Polizei zur Stelle sein, um über Ruhe und Ordnung zu wachen, die unfehlbar durch gewaltsame Auftritte unter den Spielern gestört werden würden.

Es war an einem Sonntag während unsers Aufenthalts in Manila, als rund umher in der Stadt, von Morgens acht bis Nachmittags fünf Uhr, Hahnenkämpfe stattfanden. Ich hatte noch keinen solchen im Großen gesehen, und versäumte es daher nicht, mich auf einen der bekanntesten Kampfplätze zu begeben, um Zeuge dieses eigenthümlichen Schauspiels zu sein. Einige leichte Dächer von Palmblättern, getragen von Bambusstäben, waren, um gegen die Sonne zu schützen, über den Platz aufgeschlagen, der dadurch in verschiedene Höfe eingetheilt wurde, aber sonst, mit Ausnahme eines elenden Staketenzauns, nach allen Seiten hin offen lag.

Schon in dem ersten Hofe ward ich von einem lauten Krähen der kampflustigen Hähne empfangen, die hier in großer Menge angebunden standen, um zu warten, bis die Reihe an sie komme, während sie schon ein Vorgefühl davon zu haben schienen, was ihnen und ihren Kameraden da drinnen bevorstehe. Die Arena selbst war ein mit einer Stakete umgebener viereckiger Platz; auf zwei Seiten desselben erhoben sich amphitheatralisch die mit Zuschauern — beinahe nur Männern — dicht gefüllten Bänke; auf den beiden andern stand das Publikum zu ebener Erde, und da der Kampfplatz 4 — 5 Fuß über derselben erhöht war, gelang es ihnen kaum, mit den Köpfen die Staketen zu erreichen, um durch dessen Sprossen durchzusehen. In diesem Parterre sah man auch mehrere, zahlreich besuchte Hazardtische. In der Mitte der Arena stand ein großer dicker Tagale, in dessen halb ernstem, halb schelmischem Gesicht ein Gemisch von Wichtigkeit und Gutmüthigkeit lag. Mit einem langen, dünnen Stab in der Hand, schritt er im Platz hin und her, ordnete die Wetten, bestimmte, wenn der Kampf beginnen sollte, und gab dann das Urtheil unter den Parteien ab, denn dieser Mann war nichts geringeres, als der Kampfrichter, der Richter, von dem an dieser Stelle nicht an irgend eine höhere Instanz appellirt werden konnte. Als die einzigen Europäer ward uns von ihm die Ehre gewährt, in die Arena eingelassen zu werden, wo sonst Zuschauer keinen Eintritt haben.

Ein neues Kämpferpaar ist erschienen; ein halbes Dutzend Tagalen steht, Jeder mit seinem Hahn unter dem Arm, im Hintergrunde. Der Richter geht nun in der umherstehenden Masse herum, und fordert zur Theilnahme an den öffentlichen Wetten auf. Zugleich sieht man die Herren der Hähne erst dieselben liebkosen, dann sie aufhetzen; doch halten sie noch Anfangs die Thiere mit beiden Händen fest, und lassen sie bloß mit den Köpfen zusammenstoßen. Dann setzen sie sie auf die Erde, halten sie nur noch kaum an den äußersten Schwanzfedern fest, und lassen sie wiederholt gegen einander anfahren, während sie sie doch noch immer zur rechten Zeit zurückhalten. Inzwischen ist die zu der öffentlichen Wette nöthige Summe zusammengebracht. Der Richter gibt das Zeichen anzufangen, und nun wird das Futteral von dem Sporn oder dem Messer mit concaver Klinge abgenommen, das an dem linken Bein des Hahnes befestigt ist. In dem

Augenblick, wo der Sporn entblößt ist, steigt die Spannung bei den Zuschauern auf das Höchste; ein wüster Lärm erhebt sich unter ihnen, es werden eine Menge Privatwetten eingegangen, bis zu dem nächsten, entscheidenden Augenblick, wo die Hähne losgelassen werden — und die Versammlung wird todtenstill, um das Schauspiel mit den Augen gleichsam zu verschlucken.

Ich sah acht bis neun Kämpfe mit ziemlich verschiedenem Ausfall. Erst sprangen die Hähne sich vier bis fünfmal einander über die Köpfe, dann hielten sie inne, und einen Augenblick hernach begann der eine allmälig zu retiriren, während der andere auf ihn einzurücken fortfuhr; der Kampfrichter trat dazwischen, und erklärte den ersten für überwunden. Beim zweiten Kampf standen die Thiere lange mit vorwärts gestrecktem Körper und Hals, und glotzten einander an; dann sprangen sie ein paar Mal an, setzten sich wieder in dieselbe Positur, und plötzlich lief der eine Hahn so schnell er konnte, während ein Tagale, der vermuthlich auf ihn parirt hatte, durch das Gitter mit einem langen Knittel nach ihm ausholte, um an seiner Feigheit Rache zu nehmen. Keiner der folgenden Kämpfe war ohne Blutvergießen, meistens fiel einer der Kämpfenden todt auf dem Platze nieder; das einemal wurden nach einem heftigen Gefecht beide Theile tödtlich verwundet vom Wahlplatz weggetragen. Ich wettete ein Unbedeutendes, sowohl bei diesem als bei einem der nächsten Gefechte, und obgleich ich beide Male auf den Verkehrten gehalten, so hatte ich doch die Befriedigung, daß mein Hahn seine Sache nicht aufgab, bis er für dieselbe ehrenvoll fiel.

Australien.

I.

Ein Haifischfang in Sidney.

Gibt es eine Wollust, die größer ist, als jede andere in einem heißen Klima, eine Bewegung, die gesünder ist als jede andere, so ist es das Baden. Bis spät im Jahre 1849 konnte man sich diesem Genusse in Sidney auf's Vollkommenste überlassen. Es gibt ein Badehaus am Gouvernements-Gebäude, einen gewaltigen Schiffsrumpf, der mit Tauen befestigt und zum öffentlichen Badehause in der Wulumulu-Bai eingerichtet ist, und jede Villa am Hafen besitzt eine ähnliche bequeme Einrichtung. Eine schattige Stelle, der Feigenbaum genannt, ist der Lieblings-Badeplatz des Volks. Obwohl große Haifische mehr als einmal den Hafen weiter hinauf gefangen worden waren, so hatte man doch von keinem Unglücksfalle bisher gehört, und die Badenden schwammen in den kleinen Buchten furchtlos und ungestraft umher. In diesem Jahre aber, ich glaube, es war im November, war ein todter Wallfisch durch irgend einen Zufall in den Port Jackson geschwommen, und von einigen spekulirenden Fischern aufgefangen und

ausgenommen worden. Ein Trupp Haifische muß der todten Hülle gefolgt sein und blieb dann, nachdem sie den Leichnam verzehrt, an den Küsten bei Sidney auf Fourage zurück. Eines Tages wurde ein großer Neufundländer, der zur Belustigung seines Herrn umherschwamm, von einem Haifisch gepackt, und erreichte das Ufer nur, um todt hinzufallen. Die Zeitungen warnten die Badenden, aber Niemand kehrte sich daran, bis Anfangs Dezember ein armer Mann, der in der Nähe des Feigenbaumes schwamm, von einem gewaltigen Haifisch angegriffen wurde, und zwar so nahe der Badestelle, daß ein Anderer zu wiederholten Malen den Fisch mit einem Bootshaken schlug und ihn dadurch nöthigte, sein Opfer loszulassen. Der unglückliche Mann war so entsetzlich zerrissen, daß er sich wenige Minuten später verblutete. Nur ein Paar Tage nachher sah ich einen dummdreisten Kerl, mit einem Strohhut auf dem Kopfe und einer Cigarre im Munde, an der nämlichen Stelle umherschwimmen. Bald nachdem der Mann in der Wulumulu-Bai getödtet worden, berichteten einige Fischer, daß ein Theil des todten Wallfisches mit der Fluth in die Botany-Bai geführt worden, und ein Detaschement Haifische dorthin gefolgt wäre. Nun wurde, da das Verlangen nach Rache noch lebendig war, eine Expedition gegen diese Tiger der Tiefe organisirt, und ich nahm eine Einladung dazu an.

Nachdem man sich mit den Booten bei etwa dreißig Fuß Tiefe vor Anker gelegt hatte, war die erste Operation, die man vornahm, gebrannten Fisch als Köder auszuwerfen. Darauf wurden Leinen so weit als möglich vom Schiffe ab ausgeworfen, und die Angelhaken erst mit Stücken von Seestern, und später, als einige Haifische gefangen worden waren, mit gewaltigen Stücken von Haifischfleisch geködert. Das letztere schien ihnen besonders lockend. Der ungeheure Haken, woran es befestigt war, dazu noch 3 bis 6 Fuß Kette, wurde, statt etwa den Appetit zu dämpfen, als eine nichtssagende Kleinigkeit mit verschluckt. Wenn ein Jäger einen Ruck an seiner Leine fühlt, und aus dessen Stärke schließt, daß er einen Haifisch zu seinem Kunden hat, so werden wo möglich alle anderen Leinen auf dem Schiffe angezogen, damit keine Verwickelung entstehe. Ist der Fisch stark, schwer und in Thätigkeit, so kostet es nicht geringe Mühe, die Takelage vor dem Zerbrechen und die Beute vor dem Entwischen zu bewahren. Wer den Fisch geangelt hat, hält fest — wie der grause Tod an seinem Opfer

— und beobachtet man sein Gesicht, so bemerkt man die gewaltigen Spuren von innerer und äußerer Erregtheit. Seine Zähne sind geschlossen, das Gesicht stark geröthet, Schweiß bedeckt seine Stirn und ein Laut wie ein Fluch schlüpft ihm über die Lippen, wenn das auf's Aeußerste gespannte Seil in seine purpurrothen Finger schneidet. Er ruft Hülfe, und die Füße gegen den Ruderblock oder Dahlbord gestemmt, verkürzt er allmälig seinen Griff. Unterdeß helfen die Andern, Wurfspieß und Harpune ergreifend, die zu straff gespannte Leine unterstützen, indem das Ungeheuer, hierhin und dorthin in blitzschnellen silberstrahlenden Wendungen unter der durchsichtigen Woge springend, immer näher an die Oberfläche gezogen wird. „Meiner Treu, ist das ein Ungeheuer!" ruft der erregte junge Bootsmann. — „Er ist fort!" schreit ein Anderer, wenn der Hai verzweifelt unter das Boot taucht, und die Leine dem Haltenden durch die Hände gezogen, plötzlich wieder schlaff geworden ist. — „Alles in Ordnung, hab' keine Furcht — mach's Tau ein Bischen fest, und sieh' her," bemerkt der alte Fischer. — Und wahrhaftig, da war der gewaltige Fisch deutlich zu sehen, etwa zehn Fuß unter dem Kiel, und von Kopf bis Schwanz ungefähr so lang wie das Boot selbst. — „Nun, Herr, bringt ihn in die Höhe." — Im Augenblick war die Leine straff, der Hai schoß aufwärts, den breiten Rachen über der Oberfläche dicht am Boote zeigend. Nun folgt eine sehr lebendige und geschäftvolle Scene. Indem der Fisch hinter einander eine Menge Burzelbäume und Wendungen macht, verwickelt und verwirrt sich die Leine hundertfach, und gelänge es ihm einmal, sie oberhalb der Kettenglieder quer in seinen Rachen zu fassen — dann — Adieu Fisch und Takelage! Aber mitten in einem Douchébad, das von dem breiten Schwanz des Hai aufgepeitscht wird, sind Lanze und Harpune in eifriger Arbeit. Er wird durch und durch gespießt, — während er mit riesenhafter Anstrengung Wellen blutigen Wassers über den Bord des kleinen Bootes wirft. Die Harpunen werden durch seine dicke Haut oder in seinem Rachen festgemacht, denn er hat keine Kiemen, woran man ihn fassen könnte. Nun regnet's Schläge mit Beil und Ruder auf sein dem Tode verfallenes Haupt, und hält man ihn nicht für zu groß und schwer, so wird er mitten in das Boot gezerrt, wo er bald, während er immer noch links und rechts mit seinem Schwanze den Boden schlägt, den Todesstoß empfängt. Ein empfindlicher Schlag, wenige

Zoll über dem Rachen des Hai's, wird ihm rascher verderblich, als der tiefste Stich.

Der Mensch hat einen angeborenen Abscheu vor einem Hai, wie er ihn vor einer Schlange hat; und wer tropische Klimate besucht, wer die unabweisliche Nothwendigkeit des Badens gefühlt, wer sich beim Untertauchen täglich durch die fatalen Gedanken an die Nähe eines dieser Seeräuber belästigt gefühlt hat, und gelegentlich durch die Kunde von Unglücksfällen, die man ihrer Gefräßigkeit zu verdanken hat, tief bewegt worden ist, der empfindet diesen Widerwillen mit doppelter Stärke. Es ist daher eine Art ergötzlicher Raserei, eine wilde Erregtheit, von welcher der Haifischfänger befallen wird, und die Gewissensbisse werden durch die Ueberzeugung zurückgedrängt, daß es eine Handlung der Gerechtigkeit, der Vergeltung, der Pflicht sei, welche er vollzieht, keineswegs der gewöhnlichen Barbarei.

Haifischfang ist fast das beste Vergnügen der Art, das man in Neu-Süd-Wales haben kann, und bringt einen heilsamen Reiz in das erstarrende Leben in Sidney. Der weichherzige Leser wird übrigens gern vernehmen, daß der Hai nach dem Tode nicht ganz nutzlos ist. Die Fischer von Gewerbe ziehen eine beträchtliche Menge trefflichen Oels aus der Leber, und die Zungen, abgeschnitten, geräuchert und verpackt, sind ein guter Handelsartikel für China, dessen Bewohner, aus Gründen, die sie selbst am besten wissen mögen, an dieser gallertartigen Speise einen besonderen Genuß finden!

II.

Die Holzsäger in den Urwäldern Australiens.

Diese Holzsäger und ihre Gehülfen sind ein merkwürdiger wilder Schlag Menschen; ein großer Theil derselben besteht aus Verbrechern, die voll Verzweiflung sich von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen haben; einige sind entlaufene Deportirte, die meisten jedoch Deportirte, deren

Strafzeit abgelaufen ist. Zwei oder drei Paar von ihnen gehen unter Aufsicht von ein oder zwei Mann zum Fällen der Bäume, die Holzaxt und Säge auf der Schulter, in den einsamen Urwald. Auf einer Schleife oder einem Rollwagen nehmen sie ihre Nahrungsmittel mit sich. An Ort und Stelle angekommen, bauen sie aus ein Paar Brettern eine kleine „Gunya" oder Hütte, und beginnen ihre Arbeit. Sie arbeiten sehr eifrig, in den heißen Sommertagen halbnackt. Ihre Kost ist nur einfach gesalzenes Fleisch, Brod, Thee und Zucker, aber hiervon haben sie Ueberfluß und gehen deshalb auch durchaus nicht ökonomisch damit um. Wegen ihrer wandernden Lebensweise können sie keine vegetabilische Nahrung bei sich führen, sie gebrauchen deshalb nur sehr feines Mehl. — Die Bäume werden von ihnen abgesägt, zu großen Blöcken geschnitten und in Gruben geschleppt, welche sie, wenn sie alle Bäume in einem kleinen Umkreis gefällt und gesägt haben, zu graben pflegen. — Wenn sie so zwei bis drei Monate gearbeitet haben, gehen sie den Fluß entlang zur Kolonie, um ihren Lohn zu holen, oder wie sie es nennen, „um sich ihre Abrechnung zu fordern." Obgleich nun ein bis zweihundert pro Cent ihnen für die von dem Arbeitsgeber gelieferten Rationen und Kleidung abgezogen werden, so haben sie dennoch eine beträchtliche Summe zu empfangen. Kaum haben sie das Geld, so geht es fort nach dem nächsten, vielleicht 40 Meilen entfernten Wirthhause, wo sie bleiben, bis der letzte Heller der erhaltenen 30 bis 40 Pfund Sterling durchgebracht ist, worauf sie wieder in den Wald gehen, um ihre alte Arbeit in gewohnter Weise zu betreiben.

Sie sind gewiß die leichtsinnigste Menschenklasse der Welt, sie lassen sogar an Liederlichkeit, Elend und Eigenthümlichkeit des Charakters noch die Holzfäller von Campeche und die Wegelagerer vom Ohio und Missisippi hinter sich zurück. — Wenn man seinen Weg durch den Urwald nimmt und in diese ungeheure Menge von Cedern eindringt, stößt man oft auf eine elende Hütte, welche, unberührt von den Sonnenstrahlen und durch Muskitos und Gewürm belebt, von einem einsamen Holzsäger, seinem häßlichen Weibe oder seiner Wirthschafterin, meistens einer entlassenen Deportirten, bewohnt wird. Wenn Kinder vorhanden, was meistens der Fall, so befinden sich diese in der äußersten Unreinlichkeit und in furchtbarem Schmutz; ihre bleichen und abgezehrten Gestalten zeigen, daß Fieber

und Pest, die Dämonen dieser Wälder, schon ihr Werk begonnen haben. Bringt man Rum in diese Wohnungen der Arbeit und des Lasters, so folgt eine Scene des Wahnsinns und der Bestialität. Es ist wohl bekannt, daß Leute oft bei solchen Gelegenheiten gemordet worden sind, es wurde mir sogar versichert, daß sich an einsamen Plätzen ein Paar Holzsäger verbündet hatten, andere zu tödten, um die Früchte der Arbeit derselben zu genießen. — Als ein Beispiel ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit in Geldsachen wurde ferner erzählt, daß einer von ihnen aus Prahlsucht oder Uebermuth eine Pfundnote als Pfropfen beim Laden seines Gewehrs benutzte, eine That, gegen welche die Bank gewiß nichts einzuwenden hatte. Diese Extravaganzen werden durch verschiedene Ursachen herbeigeführt. Größtentheils gehören diese Leute schon zu einer verdorbenen Menschenklasse, außerdem trägt ihre Einsamkeit und Absperrung, welche sie hindert, guten Rath zu hören, oder nachahmungswerthe Beispiele zu sehen, so wie der verhältnißmäßig hohe Arbeitslohn, der ihnen überdies in großen Summen auf einmal ausgezahlt wird, viel dazu bei.

III.

Eine Reise im Innern von Australien.

In Australien fängt die Wüstenei an, sobald man die Städte verläßt. Dieses Land bringt einen vollen Contrast der Civilisation und der Barbarei, der Bewegung und der Unbeweglichkeit, des Lärmens und der Stille hervor. In diesen Steppen zieht der nackte und ausgehungerte Wilde herum, und sein Nachbar ist gewöhnlich ein Pächter; denn um die Wahrheit zu reden, wohnt der eigentliche Kolonist selten, wohl aber sein Pächter in der Mitte der Steppen. — Dieses sehr wenig bewohnte Land suchten viele Reisende zu erforschen. Es ist dies aber keine offene Gegend; sondern ein Land, das von einer unübersteigbaren Kette von Gebirgen durchschnitten ist, und wenige Pässe hat. Von da aus erhebt sich ein ungeheures Plateau, aus

dessen Mitte einzelne hohe Berge emporsteigen, deren Scheitel bis in die Schneeregion reichen. Die Flüsse Australiens sind weder breit noch schnell fließend, es sind Kanäle, in denen das Wasser träge sich fortwälzt. Nur während der Regenzeit stürzt das Wasser mit Donnergeräusch von den Gebirgen herab; aber im Sommer bei der anhaltenden unausstehlichen Hitze und Dürre trocknen sie aus. Uebrigens begünstigt der Boden selbst das Aussaugen des Wassers. Die Thermometer zeigen oft 50 Grad Hitze; andererseits verstreichen oft in ebenen Gegenden Jahre, ohne daß sich ein Wölkchen am Himmel zeigt, oder daß ein Tropfen Regen den ausgedorrten Boden erquickt. Die Menschen und Thiere würden vor Durst umkommen, wenn die Natur nicht Tausende von Höhlen und Vertiefungen gebildet hätte, in denen sich das Wasser sammelt. Allemal, wenn ein Gewitter, ein Schneefall oder ein reichlicher Regen auf den Gebirgen den Quellen hinreichende Nahrung gibt, so werden die Flüsse alsogleich überfüllt, überschwemmen die Umgegend und füllen die Höhlen mit Wasser, in denen dasselbe zurückbleibt. Um diese Wasserbehälter wachsen Bäume, als ein untrügliches Zeichen für den durstigen Reisenden. Diese Behälter dienen zur Tränke aller Geschöpfe. Das Wasser bildet darin eine braune Flüssigkeit, die, wie der neueste Erforscher Mitchell behauptet, gesünder sein soll, als das klarste Wasser. Sie soll den Körper besser erfrischen und mehr den Durst löschen. Wenigstens ist es erwiesen, daß man beim höchsten Durst davon trinken darf, so viel man will, ohne sich den Tod zuzuziehen, wie es in Afrika der Fall wäre.

Die Wälder Australiens sind von jenen in Afrika und Amerika ganz verschieden. Während in diesen Ländern die Bäume dicht mit Schlingpflanzen aller Art undurchdringlich verwachsen sind, stehen in den Wäldern Australiens die hochstämmigen Bäume mit ihren herrlichen Kronen frei in Gruppen, umgeben von herrlichen grünen Rasenplätzen, welche künstlichen Parken ähnlich sind. Wenn man Menschen und Thiere unter dem Schatten dieser prächtigen Bäume frei herumwandeln sieht, glaubt man sich in's irdische Paradies versetzt; aber die Landschaft ist nicht überall so verführerisch. Es gibt Strecken von mehreren hundert Meilen, wo das Auge keinen Baum, keinen grünen Rasenplatz erblickt, und wo den Boden nur rother Sand deckt.

Die Kolonisten bewohnen die fruchtbaren Landstrecken in der Nähe von Flüssen. Sie finden da zahlreiche natürliche Weideplätze für ihre Thiere. Der jetzige Viehstand in der gesammten Kolonie, namentlich des Schaf- und Hornviehs, ist fünfmal größer, als in den vereinigten Königreichen Großbritanniens. Mancher Eigenthümer besitzt da 10,000 Hausthiere. Der Hirt (Kolonist) wohnt in einem hölzernen Hause, das ein längliches Viereck bildet. Dabei hat er einen Frucht- und Gemüsegarten. Die Küche, die Milchkeller, die Scheuern bilden besondere Gebäude. Das Vieh, in verschiedene Gruppen vertheilt, steht unter der Aufsicht eigener Hirtenknechte, welche allein in Hütten leben. In Folge der Einsamkeit, in der sie ihr Leben zubringen, sind sie sehr unwissend und roh.

Wenn die natürlichen Wasserbehälter ausgetrocknet sind, und wenn die Weideplätze ausgedorrt dastehen, so muß sich der Kolonist nach einer wasserreicheren und fruchtbareren Gegend umsehen. Man hat Beispiele, daß mancher Kolonist mit seinem ganzen Viehstand eine Reise von 500 Stunden unternimmt, um nur eine grasreiche Gegend ausfindig zu machen. Leider geht dabei gewöhnlich ein großer Theil des Viehes zu Grunde.

Die ersten Kolonien in Australien wurden an den östlichen Küsten gegründet. Es war im Jahre 1788, als man von England die ersten Deportirten nach der Botany-Bai gebracht hatte. Die übrigen Kolonien gehören einer viel späteren Zeit an. Von der ersten Kolonie in Neu-Holland unternahm man auch natürlich die ersten Versuche zum Erforschen des Innern. Zwölf Stunden von Sidney, von den östlichen Meeresufern angefangen, erheben sich Reihen von Gebirgen, die man lange Zeit für unübersteigbare Barrieren hielt.

Der Lieutenant Daws war der erste, der es unternahm, einen Durchweg zu suchen. Er reiste im Dezember 1789 mit einem Truppencorps dahin. Als er zum Fuße der Gebirgskette kam, fand er sie ungemein steil, von unten an wie durch eine Mauer von Sandstein und Quarz geschlossen, und sich von zwei bis sechs Tausend Fuß in die Höhe erhebend. Einzelne Bergspitzen ragten hervor, getrennt durch abschüssige Untiefen. Nicht ein einziger Ort auf der Erde bietet uns ein ähnliches Bild einer so furchtbaren Wildniß dar. Von oben bis herunter zerwühlte Felsmassen, dazwischen senkrecht stehende Felsmauern, die Seiten mit Wald bedeckt; alles

dies erregt in uns die Vorstellung, daß hier die Natur ihren ersten Schöpfungsentwurf versucht habe. Selbst die hiesige Vegetation hat mit der europäischen ganz und gar nichts gemein. Der Name „Blaue Berge" rührt von der Farbe der Felsen her. Man findet hier Eisen, Kupfer, Blei und Schiefer. Von diesen Felsen stürzt das Wasser in Kaskaden hinunter, wo es sich in den Abgründen verliert. Neun Tage lang suchte Lieutenant Daws vergebens einen Durchweg.

Einige Monate später unternahmen mehrere Offiziere nach einander Entdeckungsreisen, namentlich Kapitän Tensch, Oberst Patterson, der Quartiermeister Hacking und Hr. Baß im Jahre 1796. Dieser Letztere versuchte volle fünf Tage mit der größten Entschlossenheit und Ausdauer die blauen Berge zu ersteigen, und nachdem er den Gipfel eines der höchsten Berge erklettert hatte, sah er zu seinem Leidwesen, daß sich in einer Entfernung von 15 — 20 Stunden neuerdings unübersteigbare Felsenmauern erhoben. Seine erfolglose Rückkehr benahm dem kühnsten Abenteurer den Muth. Seitdem unternahm Niemand mehr einen Versuch.

Im Jahre 1813 kam etwas zu Stande, was weder dem Muth und der Entschlossenheit der Wissenschaft hatte gelingen wollen. Zwei Kolonisten fanden gerade im Angesichte von Port-Jackson einen Weg zum Uebersteigen der Gebirge. Von da breitet sich gegen Westen ein offenes Land von mehr als 1000 Stunden aus, welches, gut bewässert, ausgiebige Weideplätze darbietet. Eine ungeheuere Zahl von freiwilligen Einwanderern zog sich von der Ostküste nach dem neuen Lande hin. Man gründete die Stadt Bathurst, und legte dadurch den ersten Grund zur Civilisation in dieser Wüstenei.

Etwas später darauf wandte sich Oxley von der Stadt Bathurst gegen Westen. Er fand, daß sich das Land senke, und als er den Fluß Lachlan erreichte, rechnete er aus, daß der Boden nur 600 Fuß über der Meeresfläche erhoben sei. Längere Zeit auf einem Kahne den Lauf dieses Flusses verfolgend, gelangte er zu einem Morast, in dem sich der Fluß zu verlieren schien. Er beschloß also zu Fuß diese stehenden Wässer zu durchforschen. Aber seine Ausdauer trug geringe Früchte, er fand nur überall angeschwemmten unfruchtbaren Boden, von Lagunen durchschnitten.

Im Mai 1818 unternahm Oxley eine zweite Reise, und zwar am Macquarie-Flusse. Dieser entspringt ebenfalls auf den blauen Bergen,

und nimmt seinen Lauf in das Innere des Landes. Er fand an beiden Seiten des Ufers ein ungemein fruchtbares Land. Oxley und seine Begleiter fuhren mehrere Wochen hindurch durch ein herrliches Thal. Zu Ende Juni erreichten sie das Ende desselben. Im Verfolgen des Laufes bemerkten sie, daß die Wassertiefe geringer werde. Endlich hörten die Ufer des Flusses auf, das Wasser verlor sich nach allen Richtungen und Oxley war zum Rückzug genöthigt.

Der Erfolg dieser Forschungen diente als Grundlage zu zwei Hypothesen. Die Einen halten dafür, daß sich im Innern ein unversiegbarer See befinde, in den sich alle Flüsse, die in das Innere ihren Lauf nehmen, münden; die Anderen behaupten, daß alle diese Flüsse sich zwar in ein allgemeines Wasserbehältniß ergießen, das aber mit dem Meere in Verbindung steht. Die letztere Ansicht gewann an Wahrscheinlichkeit, als der Kapitän Sturt im Jahre 1830 den Fluß Murray entdeckte, der sich in einen See ergießt, der vollkommen von Meerwasser durchdrungen ist. Dieser See, genannt Alexander-See, steht in Verbindung mit anderen, welche alle durch Kanäle mit dem Meere zusammenhängen.

Die letzten bekannt gewordenen Entdeckungsreisen unternahmen Leichardt und Mitchell.

Sir Thomas Mitchell brach von Sidney am 15. Dezember 1845 nach Nordosten auf. Seine Begleitungsmannschaft bestand aus 28 Personen: Herrn Kennedy, zweitem Kommandant der Expedition; Herrn Stephenson, Arzt und Naturforscher; zwei Vedetten zu Pferd, einem Bewahrer der Feldlagerzelte, 3 Stallknechten, einem Bewahrer des Reisegepäcks, 8 Ochsenführern, 2 Zimmerleuten, einem Schmied, einem Schuster, einem Barometerträger, 3 Seesoldaten, einem Fleischer und einem Hammelführer. Die Lebensmittel und das Gepäck, auf 8 Wagen geladen, wurden von 24 Ochsen gezogen. Außerdem versah man die Expedition mit zwei eisernen Schiffen zum Uebersetzen über die Flüsse und mit Trögen zum Tränken der Thiere. Die Lebensmittel bestanden aus gesalzenem Schweinefleisch und aus einer Heerde von 250 Hammeln. Mit Ausnahme von 6 Personen gehörten alle anderen zu den Convicts (Sträflingen), die in der Hoffnung, daß nach der Rückkehr ihnen ein Theil der Strafzeit werde nachgesehn werden, die Expedition mitzumachen sich entschlossen. — Die erste Probe der Ausdauer und des Nicht-

verzagens war für die Reisenden das Aushalten des Durstes. Es war Abends den 4. Januar, als man das Nachtlager aufschlug, ohne eine Quelle oder nur eine Pfütze zu finden. Man hatte Geduld, weil der Ureinwohner, den man zum Führer mitnahm, versprochen hatte, daß er die Reisenden morgen zu einem Teiche Cadduldury führen werde. Mehrere Ochsen, von Durst geplagt, verirrten sich in der Nacht, und Herr Kennedy beschloß sie aufzusuchen, während Herr Mitchell voraus gegen den Teich Cadduldury aufbrach, wohin er erst später kam, aber nicht einen Tropfen Wasser fand. Erst zwölf (englische) Meilen weiter fand man eine Quelle. Die Expedition war in drei Truppen getheilt. Die erste, unter Kennedy, war noch am Platze des vorigen Tages geblieben, seit zwei Tagen und einer Nacht ohne Wasser, die andere, bei Cadduldury, befand sich in derselben Lage; nur die dritte bei der Quelle war gut daran. Die Hitze war lästig und am Himmel nicht ein Wölkchen. Den 6. Januar, sobald der Tag anbrach, erhob sich die Truppe, die beim Teiche übernachtet hatte, und zog zur Quelle. Es war aber die höchste Zeit; Menschen und Thiere unterlagen bereits den Qualen des Durstes. Man schickte von da aus alsogleich einen Menschen mit zwei Fässern Wasser zu Kennedy. Diesen fand man allein mit Gepäcken, von Allen verlassen. Die unter seinem Befehle stehenden Convicts konnten die Qualen des Durstes nicht länger aushalten, sie gingen fort, auf gutes Glück eine Rückkehr suchend. Die Truppe Mitchell's fand sie verirrt und gänzlich entkräftet. Einige Tropfen Wasser brachten sie zum Leben zurück und flößten ihnen wieder Muth ein. In der Nacht vom 6. zum 7. schickte Kennedy die Thiere zur Quelle. Sie waren, da sie 60 Stunden lang kein Wasser getrunken hatten, so erschöpft, daß sie nicht im Stande waren, das Gepäck fortzubringen. Mitchell, der sie bei der Quelle zurückließ, erkannte die Nothwendigkeit, sie zwei Tage ausruhen zu lassen, bevor man mit ihnen das Gepäck konnte zurückholen lassen. Den 8. schickte Kennedy einen Boten ab, der den Nachtrab zu einer schnelleren Reise antreiben sollte. Der Bote fand auf seinem Wege viele todte Ochsen, die vor Durst umgekommen waren. Am 9. schloß sich das Gespann Kennedy an, war aber noch so schwach, daß er damit einen Rasttag halten mußte.

Dies geschah nicht weit von den Ufern des Flusses Bogan. Die Expedition verließ nach einem achttägigen Ausruhen dieses wasserlose Flußbett,

und nahm ihre Richtung gegen Macquarie. Dieser war ebenfalls ausgetrocknet, aber die beiden Ufer waren in breiten Binsenfeldern versteckt, deren Wuchs die periodischen Ueberschwemmungen erzeugen und welche wie die Ringe einer Kette denselben folgen. Bei jedem Schritte glaubten die Reisenden, daß sie unrettbar in den dazwischen liegenden Lagunen verloren seien. Nach einigen Tagen der Reise begegneten sie zwei Constablern zu Pferde. Diese erzählten ihnen, daß auf dem Gebirge, wo dieser Fluß entspringt, ein reichlicher Regen gefallen sei, und daß eine Fluth, nach dem gebräuchlichen Ausdrucke in Australien, hinter ihnen herschreite, die das Bett mit Wasser fülle, sich über die Ufer ergieße und Tausende von Fischen, Crag-Fische genannt, welche während der Trockenheit im Schlamme begraben schlafen, zum neuen Leben erwecke. Diese Neuigkeit wurde von unseren Reisenden mit großer Freude vernommen. Was Herrn Mitchell anbelangt, so war er von seiner großen Unruhe befreit, und er versprach sich zugleich ein Vergnügen davon, daß er Zeuge einer Erscheinung sein werde, die er im Verlauf seiner Reise einigemal Gelegenheit haben sollte, zu beobachten. Er befahl also am Ufer des Flusses die Zelte aufzuschlagen. Zu dieser Zeit war das Bett des Flusses so trocken, daß man im Ernst daran zweifeln konnte, es nähere sich die Fluth. Der Tag ging zu Ende und die Landschaft hatte ihren Anblick nicht gewechselt. Es war beständig dieselbe Trockenheit im Flusse und es herrschte dieselbe Ruhe in der Gegend. Am Flusse wurde ein Mann als Schildwache aufgestellt mit dem Befehle, durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben, wenn er ein Geräusch vernehmen sollte.

Die Nacht breitete ihre Schatten aus, die Schildwache ging am Ufer auf und ab, von der Fluth war aber noch nichts zu vernehmen. Einige Stunden später, als schon der Mond hoch am Himmel stand, zog ein Murmeln, einem entfernten Wasserfalle ähnlich, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Nach und nach wurde das Geräusch stärker, und endlich so vernehmbar wie das Brüllen eines sich nähernden Gewitters. Die Fluth konnte man zwar noch nicht sehen, aber ihre Annäherung zeigte das Krachen der Bäume an, die das Wasser in seinem Laufe entzweibrach und mit sich fortriß. Endlich erschien sie, herbeistürzend wie ein Cataract, sich in den Strahlen des Mondes abspiegelnd. Eine Menge von entwurzelten Bäumen

führte sie mit, die sie an den Ufern ablagerte. Dieser Fluth ging ein kleiner schneller Wasserstreifen voran, der wie ein lebendes Wesen sich die trockensten und dunkelsten Theile des Flußbettes aufsuchte, während ihm der eigentliche Sturz nachfolgte. Ich bin überzeugt, sagt Herr Mitchell, daß meine Gesellschafter, die seit dem Tage ihrer Abreise bei der größten Hitze am Wasser Mangel hatten, diese Scene nie vergessen werden.

Die Fluth füllte stufenweise das Bett des Macquarieflusses, und erhob sich später zu einer bedeutenden Höhe. Länger als eine Stunde hörten die Reisenden noch das Murmeln; nach und nach verlor es sich gänzlich, aber der Fluß wälzte seine trüben und gelblichen Wellen fort.

Einige Tage nachher kamen die Reisenden in eine Gegend, die man das Zwischenland nennt. Es ist dies ein unbewohnter Landstrich, zwischen den letzten Ansiedelungen der Kolonisten und den Wohnplätzen der wilden Stämme Australiens gelegen. Diese halten sich längs des rechten Ufers am Flusse Darling auf, der dieses bestrittene Land durchströmt. Sie lauern da den günstigen Augenblick ab, wo es ihnen möglich wird, der am linken Ufer weidenden Heerden sich zu bemächtigen; gelingt es ihnen, so führen sie dieselben fort, schlachten sie und verzehren sie auf großen Steinen, um welche rings herum Todtengebeine angehäuft liegen. Die Kolonisten lassen diese Diebstähle nicht ungestraft. Denn man muß wissen, daß an diesen Enden der Civilisation das Gesetz vollständig ohnmächtig ist, und auch die Moral gar kein Ansehen genießt. Die Eigenthümer der geraubten Thiere halten auf die Einwohner förmlich Jagd, wie diese auf die Ochsen und Kühe. Man fragt wenig, wer der eigentliche Dieb sei; jeder Wilde, der in die Schußweite des Kolonisten kommt, wird niedergeschossen. Dieses Schlachten nennen sie Repressalien; so sind diese zwei Raçen von einem unauslöschlichem Haß gegen einander beseelt. Man erblickt oft zerstörte und verbrannte Häuser, abgehauene Bäume, verschüttete Brunnen; durchgehends Merkmale ihrer Wuth. Die Kaffern und die Kolonisten am Kap führen gewiß keinen so verwüstenden Krieg. Es ist dies ein natürlicher Zusammenstoß der Civilisation und der Barbarei.

Außer diesen zwei feindlich gesinnten Parteien findet man einige friedliebendere Stämme. Die unglücklichen Einwohner Australiens, welche neutral geblieben sind, finden sich von allen Seiten hinterlistigen

Nachstellungen ausgesetzt, und sie sind um so leichter zu besiegen, weil sie in keiner Gesellschaft unter einander leben, sondern einzeln ohne Gesetz und ohne Anführer herumirren. Sie wissen von keiner Gesellschaft, die doch die erste Grundlage eines Staates ist. Die Australier vereinigen sich nicht so leicht, höchstens wenn sie einen Kampf liefern wollen, oder wenn sie einen größeren Diebstahl mit Gewalt auszuführen gesonnen sind.

Die neutralen Stämme zeigen eine große Anhänglichkeit zu dem Boden, wo sie geboren sind. Es ist dies gleichsam ein Instinkt des Eigenthums, und er kann zum ersten Schritte der Civilisation führen. Wenigstens ist es gewiß, daß man bei diesen Völkerschaften nicht selten Keime zu vielen guten Eigenschaften findet. Aus diesen neutralen Stämmen wählte Herr Mitchell seine Wegweiser und seine Dolmetscher, auf deren Treue, Wissen und Muth sich unser Reisende stets verließ. „Yuranigh," sagt er, „war von einer kleinen Statur und einer wenig starken Leibesbeschaffenheit, aber voll von Muth und Entschlossenheit. Seine Umsicht und sein Urtheil waren mir so nothwendig, daß er stets an meiner Seite sein mußte, sei es zu Pferd oder zu Fuß. Mein auf ihn gesetztes Vertrauen täuschte mich nie. Er kannte vollkommen den Charakter eines jeden Europäers unter meinen Begleitern. Nichts entging seinem durchdringenden Blick, seinem so feinen Gehör; seine kurzgefaßten Aussprüche waren stets klug, und ich befand mich immer wohl bei seinen Rathschlägen. Er witterte das Wasser gleichsam mit dem Instinkt der Thiere, und fand mit einem bewunderungswerthen Scharfsinn die Spur einer Quelle. Als Dolmetscher taugte er nicht viel, weil alle Volksstämme verschiedene Dialekte reden."

Doch gehörte Yuranigh zu den seltensten Ausnahmen, und nach der Beschreibung aller Reisenden stehen die Australier auf der niedrigsten Stufe der Barbarei. Auch ihr Körper ist von einer merkwürdigen Häßlichkeit. Sie haben eine niedrige und hervorragende Stirn, die Augen tief unter den Augenbrauen verborgen, eine kurze, runde und dicke Nase, von der Stirn an abgeplattet; einen dichten Bart, der die Hälfte der Wangen bedeckt, ein wolliges ungekämmtes Haar, einen dünnen Rumpf, der Bauch einem Sack ähnlich, die Hände lang und die Füße schindelartig; und alle vier Extremitäten außerordentlich mager. Was man zu Gunsten ihrer geistigen Anlagen sagen könnte, ist, daß einige von ihnen eine Mischung

von Ausdauer und Güte beurkunden. Doch sind diese Eigenschaften mehr eine Wirkung des Instinkts, da sie keine menschlichen und göttlichen Gesetze besitzen und auch kein Strahl der Bildung zu ihnen gedrungen ist.

Im Verfolge der weiteren Reise kam Mitchell in eine Gegend, die von feindlichen Stämmen bewohnt ist. Da erinnerte er sich an das Schicksal zweier Reisenden, Cunningham's und Darke's, welche in einer ähnlichen Gegend durch die Verrätherei der Einwohner ihren Tod fanden. Dank der Wachsamkeit Yuranigh's und der Aufmerksamkeit Aller, daß diesmal das angefangene Trauerspiel einen komischen Ausgang hatte. Wenigstens wurde Mitchell der Beweis von der treulosen Handlungsweise dieser Stämme geliefert.

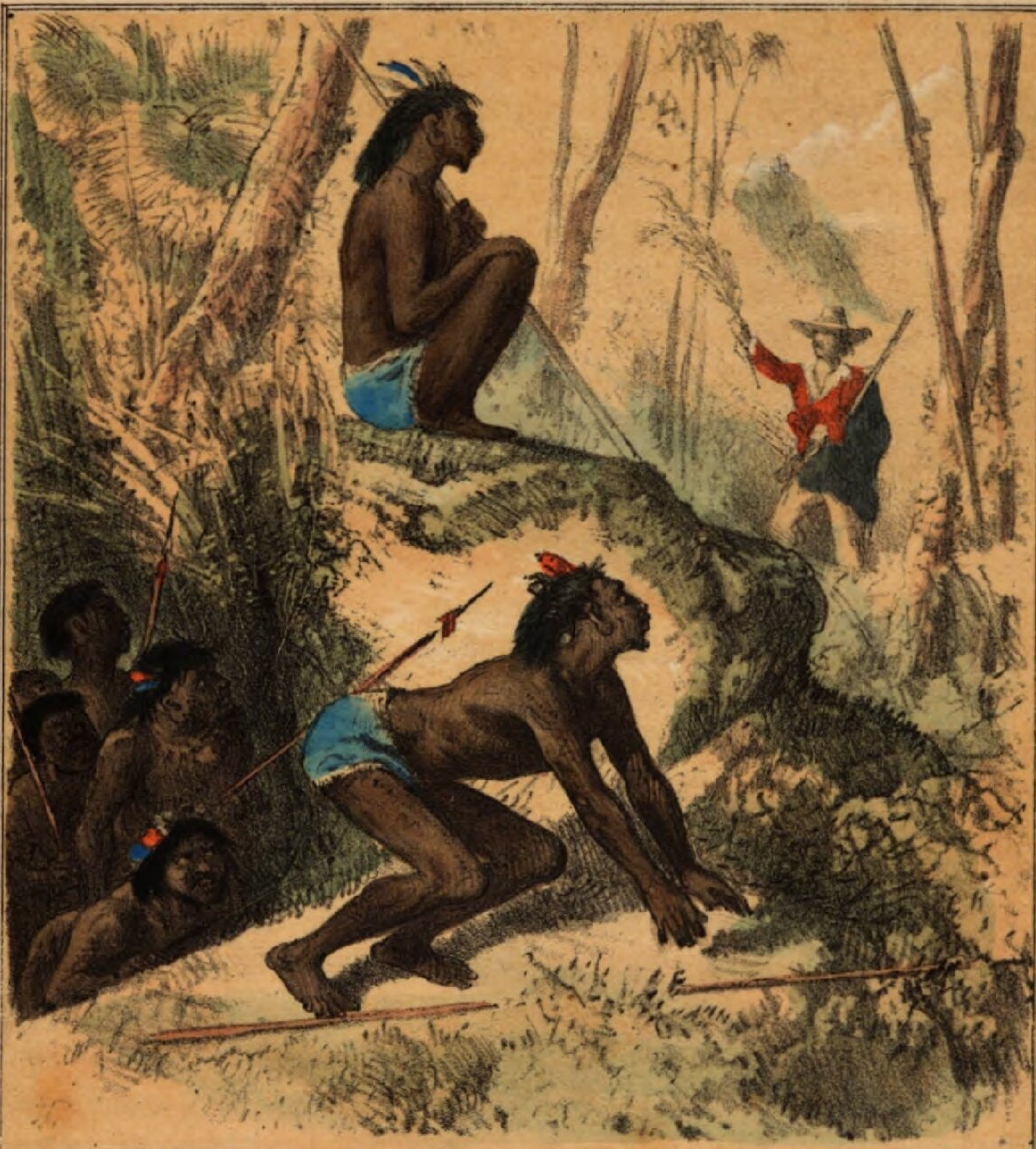
Eines Tages, es war den 11. Mai, also mehr als 5 Monate seit seiner Abreise von Sidney, unternahm er einen Ausflug, um das tiefer liegende Land zu erforschen. Auf dieser Reise traf er acht Wilde an, gegen die er freundschaftliche Aeußerungen bezeugte. Es ist unmöglich zu sagen, welch eine unverständliche Sprache diese Einwohner reden. Sie waren mit einer gelben Farbe bemalt und in ihren schwarzen Haaren hatten sie weiße Papageifedern gesteckt. Diese Verzierung gab ihnen ein festliches Aussehen. Unter ihnen befand sich ein Mann von hohem Wuchse, der mit seinem Kopf über alle Andern hervorragte. Seine Stimme, sagt unser Reisende, war so durchdringend, daß man seine Rede in einer Entfernung von einer halben Meile vernehmen konnte. Mitchell schenkte ihm ohne alle Gegenleistung ein Beil. Es verflossen zwei Tage; am dritten stellte sich ein neues Glied dieses Stammes mit dem gewöhnlichen Ceremoniel vor; er setzte sich den Zelten gegenüber und lud mit Gebehrden den Anführer der Weißen zu einer Unterredung ein. Mitchell erwies ihm die Gefälligkeit, ihn anzuhören und begab sich mit einem grünen Zweig in der Hand zu ihm; aber er mußte seine Bereitwilligkeit hart büßen, indem die übrigen Wilden herbeistürzten, in einem Augenblick ihn seiner Uhr, seines Hutes, seines Kompasses beraubten und alle Taschen zu untersuchen anfingen. Um dem Raube ein Ende zu machen, schoß er eine Pistole über ihren Häuptern ab, worauf sie alsogleich, obwohl, wie es schien, ungern die Flucht ergriffen und ihren Weg gegen das Hauptlager nahmen. Als Sir Thomas davon hörte, rief er: „Dies ist ein Diebstahl,

an dem sie nicht genug haben werden; die Wilden haben Lust zu unserm Gepäcke und den Waffen, und es liegt nicht in ihrer Natur, mit dem vollbrachten Raube zufrieden zu sein.

Den folgenden Tag gegen Mittag erstieg Mitchell einen hohen Baum, den man in einer ziemlichen Entfernung von den Zelten zu einer Art Observatorium hergerichtet hatte, damit man einen festen Anhaltspunkt für weitere Richtungen hätte. Während er da saß und die Gegend erforschte, bemerkte er, daß in dem hohen Grase eine schwarze Masse sich bewege, die wie ein Thier auf allen vier Füßen langsam vorwärts schreite und gleich einem Löwen manchmal ihr Haupt erhebe. Er nahm ein Perspectiv zu Hülfe und erkannte, daß es der nämliche Wilde sei, der ihn beraubt hatte. Derselbe kroch langsam zu dem Baum, wo sich unser Reisender allein befand. Mitchell wollte nicht wie Darte*) um sein Leben kommen, und gab ein Zeichen zum Angriff. Ein Glück, daß der Hinterhalt entdeckt ward. Sir Thomas ergriff sein Gewehr und schoß oberhalb seines Kopfes die Kugel ab, wobei der Wilde ein ungeheures Geschrei erhob, das alle übrigen Wilden wiederholten. Man sah darauf diesen Menschen wie ein Känguruh auf allen Vieren davonrennen. Mitchell bestieg ein Pferd, um ihn zu verfolgen. Von der andern Seite entdeckte man ein Lager des feindlichen Stammes. Dieses Lager wurde beim Allarm so plötzlich verlassen, daß die Wilden sich nicht einmal die Zeit ließen, ihre Nahrungsmittel mitzunehmen. Man vernahm ihr Rufen in den Wäldern, womit sie ihren Weibern das Zeichen gaben. Dieser panische Schrecken überzeugte die Reisenden von der Zaghaftigkeit dieses Volksstammes.

Am 30. ruhte Mitchell in einer tiefer gelegenen Gegend aus, welche von der erstern 15 volle Tagreisen entfernt lag. Während seiner Abwesenheit stellten sich zwei Wilde frech vor. Beide waren weiß bemalt und trugen mehrere Lanzen und Waffen einer besondern Art, die man in einer gewissen Entfernung zu werfen pflegt, wodurch Menschen und Thiere gefährlich verwundet werden. Man nennt diese Art von Wurfgeschossen „Bomerang.“ Alsogleich ergriff die Wache, welche zum Schutze der Zelte

*) Darte wurde von den Wilden umgebracht, während er sich ebenfalls auf einem Baum befand.



Eine Reise im Innern von Australien.

dastand, ihre Gewehre, stellten sich vor den Zelten in einer Reihe auf und der Korporal Graham machte ihnen durch Zeichen bemerkbar, daß sie sich entfernen sollten. Einer von den Zweien, ein Riese von Gestalt, der ein Anführer zu sein schien, stellte sich allein dem Korporal entgegen und schwang in einer Entfernung von 10—12 Schritt die Lanze nach ihm. Er schien einen Augenblick zu schwanken; hernach besann er sich eines Andern, und verhöhnte den Soldaten durch allerlei Gebehrden. Der alte Soldat konnte diese Beleidigung nicht ertragen, und schoß ihm am Ohre die Kugel ab. Durch ihr Pfeifen wurde der Wilde so erschreckt, daß er augenblicklich mit dem andern die Flucht ergriff. Man glaubte, daß man in Zukunft von seinen Besuchen befreit sein werde, aber einige Tage später erschien der gute Mann in Begleitung von 17 der Seinigen wieder. Alle diese Wilden hatten eine sehr hohe Statur, der kleinste von ihnen war nicht unter 6 Fuß. Sir Thomas war gerade abwesend und die Wilden wußten genau, wo er sich befinde; denn sie zeigten die Richtung an, die er bei diesem Ausfluge nahm, und forderten die im Lager Gebliebenen auf, sie möchten ihrem Führer folgen und das Land verlassen. Diesmal überraschte ihr Erscheinen. Es zeigte sich bald, daß sie gerne wissen möchten, was sich auf dem Wagen befinde, denn sie wollten denselben besteigen. Man hatte Mühe, sie davon abzubringen, und um dieses leichter auszuführen, ließ man sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Man ließ sie deshalb in einem halben Zirkel niedersetzen, rechts die Männer, in der Mitte die alten Weiber, und links die jungen Frauenzimmer mit den Kindern und den Redner weiter hinaus.

So gelang es, die Wilden vom Lagerplatz entfernt zu halten. Während dieser Zeit legten die Europäer die Waffen bei Seite und setzten sich zwischen den Wilden und den Gegenständen ihrer Lüsternheit. Da Jene bemerkten, daß man mit ihnen einen Scherz treibe, wurden sie wüthend, erhoben sich von ihren Plätzen, griffen nach ihren Lanzen und bereiteten sich zum Angriff vor. Die Weiber und Kinder, die im Hintergrunde blieben, eiferten sie zum Kampfe an; aber in dem Augenblicke, wo der Streit angehen sollte, veränderte ein Ereigniß den ganzen Stand der Dinge. Drei Feldhunde, die zur Bewachung des Gepäckes dienten, sprangen auf ein gegebenes Zeichen unter lautem Gebell auf die Angreifer

los. Von panischem Schrecken ergriffen, flohen die Wilden im schnellsten Laufe nicht nur unter einem allgemeinen Gelächter der Europäer, sondern auch der Weiber, die durch eine seltene Geistesgegenwart augenblicklich vom wilden Zorn zur kindischen Freude übergingen. Mitchell sagt: „Es ist erwiesen, daß diese Menschen nie einen Kampf anders als aus dem Hinterhalte in Verbindung mit Verrath unternehmen."

Die von Sir Thomas im Innern des Landes angestellten Nachforschungen über die Sitten haben zu keinem weitern Resultat geführt. Die Stämme im Innern unterscheiden sich von jenen der Küstenbewohner durch gar nichts. Sir Thomas überraschte die Familien mitten in ihren häuslichen Beschäftigungen. Ueberall herrscht dieselbe Lebensweise. Während die Kinder mitten im Wasser in Gesellschaft von wilden Enten sich badeten, suchten die Weiber an den Ufern derselben ihre spärliche Nahrung, welche in Würmern besteht, die sie durch Aufwühlung des Schlammes sammeln. Einige hie und da zerstreute Hütten, gegen Wind und Wetter schlecht geschützt, werden eben so schnell verlassen, wie sie errichtet werden. Ein Netz zum Fangen der Fische, einige Schalen zum Wasserschöpfen machen das ganze Hausgeräthe aus. Die Männer sitzen gewöhnlich auf einem Haufen Heu. Zwei oder drei Mal sah er Weiber, die auf ihren Rücken Leichname trugen, nach Art der Mumien eingewickelt. Dies haben auch andere Reisende bemerkt.

Mitchell glaubt, daß die staunenswerthe Magerheit und Fleischlosigkeit der Hände und Füße, die den Australier bemerkbar macht, kein Fehler der körperlichen Bildung sei, sondern die Folge des Mangels an Lebensmitteln. Gewiß ist es, daß die Hungersnoth bei einigen Stämmen dauernd sei, indem dieselben leider durch Erfahrung es noch nicht so weit gebracht haben, daß es außer Insekten und Würmer noch andere Lebensmittel giebt. In diesem Falle hätten die Australier nicht die Natur, sondern ihre eigene Sorglosigkeit anzuklagen.

Nachdem Mitchell die Einöden rings um den Fluß Darling verlassen hatte, wandte er sich gegen Norden. Die Expedition mußte eine trockene und sandige Gegend passiren. Jeden Tag ward der Horizont durch Gebirge umkränzt, jenseits deren man Wasser zu finden hoffte. Man kann denken, daß die Reisenden Eile hatten, sie zu übersteigen, indem sie

schon mehrere Tage hindurch an Wasser Mangel litten. Als man das Plateau des Gebirges erstiegen hatte, entdeckte man zu seinen Füßen ein schönes breites Thal, das zur größten Freude der Reisenden von einem bedeutenden Flusse durchströmt wurde. Ein überraschender Anblick, denn der Fluß floß gerade zu ihnen herüber. Seine Quelle befand sich im Norden des Gebirges. Wo war aber sein Ausfluß? Als sie von den Bergen herabstiegen und an den Fuß der Gebirge kamen, sahen sie sich durch einen Morast aufgehalten, der mit Binsen bedeckt war. Es kostete viel Mühe, um sich einen Weg durch die biegsamen Stengel dieser Pflanze, und durch den weichen und kothigen Boden zu bahnen, wo die Ochsen versanken und die Wagen bis zur Deichsel sitzen blieben. Dieser Fluß wurde Narran genannt. Ein aufmerksames Beobachten zeigte den Reisenden, daß die Höhenreihe einzig und allein im Wege stehe, daß der Fluß seinen ordentlichen und wohlthätigen Lauf fortsetze. An einer gewissen Stelle, wo der Boden niedriger liegt, bildete sich ein tiefer Teich und das Wasser grub am Fuße eines von diesen Hügeln einen tiefen runden Ausschnitt; mit der Zeit hat das Wasser ohne Zweifel einen Ausfluß gesucht, indem der feste Felsen jedem Andrange widerstand. Einige wohl angebrachte Felsensprünge würden das Auseinanderfließen des Wassers verhindern, eine trockene Gegend bewässern und an beiden Ufern des Flusses fruchtbare Strecken herstellen.

Es läßt sich nicht beschreiben, mit welchen unausgesetzten Schwierigkeiten die Reise des Herrn Mitchell verbunden war. Wenn schon die Trockenheit ein Hinderniß im Fortsetzen der Reise war, so legten die Ueberschwemmungen keine kleineren Schranken. Die Sümpfe drohten in nassen Gegenden unter dem weichen Schlamm die Wagen und die Gespanne zu verschlingen. In trockenen Gegenden zerrissen Wälder von starken Dornen Menschen und Thiere. Eine gewisse Art dieser Pflanze, welche mit ungemein langen, starken und scharfen Spitzen, ähnlich den Bajonetten, versehen war, verschloß gänzlich den Weg. Von da aus kam man nach einem langen Tagemarsch zu den ersehnten Ufern eines Flusses oder eines Teiches; aber die Ufer waren sehr hoch und gänzlich senkrecht, so daß die Thiere sich den Ufern nicht nähern konnten; man mußte das Wasser wie aus einem Brunnen eimerweise heraufholen, damit

man den Durst der zahlreichen Thiere dieser Expedition lösche. Von da aus waren weiter die Ufer so durchweicht, daß man nöthig hatte, um auf die andere Seite zu kommen, bis zu den Lenden im Kothe zu waten. Man wünschte oft einen Regen, und wenn er niederfiel, stürzte er alle Zelte um und durchnäßte die Reisenden gänzlich. Dann war man genöthigt, sich mit Hülfe der Sonne zu trocknen, und die Sonne brennt in Australien so stark, daß man oft das Gesicht verliert und den Schwindel bekommt.

Nach einer angestrengten Reise von neun Monaten erblickte man am Horizont eine Reihe von Gebirgen, wo man einen Fluß zu finden hoffte, der seine Wellen nach dem Golf von Carpentarie gegen Ostindien leite. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Gebirge zu besteigen, indem man hoffte, daß es auf der nordwestlichen Seite jene Quelle berge, die man aufzusuchen so weit hergekommen war. Mitchell beschloß, den Versuch zum Ersteigen des Gebirges allein zu wagen, und nahm den Yuranigh, nebst zwei Pferden, die mit Lebensmitteln auf einen Monat beladen waren, mit. Den 11. September 1846 fing er an die Gebirgskette zu besteigen. In dieser Breite von 25° erhob sich das Gebirge nicht höher als zwei Tausend Fuß. Wenige Tage reichten hin, um dieselben zu übersteigen, und sie gelangten in ein Thal, an dessen Ende sich ein steiler Berg emporhob. Sie versuchten denselben zu erklettern, aber ein tiefer Abgrund, der wie der Eingang in die Unterwelt aussah, hinderte die Fortsetzung der Reise. Diesem Gebirge gab Mitchell den Namen Plutogebirge. Den andern Tag drangen sie in ein anderes Thal, das ebenfalls durch ein steiles Gebirge geschlossen war; sie erstiegen dasselbe glücklich. Von da aus erhob sich ein zweites Gebirge noch höher als das erste. Der Eingang war außerordentlich beschwerlich. Ein Wald in einander geflochtener Reben hinderte die Reisenden im Weitergehen. Die Ranken hingen in Guirlanden von einem Baume zum andern, und mehr als einmal wurden die Reisenden von diesen Gehängen zu Boden geworfen. Hierauf kamen sie in einen Wald von jungen Fichten, der, wie alle Wälder Australiens, einen freien Durchgang gewährte. Je höher die Reisenden stiegen, desto beschwerlicher ward der Weg. Als sie an das Ende des Waldes kamen, breitete sich vor ihnen ein Wald von jenen Dorngebüschen aus, die mit ihren bajonettlangen Spitzen der Fortsetzung

jeder Reise durchaus hinderlich sind. Man mußte einen vollkommenen Durchhau bilden, um die Reise weiter fortsetzen zu können. In dieser Gegend sahen sie den Ursprung eines Flusses, die Rinne war aber zu jetziger Zeit wasserleer. Doch war dies eine große Wohlthat für sie, indem sie diesen von der Natur gebildeten Weg ohne Hindernisse weiter verfolgen konnten; wiewohl sie einsahen, daß es jener Wasserstrom nicht sein könne, den sie aufzusuchen so viele Hunderte von Meilen zurückgelegt hatten. Sie rasteten da einige Tage. Während dessen beschloß Mitchell einen hohen Berg zu ersteigen, von wo aus er das Land übersehen konnte: „Ich sah, sagt er, eine Reihe von Ebenen und Hügeln, so weit der Horizont eine Ansicht gestattete. In der Richtung gegen Nordwest erblickte ich eine lange Baumreihe, die den Lauf eines Flusses bezeichnete; denn das Auge konnte genau nach ihr die Krümmungen des Laufes unterscheiden, den der Fluß wahrscheinlicherweise nahm. Ich würde meine theuersten Hoffnungen erfüllt sehen, wenn ich einen Fluß entdeckt hätte, der sich in den stillen Ocean mündete."

Man brauchte mehr als einen Tag großer Anstrengungen, um diesen Fluß zu erreichen. Als man zu ihm gelangte, fand man, daß er breit und tief sei. Er lief in einen Kanal, bekränzt an beiden Seiten von schönen Bäumen und herrlichen Weideplätzen. Tausende von weißen Papageien schaukelten sich lustig an den hohen Zweigen und Schaaren von wilden Enten belebten das Wasser. Ueber ihren Häuptern flogen zahlreiche Pelikane. Unbekannte Blumen in voller Blüthenpracht entfalteten ihre Kelche und füllten die Luft mit unbekannten Wohlgerüchen. Man erblickte in den Wäldern, die den Horizont gegen Südwest begrenzten, Rauchsäulen, welche die Anwesenheit von Menschen in dieser herrlichen Gegend bekundeten. „In diesen Gegenden, sagt Mitchell, sind die Thiere zutraulich, wie in einem Erdenparadies; sie kamen ganz in die Nähe zu mir und betrachteten mit Staunen ein menschliches Wesen, das von dem Rücken eines gelehrigen Vierfüßlers getragen wurde." Eines Tages stellte Sir Thomas sein Pferd in den Schatten eines Baumes, auf dessen Zweigen ein unbekannter Vogel lieblich sang. Er pfiff ihm ein Liedchen vor, der Vogel hörte aufmerksam zu, flog vom Zweige herab und setzte sich auf den Hals des Pferdes.

Mitchell wollte seine Entdeckung bis zu Ende verfolgen, und persönlich den Ausfluß dieses Flusses kennen lernen; man hatte aber mehrere hundert Meilen zu machen, wenn man den Golf von Carpentarie erreichen wollte, und man fing an, an Lebensmitteln Mangel zu leiden. Bis jetzt war die Reise der Erforscher zu schnell und zu direct, als daß man durch die Jagd den Ausfall hätte decken können. Man schoß höchstens einige wilde Enten, dann den großen Vogel Emus, der erst unlängst von den Reisenden entdeckt wurde, endlich einige Arten von Tauben, ausgezeichnet durch die Pracht ihres Gefieders. Yuranigh fand in der Höhle eines Baumes einen wilden Bienenschwarm; die Bienen hatten beinahe die Größe der Moustiquen, die einen vortrefflichen Honig lieferten. Nichts desto weniger entschloß sich Mitchell, längs der Ufer dieses Flusses, dessen Lauf gegen Norden ging, seine Reise fortzusetzen. Am 25. September fanden die Reisenden nicht weit von einem See einige Hütten von Ureinwohnern, die erst unlängst hier errichtet zu sein schienen. Von ihnen aus gingen betretene Wege weiter gegen ein Gehölz, wo mehrere Wilden gleichsam in einer Gesellschaft (in Australien der erste Fall) beisammen lebten. Man würde gern auch diese Gegend durchforscht haben, aber die Lebensmittel gingen zu Ende, außerdem wollte man den Lauf des Flusses nicht verlassen, und nach der Zeitberechnung war es überdies nöthig, die Rückreise anzutreten. Als man sich dem oben genannten See näherte, vernahm man das Geschrei von Kindern und Frauen, und das einem Brüllen ähnliche Geschrei der Männer, die ihnen wiederholt zuriefen: „Aya minya!“ (was wollt Ihr?) Es ist immer gefährlich, in einer wüsten Gegend mitten unter wilden Stämmen zu reisen; aber die Gefahr ist um so größer, wenn man sie von seiner Ankunft nicht benachrichtigt hat und sie überrascht. In einem solchen Fall entgeht man selten dem Tode. Mitchell, vertrauend dem Glücke, das ihm bisher günstig war, gab sich das Ansehen, als wenn er gar keine Kenntniß von den Wilden nehme, und trieb sein Pferd vorwärts. Als er sein Haupt umwendete, bemerkte er, daß Yuranigh ihm ein Zeichen zum Umkehren gab, weil ihm eine Gefahr bevorstand, die seinen eigenen Blicken entgangen war. Yuranigh gewahrte nämlich, wie zwei Wilde, mit ihren Lanzen und Wurfspießen bewaffnet, vom Gesträuch verborgen, sich dem

Orte näherten, nach welchem Mitchell gerade seinen Weg nahm. Es war die höchste Zeit, daß er umkehrte. Die Reisenden befanden sich unvorhergesehen mitten unter den Wilden. Ihre gegenwärtige Lage war sehr bedenklich; mit zwei ermüdeten Pferden, mitten unter einem Stamme, der eine Sprache redete, von der selbst Yuranigh nicht ein Wort verstand, das war nicht eben angenehm. Doch auch diesmal half ihm sein australischer Begleiter. Dieser sprach: „Wenn wir muthig ihnen entgegen gehen, so werden sie einen offenen Angriff gegen uns nicht wagen; ich kenne die Wilden Australiens, deshalb vorwärts!" Und ohne sie eines Blickes zu würdigen, spornte er sein Pferd vorwärts. Mitchell ihm nach. Als die Wilden diese offene Herausforderung erblickten, blieben sie unentschlossen stehen, und während sie vielleicht überdachten, was zu thun sei, waren Mitchell und sein Begleiter eine große Strecke Weges von ihnen entfernt, und keiner verfolgte sie auf der Weiterreise. Im Verlauf ihrer Reise, gleichsam im Herzen dieser Landstrecke, begegneten sie einem Wilden, der in seiner Hand ein eisernes Beil hielt. Merkwürdig, daß englische Waaren sich in einer Gegend vorfinden können, die noch nie bisher ein europäischer Fuß betrat. Weiterhin erblickten sie hie und da einige Hütten; wenn die Wilden der Reisenden ansichtig wurden, ergriffen sie gewöhnlich die Flucht, oder blieben in einer gekauerten Stellung sitzen, und wenn man ihnen ein Geschenk reichte, wiederholten sie die öfters gehörten Worte: „Aya, aya, minya!"

So weit Mitchell noch weiter den Lauf des Flusses verfolgte, fand er dieses fruchtbare Land menschenleer. Aus seinen Bemerkungen über diese große Länderstrecke entnehmen wir, daß hier mehrere Millionen civilisirter Menschen einen mächtigen Staat gründen könnten, daß fleißige Arbeiter hier eine der reichhaltigsten Quellen des Erwerbes und Reichthums finden möchten. Doch bisher liegen alle diese Gaben der Natur unbenutzt. Mitchell gab diesem Fluß den Namen Victoria zu Ehren seiner Königin.

Die Expedition kehrte am 20. Januar 1847 nach Sidney zurück. Der Bericht der Reisenden erregte allgemeine Aufmerksamkeit und erweckte Hoffnungen; denn diese Entdeckungsreise geschah hauptsächlich im Interesse des Handels; man wollte nämlich einen schiffbaren Fluß entdecken, auf dem man die Produkte Australiens leichter nach Norden führen könnte. Die

Kolonie beschloß also, die Entdeckungen Mitchels rücksichtlich des Victoriaflusses zu vervollständigen, und so weit als möglich dessen Lauf erforschen zu lassen. Kennedy wurde mit dieser Mission betraut. Dieser trat seine Reise in der Mitte des März 1847 mit acht Personen zu Pferde an. Sein Bericht über die Expedition vernichtete alle Hoffnungen, die man sich von der Entdeckungsreise seines Vorgängers gemacht hatte. Kennedy verfolgte den Lauf des Victoriaflusses mehrere hundert Meilen weit. Um schneller zu reisen, vergrub er unterwegs die weniger nöthigen Sachen an einer sichern Stelle, um sie auf seinem Rückwege wieder zu finden. Anfangs lief der Fluß in einem einzigen breiten und tiefen Bett, begrenzt auf einer Seite von hohen steilen Felsen und auf der anderen von schönen Wiesenplätzen; weiterhin theilte er sich in drei Arme. Nach und nach hatte das Land ein ärmeres Ansehen, es war flach und sandig. Das Wasser floß langsam. Auf dieser Strecke nahm der Fluß noch einen andern ziemlich bedeutenden in sich auf, der von Nordwest in den Victoria mündete; doch etwas tiefer wandte sich die Richtung des Victoriaflusses bedeutend gegen Süden. Die drei Flußarme, die bisher in gleicher Richtung liefen, theilten sich hier neuerdings in mehrere Kanäle, die sich nicht mehr vereinigten, und sämmtlich ihren Lauf gegen Süden (also nach der entgegengesetzte Seite vom Carpentarie-Golf) nahmen. Kennedy gab noch nicht jede Hoffnung auf, und setzte seinen Weg fort. Das Land fing an, von Allem entblößt zu werden; es war trocken, von Klüften zerrissen, unfruchtbar, und die Pferde fielen bei jedem Schritt in eine Erdspalte. Nach und nach zeigte sich eine vollständige Wüste, in der man nicht eines einzigen Thieres ansichtig wurde. Das Land schien mit einem Staube von Ziegelsteinen bedeckt zu sein. Das Wasser nahm in den Kanälen augenscheinlich ab. Endlich theilten sich alle diese Arme in unzählige kleine Bächlein, die gleichsam wie Furchen eine pflanzenleere und mit Sandhügeln bedeckte Gegend durchschnitten. Diese Wüste hatte, so weit der Horizont reichte, das Aussehen eines sich wellenförmig bewegenden Meeres. Hier endlich verlor sich gänzlich das Wasser des Flusses. Kennedy überzeugte sich, daß jede weitere Fortsetzung der Entdeckungsreise nutzlos sei, und kehrte zurück.

Das Resultat dieser letzten Reisen mit den vorhergehenden war die

Entdeckung, daß Australien von allen Seiten mit einem Gürtel von fruchtbaren Länderstrecken umgeben und von Flüssen bewässert sei; auch die Kanalisation leicht in Flüsse verwandelt werden könnte, die beständig Wasser enthielten. Alle bedeutenderen Flüsse, die man bisher entdeckte, nehmen ihren Lauf gegen Süden, wo sie sich im Sande verlieren. Daß hinter diesen fruchtbaren Länderstrecken eine unfruchtbare Wüste sich befindet, ist erwiesen. Es ist dies eine Fortsetzung von Sandhügeln, wo nur die Fichte allein Wurzel faßt. Hier ist das Wasser selten und die Hitze ungemein groß. Wo die Grenzen dieser Wüste aufhören, weiß noch Niemand. Sturt und Kennedy glauben, daß in diesen Wüsten sich ein Meer befinde, welches die Ausbrüche der Vulkane ausgehöhlt haben. Diese Trockenheit setzt der Civilisation Australiens ein Ziel.

Spätern Reiseforschern bleibt in Australien ein ungeheures Feld zu neuen Entdeckungen, und Ansiedler finden hier die fruchtbarsten Länderstrecken, die unbenutzt seit dem Schöpfungstage vergebens ihren Reichthum entwickeln.

IV.

Sitten und Charakter der Neu-Seeländer.

Ich habe (erzählt ein englischer Offizier, der von dem Charakter und den Sitten der Maoris die nachfolgende Schilderung entwirft) nicht viel zum Ruhme Aucklands, als Stadt, zu sagen. Neun und neunzig von hundert Häusern sind von Holz gebaut und haben ein sehr leichtes und flüchtiges Ansehen. Streichhölzchen sind wohlfeil; fünfzehn von zwanzig Nächten sind furchtbar stürmisch, und wenn die Eingeborenen zu Freudenfeuern geneigt wären, so ließe sich nichts leichter als ein Brand der Hauptstadt in's Werk setzen. Doch nein, der Neu-Seeländer hegt keine Feindschaft gegen den Europäer, außer wenn er bewaffnet gegen ihn auftritt. Er lernt allmälig den Werth des Eigenthums kennen. Er

gewöhnt sich an Fabriken und Küstenschifferei, an Vieh und an Pferde. Und hierin liegt ein großer Schritt zur Unterjochung des Landes. Als ein Feind wird der Maori oder eingeborne Neu-Seeländer empfindlicher zu verwunden sein, wenn er etwas zu verlieren hat; der bloße Wilde hat nichts zu verlieren als sein Leben. Als ein Verbündeter und Unterworfener ist er um so besser, je reicher er ist.

Da der Tag unserer Ankunft auf einen Sonnabend traf, war die Stadt voll von Eingebornen, welche entweder des Marktes wegen oder zu anderen Zwecken sich einfanden. Es war ein interessanter und merkwürdiger Anblick, die Gruppen einwandern zu sehen, um für ihre Arbeiten an den Landstraßen oder andern öffentlichen Unternehmungen auf dem Kommissariat ihr Wochenlohn zu erhalten. Die nagelneuen, glitzernden, frisch aus der Münze gekommenen halben Kronen schienen große Reize in den Augen derer zu besitzen, welche sie verdient hatten, und man konnte sicher sein, daß nur sehr wenig von ihrem Verdienst in die Schenke wandern würde. Einige von den Männern waren von ausgezeichnet schöner Gestalt, und die jüngeren besonders sahen, wenn sie nicht tättowirt waren, sehr gut aus. Sie haben im Allgemeinen sehr freie, gutmüthige und kühne Gesichter, schönes, krauses, schwarzes Haar und gerade, muskulöse Gestalten. Einige waren sehr schlank.

Es sind gegenwärtig mehr als 1000 Maoris auf den Landstraßen in den nördlichen und südlichen Distrikten von der Regierung beschäftigt. Unter diesen hübschen Leuten, welche unter englischen Aufsehern arbeiten und an englische Disciplin gewöhnt worden sind, ließen sich treffliche Rekruten für ein einheimisches Regiment auswählen, und der Gouverneur hat auch bereits hinsichtlich der Einverleibung einer solchen Local-Macht die nöthige Ermächtigung von der englischen Regierung erhalten.

Leider fangen dadurch, daß die europäische wollene Decke an die Stelle ihrer ursprünglichen Kleidung, der Flachsmatte, tritt, Katarrh und Auszehrung unter den Eingebornen an heimisch zu werden; und wirklich, wenn man an den Gruppen kräftig aussehender Maoris vorüber geht, welche schmauchend um ihre Feuer sitzen, bis an die Augen in wollene Decken gehüllt, so wird man durch das unaufhörliche Husten und Keuchen unter

ihnen nicht wenig überrascht. Die meisten haben gar keine andere Bekleidung als dieses schwere, häßliche und unbeholfene Gewand, das jedoch, seltsam genug, mit Anstand, ja selbst zuweilen mit Anmuth und Würde getragen wird. Die wollene Decke oder die Matte wird so umgeworfen, daß sie leichte Falten bildet und den rechten Arm frei läßt, während sie gewöhnlich auf der rechten Schulter durch einen Stift von Menschenknochen befestigt ist. Das Haar der Maori bleibt unbedeckt. Manchmal werden der Zierrath wegen eine oder mehrere große, schwarze Federn mit weißen Spitzen oder eine scharlachfarbene Blume durch das Haar oder durch ein Loch im Ohrläppchen gesteckt, in welchem auch bisweilen Stückchen Jaspis oder Malachit oder eine besondere Art Haifischzahn, mit rothen Siegellackfleckchen, hängen. Eine scheußliche götzenartige Figur, gleichfalls von Jaspis oder Malachit, hängt an einem leinenen Faden auf der Brust derjenigen herab, welche das ziemlich kostbare Kleinod geerbt haben, oder sich anschaffen können. Die Beine und Füße sind immer unbekleidet. Das Tättowiren ist eine große Verunstaltung und giebt einem von Natur gutmüthigen Gesicht einen wilden Ausdruck. Es sollen durch das Tättowiren die Runzeln im Alter verhindert werden, und es ist auch wahrscheinlich, daß sie sich in Folge dessen später einfinden; denn das tiefe Einschneiden in die Wangen muß ziemlich ähnlich wirken wie der Einschnitt in manche Fische, z. B. den Kabeljau, um das Fleisch hart und fest zu machen. Manche von den jungen Stutzern röthen ihre Backen mit rothem Ocker. Die Frauen dagegen tättowiren die Unterlippe mit einem tiefen Blau, was ihnen durchaus nicht gut steht.

Als ich um eine Ecke der Stadt bog, und in den Theil kam, welcher Shortland's Crescent heißt, hatte ich unerwartet eine vortreffliche Gelegenheit, das Ongi oder die nasenreibende Begrüßung der Neu-Seeländer kennen zu lernen. Ein Paar Männer in mittlern Jahren begegneten einem Manne und einer Frau, die von der entgegengesetzten Richtung kamen. Sogleich sich niederkauernd traten sie paarweis zusammen, und indem sie den vorderen Theil ihrer Nasen mit einem feinen Druck zusammenlegten, verweilte jedes Paar eine Zeitlang in dieser merkwürdigen Stellung. Während die beiden Männer unter gelegentlichem Grunzen ihre Nasen aneinander rieben, begnügte sich das Paar, welches beide

Geschlechter umfaßte, mit einem kürzeren Gruße, wobei ihr Mund etwa eine Minute lang in ernstem, regungslosen Schweigen blieb.

Die Maori nehmen indeß nach und nach das Handschütteln der Britten als Begrüßung an, welches vielleicht am geeignetsten dazu ist. Eine ganz unsinnige und unerklärliche Gewohnheit dieses Volkes ist aber das Tangi oder die Ceremonie des Weinens, welche bei Trauerfällen, bei einer Abreise oder beim Wiedersehen nach langer Trennung stattfindet. Hierbei kauern sich die betreffenden Personen nieder und lösen sich ohne weiteres in einen Strom von Thränen auf. Die Thränenableitung scheint ihnen jederzeit zu Gebot zu stehen, wobei denn auch Seufzer, Stöhnen und Schluchzen nach Belieben mit eingemischt werden. Ein scherzhafter Schriftsteller sagt, daß das Tangi nach Bequemlichkeit, so daß es die Geschäfte nicht stört, verrichtet werden könne, oder daß man es, vielleicht um zu zechen, unterbrechen und dann mit Muße wieder aufnehmen dürfe. Dessenungeachtet, obwohl ich recht gut wußte, wie überaus hohl dieser gesellschaftliche Gebrauch sei, hat mich doch sein Anblick mehr als einmal in hohem Grade bewegt. Ein Fall der Art war, als ein Vater und eine Tochter nach langer Trennung am Bord des „Inflexible“ zusammentrafen. Das Weib war die Frau eines Häuptlings, der sich als Passagier auf dem Schiffe befand. Sie war ungewöhnlich schlank für eine Maorifrau, sehr schön, und hatte viel von den eigenthümlichen Reizen der Zigeunerinnen. Bald nachdem das Schiff vor Anker gegangen war, schoß ein Canoe heran und ein Eingeborner von schöner Gestalt trat auf das Deck und sah anscheinend ruhig, doch nicht ohne Bangigkeit umher. In einem Augenblick gesellte sich diejenige zu ihm, welche er suchte. Ihm zu Füßen fallend und ihre Arme um sein rechtes Knie schlingend, neigte sie ihr Gesicht, welches von dem langen schwarzen Haar verhüllt wurde, gegen das Deck, während der Vater, die Hand auf ihrem Kopfe, aufgerichtet dastand. Ihre Thränen fielen in Strömen auf seine Füße, und ich konnte die Muskeln seiner dunklen tättowirten Wangen arbeiten sehen vor Anstrengung sich zu beherrschen.

Ein Freund, der einige Zeit in der Colonie gewesen war, wies mich lachend auf diese Scene hin, als ein gutes Beispiel von Tangi; allein mein Herz sagte mir, daß dies keine Heuchelei von Empfindungen war,

sondern vielmehr die tiefgefühlte Vereinigung zweier Verwandten, die einander durch die natürlichen Bande der Liebe überaus theuer waren. — Ich muß gestehen, daß mein Mitgefühl in ganz anderem Maße erregt wurde, als das des stoischen Vaters. Von künstlerischem Standpunkte aus hätte übrigens das Gefühl nicht beredter ausgedrückt werden können, als durch diese unbewußt angenommenen Stellungen.

Auf einem hübschen Streifzug, den ich mit Kapitän Grey nach der Seilerbahn des Herrn Robertson und anderen Sehenswürdigkeiten der Nachbarschaft machte, lernte ich ein ansehnliches Dorf der Eingebornen kennen, welches in der Mechanik-Bay liegt. Die Hütten zeigten ein höchst jämmerliches und schmutziges Aeußere. Einige schauderhafte alte Frauen waren eifrig beschäftigt, Speisen für ihre Herren Gemahle zu bereiten, von welchen ein Häufchen, in wollene Decken und Flachsmatten eingewickelt, in feierlicher Versammlung am Ufer unter den Canoes saß. Hoffentlich haben die Fleischtöpfe der alten Frauen in denjenigen, auf deren Appetit sie berechnet waren, andere Empfindungen erregt, als in mir. Es war ein Gericht von verfaultem Mais (in solchem Zustande mußte sich nämlich der Mais, wie ich hörte, auf besonderes Verlangen der Speisenden befinden) und einem Korbe getrockneten Haifischfleisches, das einen schauderhaften Geruch verbreitete, während Dutzende dieser ungeheuern Fische, in der Mitte aufgeschlitzt, und in jedem Stadium der Auflösung an der Straße entlang in der Sonne hingen oder lagen, die frische Seeluft verpestend. Dieses Maisgericht, eines ihrer Lieblingsgerichte, ist unvergleichlich ekelhaft. Man läßt die grünen Kolben der Pflanze so lange in kaltem Wasser weichen, bis die Fäulniß eintritt, und dies ist ein unumgängliches Erforderniß der vollkommenen Zubereitung. Was das getrocknete Haifischfleisch betrifft, so erfuhr ich nicht, ob die Art der Behandlung fehlerhaft sei, oder ob der stinkende Fisch absichtlich vorgezogen wird.

Ferner erblickte man dort eine Batterie von einem halben Dutzend Oefen von erhitzten Steinen, welche eine so große Aehnlichkeit mit denjenigen hatten, die nach der Beschreibung der alten Weltumsegler bei der Kocherei der Kannibalen angewandt wurden, daß ich mich fürchtete, nach ihrem jetzigen Inhalte zu fragen.

Neben den Köchinnen waren mehrere kleine Matten ausgebreitet, und Körbe von grünem Schilf oder Flachs, welche als Teller und Schüsseln dienen sollten, standen umher. Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß Finger und Zähne, nebst einem oder zwei Kürbissen als Becher, die einzigen Geräthe bei einer Maori-Mahlzeit sind. Es giebt andere Nahrungsartikel, die nicht so widerwärtig sind, z. B. Herzmuscheln, Miesmuscheln, eine kleine Art von Sprotten und manche größere Fische nebst Aalen und wilden Enten, welche beide in Fallen gefangen werden. Bei besonderen Festlichkeiten giebt es Schweinefleisch. Der Maori theilt den Geschmack des australischen Schwarzen für eine große aus verfaulten Bäumen herausgezogene Käferlarve, welche, über einem Holzfeuer geröstet, dem Mark an Geschmack nicht unähnlich sein soll. Ihre vegetabilischen Stoffe sind ausgezeichnet. Die Kartoffel — besonders im Wellington-Distrikt — ist besser als jede in den australischen Kolonien, selbst die von Van-Diemensland nicht ausgenommen; die Batake oder süße Kartoffel ist ein höchst weichliches Knollengewächs, auf deren Anbau die Eingebornen große Sorgfalt verwenden, und ihren Stolz darin suchen. Die Gärten der Eingebornen bei Auckland enthalten die meisten von den gewöhnlichen europäischen Küchengewächsen, die indeß mehr für den englischen Markt, als für eigenen Verbrauch gezogen werden.

Unter den zahlreichen kleinen Fahrzeugen an der Küste und auf dem Wasser in der Mechanik-Bay waren vier oder fünf das Eigenthum der Eingebornen. Eines fuhr mit vollen Segeln in die Bay ein, und hatte eine Ladung von Ferkeln und Kartoffeln. Der Herr des kleinen Kutters war ein Ureinwohner, und stand auf seinem Hinterdeck, das Steuer regierend. Das Schiffsvolk vor dem Mast bestand aus einem Manne, und dieser Mann war ein Pakeha-Maori oder schwarzgewaschener Weißer! Er war, wie ich erfuhr, tättowirt, mit einer Maorifrau verheirathet, und ganz einfach der Sklave seines halb wilden Herrn. Dieses entartete Individuum war vermuthlich ein entlaufener Sträfling — vielleicht ein Deserteur von der Armee oder einer Schiffsgesellschaft — da man sich wohl sonst nicht erklären kann, wie ein Engländer in Dienstbarkeit unter einem barbarischen Herrn leben könnte.

Es giebt viele Europäer in den inneren Ansiedelungen der Eingebornen, die nach der Weise der Maori leben, und nicht nur tättowirt sind, sondern Matten tragen und an Vielweiberei Gefallen finden; ja einige sind sogar, wie erzählt wird, nicht vor der Menschenfresserei zurückgebebt.

Das Verlangen der unternehmenderen Eingebornen, Schiffseigenthümer zu werden, ist überaus lebhaft, und die Zahl der Küstenfahrzeuge soll in raschem Zunehmen sein. Folgendes Beispiel eines ebenso anständigen als dankbaren Verhaltens Seitens eines Maori, welcher ein Schiff kaufte, möge hier nicht unerwähnt bleiben. Der von dem Erbauer verlangte Preis betrug 100 Lstr. Der Eingeborne bezahlte 80 Lstr. — alles, was er aufzubringen vermochte; allein der Erstere wollte das Schiff nicht eher seine erste Reise antreten lassen, wonach der Maori so sehr begierig war, als bis die ganze Summe entrichtet wäre. Der arme Mann, hierüber tief bekümmert, entdeckte der Frau des Gouverneurs seine Noth und diese lieh ihm die fehlenden 20 Lstr. unter der Bedingung, daß sie binnen drei Monaten zurückgezahlt würden. Ein Pfand oder ein Schuldschein war nicht vorhanden, es war eine reine Ehrensache zwischen den Parteien.

Der glückliche Schiffer nahm Besitz von seinem Schiffe, nachdem er seinen Freunden und Nachbarn die edelmüthige Handlung der Frau des Gouverneurs erzählt hatte; und der Stamm, um sich an Großmuth nicht übertreffen zu lassen, sammelte unter sich, brachte in kleinen Summen den Betrag des geliehenen Geldes zusammen und stellte ihn am Ende des ersten Monats, während der Schuldner umherkreuzte, um wo möglich das Geld bis zum Ablauf des gestellten Termins zu verdienen, der schönen Leiherin in goldnen Sovereigns zu.

Man hört gewiß gern von solchen Charakterzügen eines verhältnißmäßig wilden Volkes, und kann sich des angenehmen Gedankens nicht erwehren, daß solche Handlungen milden Wohlwollens, welche gewiß tief von dem Volke empfunden werden, viel eher geeignet sein müßten, seine vollständige und aufrichtige Unterwerfung herbeizuführen, als es durch kriegerische Maßregeln je erwartet werden dürfte.

Die Seilerbahn des Herrn Robertson, sowie das schöne Material selbst, der neuseeländische Flachs, erregte in hohem Grade mein Interesse. Das Material wird von den Eingebornen in großen Körben in's Gehöft

gebracht, indem die Ladung eines gewöhnlichen Mannes etwa 8 Schill. 6 D. einbringt, was für einen Maori-Arbeiter kein schlechter Verdienst ist. Der Flachs wird aus dem rohen Blatte durch die Frauen bearbeitet, welche die der ganzen Länge nach sich ausdehnenden Fasern von der grünen Haut des Blattes trennen, indem sie es mit einer Muschelschale auskratzen. In Europa wird der Faden bekanntlich aus dem Halm gewonnen, allein die beiden Pflanzen sind auch völlig von einander verschieden. Manche Proben schönen Flachses, besonders von den mehr kultivirten Sträuchern, waren ungemein schön, und glichen an Farbe und fast sogar im Gewebe dem Rohprodukt des Seidenwurms. Dieser werthvolle vegetabilische Stoff läßt sich zu einem Schiffstau eben so gut wie zu der Spitze für einen Damenschleier, zu einer Halfter für den Galgenvogel eben so wie zu der Blonde für eine Braut bereiten. Ich besitze einen von einer geschickten Dame verfertigten Arbeitsbeutel, in welchem der Tahori oder feinste Flachs, in den sogenannten Kaitaka-Stich verarbeitet, all den weichen Glanz der Floßseide zeigt. So zähe ist die Substanz, daß, selbst wenn sie eben aus der Wurzel geschnitten ist, eines der langen flaggenartigen Blätter gewöhnlich als ein Gurt gebraucht wird, um schwere Lasten auf den Schultern von Menschen oder den Rücken von Thieren zu befestigen, und bei der Errichtung der stärksten Schanzen dient es dazu, die Pfähle des Zaunwerks zusammenzubinden. Der Hera-keke (neuseeländer Flachs) wächst von selbst in den meisten Theilen von Neuseeland und findet sich da auf jeder Art von Boden. Ich habe ihn mit gleicher Ueppigkeit in dem dürren Krater eines erloschenen Vulkans wie in dem schwarzen Alluvialboden eines Morastes — im Thal, auf den Abhängen, und auf den Berggipfeln blühen sehen. Wenn erst die Behandlung durch Maschinen an die Stelle der langsamen Bereitung mit der Hand getreten ist, so wird der neuseeländische Flachs vermuthlich ein sehr wichtiger Ausfuhrartikel werden.

Am Weihnachtstage wurde in Auckland der Gottesdienst in der kleinen von Ziegeln erbauten St. Paulskirche begangen. Das Innere war im Weihnachtsgeschmack hübsch dekorirt mit den graziösen Wedeln der Baumfarrn, von denen manche, acht und zehn Fuß lang, die Fenster bedeckten. Ich bemerkte keinen von den Ureinwohnern in der Versammlung, auch weiß ich nicht, ob man sie einladet oder ihnen gestattet, die Kirche des Kirchspiels

zu besuchen, indem dort besondere Bethäuser, getrennt von der weißen Bevölkerung, für ihre geistliche Belehrung bestimmt sind. Ich bemerkte indeß mehrere buschige Köpfe und wilde tättowirte Gesichter, welche bisweilen während des Gottesdienstes durch die Fenster guckten, und gegen das Ende desselben stahlen sich zwei oder drei in das Gebäude, blickten einige Minuten lang starr um sich her und zogen sich dann still wieder zurück.

Als ich am Nachmittag umherschlenderte, kam ich vor der Thür der Maori-Kapelle unweit der Stadt vorbei, woselbst eine sehr aufmerksame und zahlreiche Versammlung beschäftigt war, in vortrefflichem Takt und Ton einen wohlbekannten Psalm in ihrer eigenen Sprache zu singen. Wie ein chinesischer Künstler, der nach einem Muster arbeitet, in ein neues Gewand alle die an einem alten bemerkbaren Löcher und sonstigen Mängel getreulich hineinkopirt, so ahmten die neuseeländischen Christen sklavisch die Gesangsweise der englischen Landleute selbst bis auf den näselnden Ton nach.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, als der Gouverneur und ich von einem Spaziergang nach dem Gipfel des Berges Eden zurückkehrten und eben um eine von den Ecken des Vulkans bogen, kamen wir plötzlich zu einem Weiler, der vermuthlich einer Partie Eingebornen gehörte, welche beständig von der Regierung mit Steinbrechen am Fuße des Hügels beschäftigt wurden. Ich erinnere mich nicht, daß jemals eine interessantere und eindrucksvollere Scene meine Blicke auf sich lenkte, als die, welche sich uns in dem kleinen Thale zu unsern Füßen darbot. Etwa achtzig bis hundert Maoris von jedem Alter und Geschlecht standen, saßen oder lagen unter den niedrigen Farrnkräutern vor ihrem Dorfe in solchen Gruppen und Stellungen wie der Zufall es gewollt hatte. In der Mitte, auf einem etwas erhöhten Wall, stand ein eingeborner Lehrer, im Gesicht stark tättowirt, aber in verständige schwarze Kleider von europäischem Schnitt gehüllt, und legte ihnen, mit einer Bibel in der Hand, das Evangelium in ihrer eigenen Sprache aus. Unsere Hüte abnehmend, traten wir näher, um an der Versammlung Theil zu nehmen. Kein Kopf drehte sich nach uns um, kein neugieriges Auge oder Ohr wurde durch die Ankunft der Fremden angezogen (wie es so oft in gebildeteren Gesellschaften

geschieht), obwohl der Gouverneur zu denselben gehörte. Ihre ruhigen und ernsten Blicke waren voll Aufmerksamkeit auf den Prediger geheftet, welcher seinerseits mit einer kräftigen und einnehmenden Stimme und mit eben so kräftigem als lebendigem Gebehrdenspiel seine Lehre einschärfte. Die Predigt war augenscheinlich extemporirt, aber es war weder Armuth an Worten noch Mangel an Stoff wahrzunehmen. Sie wurde mit der größten Geläufigkeit gehalten und gelegentlich auf die heilige Schrift Bezug genommen und Stellen aus ihr citirt. Die wilde Oertlichkeit dieses im Freien gehaltenen Gottesdienstes (im Schoße gleichsam eines durch seine eigenen Zuckungen in Stücke zerrissenen Berges — mitten in aufgehäufter Lava und Schlacken, mit dem im Winde wehenden Farrenkraut und Flachs) verlieh der Scene eine eigenthümliche Feierlichkeit. Die tiefe Abgeschiedenheit des Ortes, wo dieselbe stattfand, versetzte mich manches Jahrhundert in der Weltgeschichte zurück. Man mußte gewaltsam seine Gedanken zusammen nehmen, um sich zu erinnern, daß die Versammlung, in welche wir gerathen waren, nicht aus irgend einer geächteten und verfolgten Sekte bestehe, welche verurtheilt ist, in Furcht und Zittern, bedroht von der Strafe der Tortur und des Schandpfahls, im Geheimen ihre Gebräuche zu verrichten. Nahebei trafen wir einen jungen Engländer, welcher sich als den Aufseher der einheimischen Steinbrecher zu erkennen gab, und der uns mittheilte, daß er am Morgen sechzig derselben nach der Kirche geleitet habe.

Die ursprüngliche Maori-Religion ist von so unbestimmter Natur, daß sie leicht von einer ersetzt werden kann, deren Lehrmeinungen ebenso einfach als bestimmt sind; und wenn dies Volk einmal die letztere angenommen, so hält es an ihr mit bewunderungswürdiger Zähigkeit fest, und läßt sich sogar viel weniger als bisweilen bei alten Anhängern dieses Glaubens der Fall ist, durch weltliche Vortheile zu der geringsten Abweichung verleiten. Als Beweis davon möge die Notiz dienen, welche ich in dem Tagebuche eines höhern Offiziers in Neu-Seeland verzeichnet fand. Er erzählt nämlich, daß er und seine Mitreisenden einst dadurch, daß sie einen Tag lang in einem christlichen Dorfe der Eingebornen verweilten, ungemeine Entbehrungen erdulden mußten, weil der Häuptling desselben, welcher sonst überaus höflich und gastlich war, durch keine Ueberredungskunst

dazu gebracht werden konnte, an diesem Tage, einem Sabath, irgend ein Thier zum Lebensunterhalt der Reisenden zu tödten.

Es war zu Anfang des Jahres 1848, als die neue Verfassung für die Colonial-Regierung bekannt gemacht wurde, worauf die Einweihung des jetzigen Gouverneurs als Gouverneur en Chef folgte. Die Feierlichkeit fand in den Gärten des vizeköniglichen Palastes statt, im Beisein einer großen Versammlung von Ihrer Majestät weißen, braunen und weißbraunen Unterthanen, in rothen Jacken und blauen Jacken, schwarzen Röcken, braunen Röcken und Unterröcken, Seiden- und Atlasstoffen, Flachsmatten und wollenen Decken — eine buntscheckige Menge. Vor dem Hause war die Grenadier-Ehrenwache des 58. Regiments, steif und bewegungslos — ein scharlachrother mit Schwarz bedeckter Wall — aufgezogen. Mit den thurmhohen Bärenmützen ließen diese vierschrötigen Bursche selbst die schlanksten Maoris als winzig klein erscheinen. Rings um die Garde und im starken Contrast dazu, sah man niedergekauert, und in den mannigfachsten Lazzaronistellungen, auf dem weichen Rasen einen Schwarm von braunen Wilden, mit ihren Weibern und Kindern, welche in stummem Erstaunen auf die ihnen unverständliche Schwurceremonie hinstarrten. Die beiden Gegenstände, welche am meisten ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken schienen, waren die große Trommel des Musikchors und die großen Perrücken der Kronjuristen. Die letzteren waren, wie man mir erzählte, besonders der Gegenstand lebhafter Erörterung für sie.

Auf die Einweihung folgte eine Parade von etwa 700 christlichen Eingebornen, die in Kompagnien unter bestimmten Führern vertheilt waren, wobei jede Kompagnie eine bestimmte Uniform von farbigem Kattun mit Mützen von grünen Flachsblättern oder einer anderen einfachen Erfindung trug. Wenn man die Reihen hinab ging, war es schmerzlich, zu sehen, wie viele von diesen armen Leuten an scrophulösen Krankheiten litten, ein Uebel, das sie ihrem früheren Verkehr mit weißen Nationen zu verdanken haben. Auf das Verlangen einiger von den europäischen Zuschauern folgte ein grandioser Kriegstanz, an welchem fast alle vorhandenen männlichen Eingebornen und sogar einige von den Frauen Theil nahmen. Einige Offiziere, die einen solchen Tanz als Vorbereitung auf wirklich blutige Thaten gesehen hatten, erzählten mir zwar, daß dies eine sehr zahme

Darstellung des nationalen Tanzes sei; doch war der Kriegstanz im Friedensstyl für meinen Geschmack immer noch schaudervoll genug. Die Grimassen waren über alle Vorstellung abschreckend — die Augen verdreht, daß nichts als das Weiße sichtbar war, die Zunge hervorgestreckt bis an die Grenze der Möglichkeit, diabolisches Grinsen, wilde, stechende Blicke, bitteres Lächeln, Zischen, Stöhnen, Schaudern, ebenso sichtbar als hörbar, furchtbare Verrenkungen und Zuckungen des Körpers und der Glieder, das Ganze begleitet von einem rezitativen Gesang, und mit einem schrecklichen und allgemeinen Gebrüll endigend, so daß der Erdboden dröhnte.

Die Scene machte einen so unangenehmen Eindruck auf mich, daß ich, nachdem ich wenige Minuten nur die teuflischen Gesichter betrachtet hatte, um die Flanke herumging, um mir die dahinter befindlichen Frauen und Kinder anzusehen. Als ich meine Neugier befriedigt hatte, kehrte ich dicht hinter dem Nachtrab der vierfachen Reihe springender und heulender Dämonen zurück: da, auf irgend ein geheimes Signal, wandte sich der ganze Trupp so plötzlich und mit einem so betäubenden Schall rechtsum, daß ich beinahe rückwärts auf eine Gruppe kleiner Kinder fiel, die auf dem Rasen zappelten. Das Angenehmste bei diesem Tanz ist der wunderbar richtige Takt in den Augen, Gliedern und Stimmen, ohne Hülfe eines Flügelmannes, und trotz einer so bedeutenden Anzahl von Tanzenden.

V.

Tahiti.

Die Gebirge Tahiti's lagen jetzt dicht vor uns. Welch' ein Unterschied zwischen diesen und den Sandwich-Inseln! Dort nackte Hügelrücken und Lavamassen, gelbe dürre Felsen und öde Hänge, nur das niedere Land und die Thäler, und selbst diese nicht bis oben hinauf, bewachsen; hier die üppigste Vegetation vom untersten Rand der See bis weit oben zu den schroffsten und höchsten Spitzen der äußersten Felsrücken hinauf. Dort

die Palmen sparsam zerstreut, und nur am Wasserrand und in den tiefsten Thälern; hier in dichten Waldungen unten am Strand und überall die niederen Hügel hinüber in bald kleinen, bald größeren Gruppen. Es war ein Unterschied wie Tag und Nacht, und das Auge weilte mit Entzücken auf den grünen fruchtbedeckten Hängen, den kühlen Thälern und schattigen Waldungen dieser wunderschönen Insel.

Wir bekamen übrigens Zeit genug, das Ufer, von dem meine Indianer jedoch natürlich nicht die mindeste Notiz nahmen, zu betrachten und zu bewundern; denn wir hatten den ganzen Nachmittag vollkommen Arbeit, uns bis zu dem Hafen von Papetee hinanzuarbeiten. Erst mit einbrechender Dämmerung sahen wir um eine Spitze die Häuser und einzelne Schiffe im Hafen vor uns liegen, und als es dunkler wurde, blitzten uns von dort Lichter entgegen.

Was bedeuteten die gleichbrennenden Lichter in regelmäßigen Entfernungen am Strande? Straßenbeleuchtung? Näher und näher kamen wir, zwischen einem jener dort vor Anker liegenden Schiffe fuhren wir durch, und mein alter Indianer, der schon mehrmals hier gewesen war, zeigte jetzt auf eines der Lichter als unsern Landungsplatz. Ich hielt darauf zu, und — es war eine Straßenlaterne — eine ehrliche alte Straßenlaterne mit trübem, gemüthlich flackerndem Oellicht, dicht unter einem Palmbaum, und darüber strahlte und funkelte das südliche Kreuz.

Unser Boot stieß auf den Strand; ich sprang an's Land. Der Strand war gerade da, wo wir landeten, sehr belebt, eine Masse Indianerinnen und Indianer und Weiße aller Gattungen trieben sich untereinander herum, und es schien ein ganz außergewöhnliches Leben hier zu herrschen, als plötzlich die kriegerischen Töne eines Trommelwirbels, und zwar gar nicht weit von uns entfernt, herüber tönten. Es war der regelmäßige Abend-Apell. Eine halbe Stunde später etwa folgte ein Kanonenschuß, und nach diesem darf kein Indianer mehr in den Straßen gefunden werden. Noch vor diesem hatten sich aber die Schaaren sämmtlich verlaufen, und die ganze kleine Stadt lag um 8 Uhr so still und öde, als ob die Pest in ihren Mauern herrsche.

Ich wanderte indessen am Ufer auf und ab, um ein ordentliches Gasthaus zu finden, wo ich logiren konnte; trotz der Masse von Trinkläden und

Schenkständen aber, ja trotz einigen wirklich sobenannten Hôtels, war kein solcher Platz aufzutreiben, und ich beschloß, diese Nacht lieber noch einmal an Bord meines Bootes zu schlafen. Das war übrigens leichter gedacht als ausgeführt; wegen des Wellenschlags dicht am Ufer hatten die Indianer das Boot fast hundert Schritte in See hinausgenommen, und schliefen schon wie die Ratten; am Strand mochte ich auch nicht liegen bleiben, zog also meine Kleider aus, watete, so weit das gehen wollte, hinüber, und nahm endlich, als das Wasser zu tief wurde, den kleinen Pack in die linke Hand und schwamm zum Boot. Eine Viertelstunde später lag ich, mein Gesicht der freundlichen Straßenlaterne zugekehrt, warm in meine Decken eingewickelt, im Boot und verträumte meine erste Nacht in Tahiti.

Mit dem Kanonenschuß, der den dämmernden Tag verkündete, wachte ich auf und konnte auch nicht wieder einschlafen, denn ich war neugierig, den Hafen von Papetee, von dem ich so viel schon gehört und gelesen, bei Tageslicht bewundern zu können. Wie es aber gewöhnlich geht, wenn die Erwartungen von irgend etwas zu hoch gespannt sind, so ging es auch mir hier; ich fand sie, wo ich etwas großartig Schönes erwartet hatte, keineswegs in dem Grade befriedigt. Die Gebirge, die den Hintergrund bilden, sind allerdings hoch und, wie schon gesagt, bis in die höchsten Gipfel, in die schroffsten Hänge hinein bewaldet; sie laufen aber allmälig zu weit von der Küste zurück, und haben zu wenig scharfe Contouren, um irgend ein pittoreskes Panorama zu liefern.

Aber ein liebliches Bild bot der stille, an der einen Seite von freundlichen Wohnungen und Gärten, auf der andern von schäumenden Riffen eingefaßte Hafen der schönen Insel, und ein kleines palmenbewachsenes Eiland, das gerade im Eingang lag, und früher den Königen dieser Insel-Gruppe zum Aufenthalt gedient hat, stach wahrhaft reizend gegen den Hintergrund nach der Seeseite ab, den zur einen Hälfte das weite Meer, zur andern die zackigen Bergrücken Imeo's bildeten. Oben und unten formten zwei gegen die Riffe auszweigende Landzungen einen förmlichen Halbkreis, in dessen innerm Zirkel die Stadt Papetee lag. Von der See sah der Ort nun freilich nicht recht wie eine Stadt aus, er glich eher einer ununterbrochenen Reihe von mit Gärten umgebenen Landhäusern, wie sie sich in der Nähe einer großen Stadt finden, hätten nicht die hie und da ausragenden ächt

yankeeartigen „Hôtel“-Schilder den Eindruck ländlicher Zurückgezogenheit gestört und auch dieser abgelegenen Insel den kalifornischen Stempel und das kalifornische Motto: „Geld um jeden Preis“, aufgedrückt.

Die Indianer hatten mit Tagesanbruch das Boot wieder dicht an's Land gebracht, wobei sie, beiläufig gesagt, nicht wenig erstaunt waren, mich an Bord zu sehen, da mich Niemand von ihnen kommen gehört, und schleppten ihren (unterwegs gefangenen) Haifisch zu Strand. Kaum wurden diesen aber die Eingeborenen gewahr, als sie auch schon in Hast herandrängten, und so rasch die Stücke nur abgeschnitten werden konnten, rissen sich die Käufer darum. Der Marktmeister legte sich aber hier bald in's Mittel, denn sämmtliche zum Verkauf nach Papetee gebrachten eßbaren Sachen müssen auf den Markt geschafft und dort ausgeboten werden, wobei sie einen von der Regierung bestimmten festen Preis haben. Meine Indianer wurden beordert, ihren Hai zum Markthaus zu nehmen. Es war aber nur noch der Schwanz des ganzen sieben Fuß langen Fisches übrig geblieben, mit diesem machten sie sich bereit, dem Befehle Folge zu leisten. Zwei der gierigsten Käufer überhoben sie der Mühe des Tragens, denn sie faßten, damit ihnen Niemand anders zuvor kommen konnte, an beiden Seiten den Fisch an, und marschirten auf solche Weise damit ab.

Ich machte mich jetzt auf die Wanderung nach einer Wohnung, fand aber, daß das nicht so leicht war. Vor allen Dingen mußte ich mir auch wieder einige Kleidungsstücke anschaffen, und ging deshalb in einen der englischen Läden. Nach meinem Anzuge konnten sie dort wohl bald sehen, daß ich erst kürzlich hier angekommen war, und als ich den einen der im Laden Stehenden auch noch fragte, wo hier wohl das beste Gasthaus zum Logiren sei, meinte er, das würde sehr schwer halten, da die Hôtels hier keineswegs auf Logiren eingerichtet seien, und Jeder, der hier längere Zeit bliebe, sich gewöhnlich ein kleines Zimmer miethe, und dann nur zum Essen in ein Wirthhaus ginge. „Uebrigens“, meinte dann der gute Mann mit einem freundlichen Lächeln, „mit welchem Schiff sind Sie denn eigentlich gekommen, es ist doch seit drei Tagen keines hier eingelaufen?“ Ich sagte ihm, daß ich mit einem Wallfischfänger bis Maiao gekommen, und von dort in einem Boot hier herüber gefahren sei.

„In einem Boot? — also mit einem Wallfischfänger — Bootsteurer?“

„Bootsteurer", erwiederte ich ihm jetzt, vollkommen in mein Schicksal ergeben, und nur noch die Kleinigkeit Ehrgeiz für mich rettend, nicht für einen gemeinen Matrosen gehalten zu werden.

„Dann wird es aber Schwierigkeiten haben, daß Sie hier eine Aufenthaltskarte bekommen", fuhr der Mann fort; „die Polizei ist hier sehr streng, und ohne Aufenthaltskarte darf Sie Niemand über Nacht behalten."

Aufenthaltskarte, Straßenlaternen, Polizei — weiter fehlte mir jetzt gar nichts, als auch noch die bescheidene Forderung eines Heimathscheins. Mir wurde ganz weh und weich um's Herz, und ich sah den Mann gerührt an. Dieser hielt das aber wahrscheinlich für Angst, denn er suchte mich zu beruhigen, und meinte, das ließe sich Alles machen, wenn ich hier nur einen guten Freund fände, der für mich gut sagte.

Ich versicherte ihn, daß ich mein Möglichstes thun würde, mich zu beruhigen, kaufte was ich brauchte, und mehr als er wahrscheinlich erwartet hatte, und wanderte dann nach der Polizei hinunter, mich dort erst einmal zu erkundigen, was nöthig sei. Der Polizeikommissär war nicht da, und ich wurde eine Stunde später hinbeordert; der Schreiber, der dort war, sagte mir aber, daß eine Bürgschaft wohl nöthig sein würde.

Ich ging jetzt zum amerikanischen Konsul, einem Herrn Gray, dem ich meine Empfehlungsschreiben unseres amerikanischen Konsuls in Leipzig, des Herrn E. Flügel, überreichte. Dadurch konnte ich mich jedenfalls legimitiren, und das wenige, was er zu thun brauchte, war, mir ein Paar Zeilen an das Polizeibureau zu geben. Statt dessen zog er es vor, mir das „American Hôtel" zum Aufenthaltsort zu empfehlen; der Wirth desselben würde für mich gut sorgen; ich sollte ihn nur zu ihm bringen, er wolle mit ihm sprechen.

Da ich nicht gesonnen war einen Wirth für mich Bürgschaft leisten zu lassen, empfahl ich mich Herrn Gray und ging einfach wieder auf die Polizei zurück, zeigte dem jetzt anwesenden Kommissär meine Papiere, wurde von diesem auf das freundlichste empfangen und erhielt ohne weiteres meine Aufenthaltskarte.

Bei meinem Morgenspaziergang hatte ich ein Schild mit der Inschrift: Merz, tailleur, taylor, Schneider gesehen, und diesen beschloß ich jetzt auf-

zusuchen, vielleicht konnte ich dort ein Zimmer miethen, und dann hatte ich wenigstens meine Sachen sicher.

Der kleine Schneider saß gerade mit einem Engländer, einem Franzosen und einer Indianerin — der Frau des Franzosen, beim Frühstück, und ich war nach den ersten fünf Minuten schon fest entschlossen, bei diesem Schneiderlein, wenn es nur irgend möglich sein sollte, zu wohnen.

Es war dies wahrlich ein „Charakter"; er unterhielt sich bei Tisch mit uns allen Vieren, mit jedem in seiner Sprache, und radebrechte alle vier Sprachen — ich kann nicht sagen auf eine so schauerliche, nein — auf eine so lustige Weise, daß ich eine ganze Weile gut aufpassen mußte, um herauszubekommen, welche er gerade bearbeitete. Er war ein Straßburger, und hatte sich damit ein Recht erworben, kein Deutsch zu sprechen, aber er sprach auch kein Indianisch, kein Englisch und kein Französisch, obgleich er in allen vier Sprachen Geschichten erzählte. Eine halbe Stunde später kam auch noch ein Spanier dazu, mit dem er sich aber indianisch unterhielt, nachdem er ihm vorher gesagt hatte: „me no sabe you speak;" zu deutsch: mich nicht weiß, Ihr sprecht.

Glücklicherweise hatte er ein Zimmer zu vermiethen, und er freute sich ebenso es los zu werden, als ich es zu bekommen. — Unsere Hauptsorge war nun, meine Sachen jetzt aus dem Boot, das wir bis ungefähr 150 Schritt vom Haus bringen konnten, unter Dach und Fach zu schaffen. Der Kanaka, den er im Hause hatte, sollte mir dabei helfen, und er machte sich selber bereit, mit mir hinunter zu gehen. Die Miethe für das Zimmer, aber auch nur für das Zimmer, ohne Tisch, Bett oder Stuhl, betrug einen Dollar für die Woche.

Vor allen Dingen that mir jetzt ein Bad Noth, und mein kleiner Schneider versicherte mich, daß wir in einer halben Stunde etwa einen reizenden Badeplatz in frischem Wasser, und zwar in dem Bergbach hätten, der in der nächsten Schlucht aus dem Gebirge herniederkam. Salzwasser hatte ich in der letzten Zeit genug gehabt, ich sehnte mich nach frischem Wasser, und da mein Wirth sich geneigt zeigte, mich zu begleiten, so wanderten wir langsam einen hübschen breiten Weg zwischen Gärten und Orangenbäumen in's Freie. Rechts in ein Dickicht von Guiaven einbiegend,

folgten wir etwa hundert Schritt einem kleinen Fußpfad, und erreichten bald darauf einen wirklich reizenden, unter Büschen halb versteckten Badeplatz, in dessen klarem Wasser sich schon ein halbes Dutzend Franzosen lachend herumtrieb. Der Platz war gänzlich von Guiaven und einzelnen Zitronenbäumen beschattet und das Bad wahrhaft stärkend und erfrischend.

Papetee — wie Stadt und Hafen dieser Insel genannt wird — böte, wie ich schon oben bemerkte, von der Seeseite den Anblick einer Reihe von Lusthäusern, störten nicht eben die vorragenden Hôtelschilder diesen freundlichen Eindruck. Die nächste Straße aber, welche zugleich das ganze Innere der Stadt bildet, gleicht, einen kleinen Theil derselben, wo mehrere Wirthshäuser und Läden sind, ausgenommen, ganz und gar einem Garten, und ein dichter Wald von Brodfruchtbäumen, Bananen, Pawpaws und Orangen, verbirgt mehr als er umgibt die in seinen Schatten hineingeschmiegten freundlichen Wohnungen, die theils aus Indianerhütten, theils aus mehr europäischen Gebäuden gleichenden Häusern bestehen. Hohe Cocospalmen ragen überall aus dem dunkeln Laub der niederen Bäume heraus, und der Anblick dieses stillen ländlichen Platzes ist wirklich reizend.

Die französische Regierung hat in Papetee schon mehrere ziemlich bedeutende Gebäude angelegt, und auch sonst viel nützliche Anlagen gemacht. Die sogenannte Broom-road oder Besenstraße, welche die ganze Insel umzieht, ist eine von diesen, obgleich die Indianer, die umsonst daran arbeiten mußten, mit der ersten Anlage keineswegs einverstanden sein mochten.

Eine andere vortreffliche Einrichtung ist die Wasserleitung, wodurch das Wasser durch eine eiserne Röhre bis an ein steinernes, die Bay begränzendes Werft geführt wird und dort in einem etwa zwei Zoll starken Strahl in die See läuft. Die in der Bay liegenden Schiffe brauchen ihre Boote nur mit den Wasserfässern dorthin zu senden, und können dieselben solcher Art auf die leichteste und bequemste Weise füllen.

Es war ein Sonntag, und in die buntesten Kattune gekleidete Gestalten durchwanderten die Straßen. Morgens früh hatte es etwas geregnet, gegen 10 Uhr klärte es sich aber wieder auf, und ich ging jetzt aus, auch einmal eine der Kirchen der Eingeborenen zu besuchen.

Ziemlich am äußersten Ende der Stadt stand die mir nächste — ein großes hölzernes Gebäude, einfach, aber seinem Zweck vollkommen

entsprechend und luftig gebaut. Vier Thüren an den vier verschiedenen Ecken standen sämmtlich geöffnet, der innere Raum war schon mit geputzten Kanakas fast ganz gefüllt, und die Stimme des Predigers, eines englischen Missionärs, schallte, in der Sprache der Eingeborenen natürlich, daraus hervor.

Ich trat ein und ließ mich auf der mir nächsten Bank nieder. Die Kirche roch entschieden nach Cocosnußöl und Haifisch — die Ausdünstung der Eingeborenen hat einen dem ziemlich ähnlichen Geruch. Die bunte Tracht der Eingeborenen aber, die dunkeln ausdrucksvollen Gesichter, die schwarzen funkelnden Augen, dazu der weiße Mann, der hinter dem einfach mit einem weißen Tuch bedeckten Altar stand, den Kindern einer fremden Raçe eine fremde Religion gebracht hatte und ihnen diese nun in ihrer eigenen Sprache verkündigte, dazu draußen die wehenden Palmen und das murmelnde Brausen der Brandung, das deutlich bis zu uns herüber tönte — ich weiß nicht, es machte einen wunderbaren Eindruck auf mich, und wunderliche Gedanken waren es, die mir Herz und Sinn dabei durchkreuzten.

Der Prediger war ein alter, ehrwürdig aussehender Mann mit schneeweißen Haaren (ein Herr Orsmond), der schon seit dreißig Jahren auf dieser Insel lebte und, wenn ich nicht irre, einer der ersten gewesen ist, die Gottes Wort zu diesen „heidnischen Völkern" brachten. Er sprach ohne Prunk und Salbung, in schlichter einfacher Weise zu den Leuten, seine Bewegungen waren dabei natürlich und anspruchslos, er erzählte ihnen augenscheinlich etwas, das ganz in ihrer Art zu denken lag. Er steht auch, wie ich später hörte, bei den Eingeborenen in hoher Achtung. Leider verstand ich aber nicht die Worte seiner Rede. Meine Augen hatten dafür um so reicheren Schmaus unter der Auswahl von indianischen Charakteren, die der Gottesdienst hier versammelt hatte.

Neben mir saßen ein Paar tahitische Stutzer, die offenbar einen ungemeinen Fleiß auf ihre heutige Toilette verwandt hatten. Komisch war bei ihnen die Vereinigung der europäischen und tahitischen Tracht. Oben waren es würdige, allerdings etwas braun aussehende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, in einem so unbequemen Frack, wie nur je einer in der ganzen civilisirten Welt getragen wird, mit weißem Hemd, weißer

Halsbinde, weißer Weste, weißen Handschuhen und auf das sorgfältigste frisirten Haaren; aber der untere Mensch gab der ganzen Geschichte den Todesstoß; der steckte, dem schwarzen feierlichen Frack zum unmittelbaren Trotz, in einem rothkattunenen Lendentuch, und aus diesem schauten die rothen, nach obenhin tättowirten Beine so unschuldig und nackt in die Welt hinein, als ob hinten zwei schwarze Zipfel nicht etwa mißtrauisch nach ihnen hinunterschielten und, wenn auch noch in weiter Ferne, ein Paar eben solche unerträglich warme Hosen ihrer bis dahin unbehinderten Freiheit drohten.

Am interessantesten war mir eine Frau, die mir schräg gegenüber auf einer der hölzernen Bänke saß und im Anfang, als ich eintrat, aufmerksam der Predigt gefolgt war, jetzt aber — als ob diese eine andere Ideenfolge in ihr geweckt hätte — des Redners weiter nicht mehr achtend, ihren Gedanken nachzuhängen schien. Es war eine etwas korpulente Person, hoch in den Dreißigen, sie trug die schwarzen Haare schlicht heruntergekämmt, und als Schmuck nur ein Paar breite Ringe in den Ohren. Ein schwarzes weites Seidenkleid fiel ihr erst bis auf die Knöchel herunter, jetzt aber hatte sie die Füße auf die Bank heraufgezogen, die sie mit der linken Hand hielt, und die bis zum untern Theil der Waden unter dem Kleid hervorsahen.

Die Beine waren vom Knöchel etwa eine Spanne aufwärts tättowirt, und ihre Blicke hingen mit einem eigenen Ausdruck an diesem alten, jetzt durch die neue Religion verbannten Schmuck. Was mußten ihre Gedanken sein, als sie diese blauen wunderlich durchschlungenen Linien, die ihrer Haut für das ganze Leben eingegraben waren, betrachtete! Sie zupfte an hrem langen seidenen Kleide, und griff sich, wie unbewußt, nach den Ohren, die keine Sternblumen mehr, sondern nur die breiten goldenen Ringe trugen; dann warf sie das Kleid wieder über ihre Füße, als ob sie die Tättowirung derselben nicht länger sehen wollte, ließ sie herunter, bog die Stirn über ihre auf die Lehne der Vorderbank gefalteten Hände nieder und schien tief und brünstig zu beten.

Die Ceremonie wurde jetzt unterbrochen; die Predigt war geendet, und der Prediger stimmte einen Gesang an. Er las erst den Vers einer tahitischen Hymne vor und fing dann selber an ihn zu singen. Die erste Linie sang er ganz allein, in der zweiten fielen hie und da ein Paar schwache

schüchterne Stimmen ein; mit jeder Strophe schienen die Sänger mehr Muth zu bekommen, und das im Anfang so leise Lied schwoll bald zu einem vollen, gar nicht unmelodischen Gesange an, in dem sich zweite Stimmen, Baß und Sopran deutlich und angenehm schieden.

Diese Insulaner haben überhaupt Sinn und Ohr für Musik, und mehrmals während meines dortigen Aufenthalts sah ich Abends vier oder fünf junge Burschen an irgend einer Straßenecke, bald von einer Anzahl Eingeborener umgeben, niederkauern, und einen mehrstimmigen, wirklich melodischen Gesang beginnen.

Nach einem kurzen Gebet, während dessen sämmtliche Kirchengänger sich erhoben und dem Prediger den Rücken drehten, war der Gottesdienst geschlossen.

An dem nächstfolgenden Donnerstag erblickte ich zu meiner Verwunderung des Nachmittags die Kanaka-Frauen sämmtlich in großer Galla; ich erfuhr aber bald, daß alle Donnerstag und Sonntag bei dem Gouverneur Militärmusik ist und in Folge hiervon diese beiden Tage zu ordentlichen Festtagen geworden sind, an denen die Eingeborenen ihre buntesten Kleider, ihren schönsten Putz zur Schau tragen. Dieser besteht nun allerdings meistens in Blumen und Guirlanden, und die Männer schmücken sich auch manchmal mit Franzen der gelb gewordenen langen Bananenblätter, oder mit den gelben Nüssen der Palma Christi, wie die Sandwich-Insulaner; die Indianer hier haben aber auch noch einen eigenthümlichen Putz, den sie mit ungemeinem Geschmack und großer Zartheit zu verfertigen verstehen und den besonders die Frauen, manchmal aber auch die Männer tragen. Es ist dies eine Art Diadem, das sie aus den bastartigen Theilen der Arrow-Root-Pflanze bereiten. Zuerst gewinnen sie lange schneeweiße Streifen Bast, aus denen die Frauen sich auch Hüte verfertigen (aber beiläufig gesagt, nach europäischem Geschmack, wie sie unsere Damen tragen, was diesen braunen Gesichtern wirklich abscheulich steht.) Aus diesen feingeschabten Fasertheilen flechten sie dann Kronen und Kränze, an denen oft lange Büschel des Urstoffs wie Roßschweife aushängen und im Winde wehen, sich in den schwarzen Haaren aber ausgezeichnet machen und den außerdem interessanten, ausdrucksvollen Gesichtern dieser schönen Menschenraçe einen eigenthümlich pittoresken Anstrich geben.

Manchmal, aber selten (denn sie sind etwas mühselig zu bekommen), tragen sie auch eine kleine rothe erbsenartige Beere — feuerroth mit einem schwarzen Punkt — als Perlenschmuck. Ich habe auch schon gesehen, daß sich die Mädchen aus den Knöpfen der reifen Ananasfrucht Perlenschnüre machen und diesen duftenden Schmuck in die Haare flechten.

Ungemein reinlich tragen sich Männer wie Frauen; ihre bunten Kattunkleider und seidenen Tücher — denn auf die letzteren halten sie sehr viel — sind immer frisch aus der Wäsche, die Haare glatt gekämmt und geölt und ihre Hände rein und sauber. Sie sind wie eine Art Amphibie, und man kann tagtäglich junge Leute beider Geschlechter am Strand drei bis vier Stunden lang in einem Strich bis an den Gürtel im Wasser stehen sehen und nach kleinen Fischen angeln.

Tahiti war früher berühmt wegen seiner Tättowirung, jetzt haben es aber die Missionäre „aus der Mode gebracht," und man sieht nur noch ältere Leute tättowirt, Mädchen und Knaben gar nicht mehr. Natürlich lag mir besonders daran, diesen alten, nach und nach mit der Civilisation bei den Eingeborenen aussterbenden Gebrauch kennen zu lernen, und mir wurde zu diesem Zweck ein alter Tättowirer, Taitaou, der beste auf der Insel, empfohlen.

Mit einem der französischen Soldaten, einem Straßburger, machte ich mich Sonnabend den 8. Februar auf den Weg, ihn zu besuchen; wir fanden ihn zu Hause, und um doch ein Andenken von Tahiti mitzunehmen, ließ ich mich tättowiren. Die Art, wie es diese Indianer thun, ist eigenthümlich genug. Als Farbe benutzen sie den unter einem flachen Stein aufgefangenen Qualm der tui tui oder Lichtnuß, was der Zeichnung eine schöne blaue Farbe gibt, und zu Instrumenten haben sie kleine, mit aus Knochen und Fischgräten verfertigten Zähnen bewaffnete Werkzeuge, die in ihrer Gestalt unsern Gartenrechen ähneln und etwa 3½ bis 4 Zoll lang sind. Diese Instrumente haben je einen Zahn bis zwölf Zähne, je nachdem sie die Striche lang brauchen, und jeder Zahn läßt in der Haut einen Punkt zurück. Beim Tättowiren setzen sie die Zähne auf die Haut, halten den Stiel mit der linken Hand, während Zeigefinger und Daumen dieser Hand das Instrument lenken, und schlagen dabei fortwährend mit einem kleinen Stöckchen leichten Holzes auf den Stiel, wodurch sie eben die Zähne

in die Haut eintreiben. Dieses Aufschlagen, dem Takt nach gewöhnlich in Triolen, hat nach seinem Geräusch tat tat tat — tat tat tat, der ganzen Behandlung den Namen Tattowiren gegeben.

Das Tättowiren selbst ist nicht besonders schmerzhaft, und die Zeichnung schwillt nur am nächsten Tage etwas auf.

So lange war ich schon auf Tahiti, und hatte noch nicht einmal die Königin Pomare gesehen, und meine Leser möchten doch gewiß gern etwas Näheres über diese, jedenfalls historische Frau wissen. Es war nicht meine Schuld — Herr Orsmond hatte mir versprochen, mir eine Audienz zu verschaffen, schien aber Schwierigkeiten gefunden zu haben; auch sagte mir sein Sohn, daß etwas wegen eines Landbesitzes zwischen ihnen vorgekommen wäre, wonach sie nicht auf dem besten Fuß stünden; sonst kannte ich Niemanden, an den ich mich wenden konnte, und ich wußte nicht recht, wie es anzufangen. Der Straßburger Soldat half mir endlich aus der Verlegenheit, er war schon lange Jahre hier auf der Insel und mit ihren Söhnen (der älteste ist etwa 12 oder 13 Jahre alt) befreundet. Er versprach mir, er wolle sehen, mich dort einzuführen, sagte mir aber gleich, sie empfinge jetzt nicht gern Fremde, da sie ihr schönes Haus in der Stadt selber, einer kranken Verwandten wegen, für den Augenblick verlassen habe und in einer der gewöhnlichen indianischen Hütten residire.

Ließ ich mich als Fremder, als ein Reisender aus Deutschland vorstellen, so würde am Ende große Toilette verlangt und das Ganze lief auf eine steife Ceremonie aus — dagegen gab es ein anderes Mittel. Ich bat den Straßburger, mich Ihrer Majestät als einen fremden Musikanten anzukündigen, der ein ganz neues Instrument mit nach Tahiti gebracht habe. Ich war ziemlich sicher, daß sie noch keine Zither gesehen hatte. Am Montag Morgen kam er zu mir und kündigte mir an, wir könnten noch an demselben Abende zur Königin gehen.

An demselben Abend machten wir uns auf den Weg und erreichten bald die jetzige Residenz der Königin, eine der gewöhnlichen, ziemlich geräumigen Kanakahütten, die sich in nichts von irgend einer der andern Wohnungen der Eingeborenen unterschied. Es war gegen Abend, und einer der jungen Prinzen saß vor der Thür auf einem Stein und verzehrte seine Brodfrucht und rohen Fisch. Pomare's Tochter, ein junges Mädchen

von etwa 12 Jahren und die Zwillingsschwester des ältesten Sohnes, kam uns entgegen, und betrachtete sehr neugierig das Instrument.

Die königliche Familie war gerade beim Souper, und wir lagerten uns indessen draußen unter dem Hofstaat zwischen den Steinen; nicht lange, so bekamen wir ein Zeichen, näher zu treten.

Der innere Raum des Hauses war in drei Abtheilungen geschieden, was sonst nicht gebräuchlich ist — die erste diente als Vorhalle, die zweite den Kindern, die dritte der Königin und ihrem Gemahl zum Aufenthalt.

Pomare saß hier allein auf einer Matte und nähte an einem Kleide. Unser Gruß lautete: „Joranna Pomaré,“ und sie winkte uns freundlich, uns bei ihr niederzulassen. Mein Begleiter erzählte ihr, daß ich hergekommen sei — nicht gerade direkt von Deutschland, aber doch her zu ihr — ihr ein neues Instrument zu zeigen, das sie wohl noch nicht kenne. Sie besah es, aber mit weit weniger Neugierde, als ich erwartet hatte, und da die Kinder und übrigen zu ihrem Haus gehörigen Leute dicht gedrängt um den Platz herumstanden und auch etwas zu hören verlangten, sagte sie uns, ich möchte draußen spielen, sie wolle hinauskommen.

Natürlich leisteten wir ihrem Wunsche Folge, und sie kam denn auch bald hinter uns her und setzte sich auf der Schwelle ihres Hauses nieder.

Hier muß ich die Königin gegen all' die vielen übertriebenen und lügenhaften Beschreibungen in Schutz nehmen, nach denen sie, bei einer ungeheuern Dicke, sich nach Tisch, um besser zu verdauen, von ihren Hofdamen walken lasse u. s. w. Erstens leben alle diese Indianer sehr mäßig, und essen wenig, also auch die Königin, und dann ist Pomare nicht allein nicht übertrieben, sondern gar nicht, was man dick nennen kann. Sie hat eine nicht gerade schlanke, aber doch wohlproportionirte Gestalt, ist von mittlerer Größe, mit einem weit ernsteren und auch wohl etwas stolzerem Wesen, als es die Kanakafrauen sonst haben, was ihr aber ganz gut steht. Sie ist aus dem jugendlichen Alter heraus, hat aber doch noch immer viel Frische bewahrt, und ihr Anstand ist edel und frei — ihre Tracht dabei aber auch so einfach wie die aller übrigen Kanakafrauen, von denen man sie, dem Aeußern nach, nicht unterscheiden könnte. Sie trug an diesem Tage ein rothmousselinenes Kleid, das ihr, nach dem Schnitt der übrigen, von den Schultern bis auf die Knöchel herunterfiel, ein kleines Tuch um den

Hals und einen Männerstrohhut — eine ziemlich allgemeine Sitte unter den Frauen — auf dem Kopf. Sonst ging sie wie alle anderen Indianerinnen barfuß.

Während wir alle mitsammen vor der Thür saßen, kam auch ihr Gemahl, der dieselbe Stelle zu bekleiden scheint wie Prinz Albert in England, zu uns heran. Er war augenscheinlich jünger als Pomare und ein schlanker, hübscher Indianer, mit ausdrucksvollen, aber etwas weichlichen Zügen. Er lehnte sich, neben der Königin, mit dem Ellbogen an den Thürsims und blieb so stehen.

Wir müssen, wie wir so da saßen, ein ziemlich eigenthümliches Bild gegeben haben. Die Gruppe, die um mich her lagerte, war wirklich malerisch, die Dämmerung brach aber jetzt ein und ich hielt es für Zeit, mich zu empfehlen, stand also, zum Aerger der Kinder, die noch mehr zu hören wünschten, auf, gab Pomare und ihrem königlichen Gemahl die Hand und empfahl mich, gnädig entlassen.

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Dessau.

Kruis